

Adrien Turel/Die 12 Monate des Dr. Stulter

Adrien Turel
Die 12 Monate des Dr. Stulter

Edition Moderne

Wir danken Frau Turel-Welti für die freundliche Unterstützung

(c) für diese Ausgabe

Edition Moderne

Kreuzstr. 41

Postfach 4626

8022 Zürich

ISBN 3-907010-11-6

1. Auflage 1984

Satz: Nautilus Hamburg

Druck: Drucki, Aarau

**Es ist schwer, ein großer Mann zu sein
Erst muß ich die großen Gedanken haben
Die habe ich aus der Nacht heraus
Dann muß ich Alkohol trinken
um den Mut zu bekommen
sie für meine Zeitgenossen
niederzuschreiben –
und dann –
muß ich das kleine Vermögen meiner Frau
plündern
um die Gedanken drucken zu lassen –
und dann –
muß ich meine Freunde mit vorgehaltener
Pistole dazu zwingen,
meine Gedanken zu lesen.**

Adrien Turel

Die Beiz «Zum Großen Bären» Caper = Steinbock-Kapitel

22. Dezember bis 20. Januar 1938

An diesem ungewöhnlich kalten 23. Dezember saßen in der Beiz ‚Zum Großen Bären‘ zwei Männer an einem Fenstertisch einander gegenüber. Zunächst schienen sie nichts miteinander gemein zu haben, denn der eine, der bedeutend gepflegter aussah, las in einem Gedichtband. Der zweite, den man für einen Literaten an der Grenze der Verkommenheit hätte halten können, studierte in einem Bauernkalender.

Da öffnete sich die Tür. Ein großer, stattlicher Mann mit voluminösem Bauch trat ein, schloß sofort die Tür hinter sich zu, damit möglichst wenig von der Außenkälte hereinströmte und begab sich ohne zu grüßen an den beiden vorbei an seinen Stammplatz.

Der Kalendermann schaute von seiner Lektüre auf und sagte: „Hier kennt mich keiner, keiner grüßt mich hier.“

Jetzt schaute auch der Angeredete auf und meinte: „Erstaunlich genug, wo Du doch schon volle sieben Jahre hier Stammgast bist, liebes Stulterli.“

„Siehst Du, Rex,“ meinte der als Stulterli angeredete Mann oder Herr, „die Leute haben ja auch nichts von mir. Ich bin ihnen eigentlich recht wohl gesonnen und es macht mir sogar etwas Kummer, wenn ich merke, daß es bergab geht mit ihnen. Aber man kann auch sagen, ich sei unhöflich zu ihnen, da ich mich überhaupt nur um Dinge kümmere, die ihnen verstiegen erscheinen. Wenn ich mit jemandem am Tische sitze und ich hetze ihn mit Fragen, die ihn überanstrengen, ist es beinahe so unhöflich, als wäre ich ein reicher Mann und hätte für mich selbst Forellen bestellt, ihn aber mit ein paar Brezeln abgespeist.“

„Meinst Du, daß sie es so empfinden?“

„Im allgemeinen wohl. Es muß schon so sein. Es gibt ganz bestimmt Leute, die schwer beleidigt sind, daß sie mich nicht verstehen.“

In diesem Augenblick hörte man am anderen Ende des Lokals

die Türe gehen und alsbald erhob sich eine merkwürdig laute, krähende Stimme, die ganz vorzügliche Schnürsenkel, Rasierseife und entsprechende Waren anpries. Beim Schall dieser Stimme schloß Dr. Stulter seinen Bauernkalender und sagte: „Siehst Du, das ist einer der wenigen, die mich hier wirklich verstehen.“

„Ein Hausierer?“

„Ja, er wird gleich herkommen, weil ihm ja sonst doch niemand etwas abkauft. Ich werde ihn bitten, bei uns Platz zu nehmen und dann wirst Du erkennen, wo ich meine wahren Freunde habe.“

Schon näherten sich schwere und etwas schleppende Schritte und der Hausierer erschien mit seinem Laden. Sein Gesicht mit den etwas stechenden Augen und den knallroten Bäckchen wurde von einem braunroten Bart umrahmt, ähnlich im Schnitt wie der Bart Gottfried Kellers. Als er sah, daß Dr. Stulter sich ihm in voller Leutseligkeit zuwandte, machte er eine devote Verbeugung und begann sofort wieder mit seiner krähenden Stimme: „Guten Tag die Herren, Schnürsenkel gefällig...“

„Nein, lieber Dr. Coretti,“ lehnte Dr. Stulter ab, „aber setzen Sie sich zu uns. Sie werden ruhig ein Glas Bier trinken können beim vielen Herumziehen und dem kalten Wetter... Darf ich vorstellen? Herr Dr. Coretti, Herr Gymnasiallehrer Dr. Anderselbst.“

Dr. Anderselbst verbeugte sich etwas, machte aber ein wunderliches Gesicht. Der Hausierer bekam noch röttere Backen und setzte sich umständlich, indem er seinen Kasten neben sich auf den Stuhl abstellte. Gerade jetzt tauchte auch die Serviertochter Lydus in der Nähe auf und Dr. Stulter, offenbar in großmütiger Stimmung, bestellte bei ihr einen Römer Burgunder für den Hausierer und sich selbst. Das Mädchen machte ein böses Gesicht und wenn Dr. Anderselbst nicht da gewesen wäre, hätte sie gewiß eine taktlose Bemerkung gemacht darüber, daß es doch nicht nötig sei, den Hausierer freizuhalten, der für sie kein Dr. Coretti war, sondern nur ein Schnürsenkelverkäufer, also außerordentlich viel weniger als ein Mensch, der davon lebte, seinen Miteidgenossen durchschnittliches Bier zu verkaufen.

Während der Wein temperiert wurde, entstand eine Gesprächspause. Dr. Anderselbst begann wieder in den Gedichten zu lesen,

während der Hausierer, um sich Ansehen zu geben, ein kleines Notizbuch hervorholte und anfang, die Transaktionen des Tages durchzurechnen. Aber aus irgend einem Grund behagte ihm diese Arbeit nicht. Er legte den Bleistift wie eine Zigarre auf den Aschenbecher, zog ein riesengroßes, rot umrändertes Taschentuch hervor und wischte sich die Stirne. „Wunderlich heiß hier heute am 23. Dezember und bei der Kälte draußen.“

Dr. Stulter schüttelte lebhaft den Kopf: „Es kann gar nicht heiß genug sein, es müßte hier so warm sein, daß die Damen Lust bekommen, halbnackt herumzutanzten, und daß die Hühner beginnen Eier zu legen, weil sie versehentlich glauben, man sei im besten Sommer.“

„Stulterli, was sind das für perverse Vorstellungen,“ monierte Dr. Anderselbst, den Gedichtband zuklappend: „Wenn man allerdings in Deinen Versen liest, kann man auf dergleichen gefaßt sein, aber was Du da sagst, geht offenbar wider die Natur.“

Hier wurden sie unterbrochen, denn die Serviertochter, bei ihren Stammgästen Lydus genannt, brachte die zwei wohltemperierten Römer Burgunder, und Dr. Anderselbst, obwohl er das Trinken seines Freundes mißbilligte, bestellte dennoch für sich auch ein Glas.

„Was geht gegen die Natur?“ nahm Dr. Stulter das Gespräch wieder auf: „Gegen die tellurische Welt wohl, aber nicht gegen die heliotische Natur des sonnenhaften Menschen kommender Zeit!“

„Doch, diese Sucht ist unnatürlich, mitten im Winter in einer geheizten Stube schwitzen zu wollen. Normale Menschen pilgern jetzt in die Berge, soweit ihnen ihre Arbeit Zeit dazu läßt, dann gleiten sie von den Hängen auf Skiern herunter.“

„Ich behaupte, gerade das ist wider die Natur,“ widersprach Dr. Stulter. „Du hast doch bemerkt, daß sie hier das Bier mitten im Winter eiskalt servieren. Das ist der Mensch wie er leibt und lebt. Draußen ist es bitterkalt. Wir überheizen die Stube, dann gießen wir uns wieder voll mit kaltem Bier, das wir in den überheizten Räumen haben auf Eis stellen müssen. Oh, niemand weiß, was für herrliche Vorträge über Soziologie ich zu halten vermöchte. Ich würde nicht von irgendeinem problematischen Satz ausgehen, wie

von der Behauptung, der Mensch suche seine Grundbedürfnisse zu befriedigen, sondern von der These, daß der Mensch nicht dasjenige begehrt, was er um sich sieht, sondern im Gegenteil, gerade nur das, was bei den Antipoden seiner Möglichkeiten liegt. Ich würde mit den berühmtesten Potemkinschen Dörfern anfangen oder aber mit der Beschreibung der Gärten von Versailles. Bedenke doch, diese herrlichen Paradoxien. Versailles war ausgerechnet in einer Gegend angelegt, wo es von Haus aus fast kein Wasser gab. Innerhalb des Schlosses war nicht eine einzige Badewanne zu finden, man konnte sich kaum auch nur das Gesicht waschen und die Menschen, auch wenn sie hohe Adelige waren, holten sich die Läuse mit wundervoll gearbeiteten, langstieligen, winzigen Elfenbeingabeln aus den Perücken, während draußen vor dem riesenhaft prunkvollen, parfümierten und übelriechenden Schlosse sich ganze Niagarafälle von schaumweißen Wassern in den Wasserspielen ergossen. Wasserkatarakte, die man mit dem Aufgebot völkerverzehrender Arbeit von weit her in diese dürre Gegend hatte leiten müssen. Das ist der Mensch...“

Hier wurde Dr. Stulter durch seinen Freund unterbrochen, der auf den sichtlich verlegen an seinem Glase saugenden Hausierer hinwies und dabei sagte: „Stulterli, vergiß nicht, was Du vorhin über Deine Unpopularität in diesem Lokal gesagt hast und von der Unhöflichkeit, den Menschen mit bestimmten Gesprächsstoffen zur Last zu fallen...“

„Da irrst Du Dich sehr, lieber Rex. Ganz im Gegenteil möchte ich sagen, daß ich diesem Dr. Coretti hier nicht unwesentliche Anregungen zu meiner Theorie verdanke.“

Gerade hatte der bärtige Hausierer sein Glas geleert, erhob sich schwerfällig und traf Anstalten, entschuldigende Abschiedsworte zu murmeln.

„Nein, nein, gehen Sie uns jetzt nicht davon,“ rief Ludwig Stulter, „ich brauche Sie als Kronzeugen. Stellen Sie Ihren Koffer wieder ab und haben Sie die Güte und geben Sie mir Ihren Artikel über Hollywood.“

Während der Mann sichtlich geschmeichelt seinen Kasten aufklappte und eine Tasche öffnete, die mit zwei Druckknöpfen geschlossen war, wandte sich Stulter wieder zu Dr. Anderselbst: „Lieber Rex, Du weißt

gar nicht, in welcher vornehmer Gesellschaft Du hier am Tisch sitzt. Herr Dr. Coretti ist lange in Hollywood gewesen.“

Ludwig Stulter nahm dem bärtigen Hausierer ein zerlesenes und vergilbtes Zeitungsblatt aus der Hand, faltete es sorgsam auseinander, damit es nicht ganz zerfiel und zeigte auf einen Artikel mit der Überschrift: „Hollywood oder die künstliche Weihnacht.“

„Herr Coretti, mußt Du wissen, ist in Hollywood gewesen als großer Beleuchtungsfachmann, ich möchte fast sagen als Lichtmaler; dann hat er Pech gehabt und ist schließlich als nicht gerade reicher Auslandschweizer in seiner Heimatgemeinde St. Margarethen gelandet. Dort hatte er, ich glaube sogar gegen Honorar, im Wochenblatt für St. Margarethen und Umgebung, diese Erinnerung an Hollywood veröffentlicht.“

Nun begann Ludwig Stulter vorzulesen:

„Hollywood oder die künstliche Weihnacht.

Unten das südliche Meer, belebter Strand, Los Angeles, die Großstadt in der Nähe und dann die Hügel, glückselige Hügel voll Sonne, voll Luft, voll Reichtum. Dahinter die Berge der Wüste, Bohrtürme, Orangenkulturen, Pracht und Herrlichkeit und all die schönfarbenen Frauen. Keine ist häßlich, soweit man schaut. In den Straßen schlendern Neger und Mexikaner und Gelbe neben den Millionen Weißen, von denen wahrlich einer dem andern gleicht. Hier ist es Pflicht zu lächeln und sogar das grimmige Gesicht der Dollarmänner lächelt. Der Arbeitslose lächelt, der Vagabund lächelt, widrig und starr, oder redlich wie ein Kind; es muß sein, es schickt sich, es ist so Sitte. Über all dem aber verfeuert ein endlos durchleuchteter Himmel blauestes Blau und geht die Sonne unter, fängt er selbst zu strahlen an in irisierenden Farben wie Nordlicht, eine Glaskugel über den Häuptionen, das tausendfach schillernde Kuppeldach eines unheiligen Doms.

Doch dieser üppige, südländische Garten hat Heimweh. Es kommt einmal im Jahr über ihn wie ein leises Schluchzen, ein Erinnern an die kühle Dämmernis nordischer Wälder, an das ferne Einstmals geheimnisvoll umsorgter Kindheit und die flüsternd erzählten Märchen längst vergessener Feen. Gigantisch ungeschlacht bricht die Sehnsucht zur Weihnachtszeit in die sonst lächelnden Menschen ein. Wenn es

soweit ist, schon Anfang Dezember, sie können nicht warten, lassen sie sich ganze Eisenbahnzüge voll Tannen aus dem Norden bringen. Richtige Tannenbäume und Tannenäste, das düstere Grün, die starren Zweige, das Fremde, ach mit soviel Gemüt beschwerte Gewächs der verschollenen Heimat. In Los Angeles wickeln sie die Kandelaber der Straßenlaternen dick mit Tannenreisig ein und über die nüchternen Lampen stülpen sie transparente, sagenhafte Gebilde, vor denen uns Wehmut packt: verschnörkelte, mittelalterliche Burgen mit Erkern und Türmen und düsteren Verließen, wunderschön mit weißem Schnee bedeckt. Und auf dem Söller steht edel, aus Karton, der Herold, die Trompete sinnend an den Mund gedrückt. Doch sind auch Glocken über den belebten Straßen aufgehängt, mächtige Weihnachtsglocken aus Pappe mit Tannengrün beklebt, an Bändern und Girlanden baumeln sie über den Menschen. Diese Glocken beginnen, oh Wunder, zu läuten. Sie bewegen sich mitsamt dem eingebautem Radio langsam im Wind, eine nach der andern fällt lieblich ein, sie klingen und jauchzen; mit hohen und tiefen Stimmen schütteln sie die Seligkeit der Töne in den Straßenlärm, ein Choral hebt an, vielstimmig wie Männerchor aus Tannenzweigen: „Hebet die Herzen zu Gott!“. Wes Auge bliebe da trocken? Ein Sturm von Rührung träufelt in das Umgelände.

In Hollywood machen sie es anders, kostspieliger, übermenschlicher, dafür nur drei Abende lang, aber mit welcher Intensität.

Dort werden die Straßenlichter ausgelöscht am Hollywood Boulevard. Die Lichtreklamen hören auf zu toben und die Fassaden schreien nicht mehr von künstlichem Licht. Jetzt sieht man auch Christbäume, unbehaglich vor den Häusern träumen, denn man stellt sie nicht im Zimmer auf, Tannen aus stillen Wäldern, in Zementkübeln festgemacht, je höher desto besser, je elektrischer desto geschätzter. Eine Tanne vor jedem Haus und Geschäft; aber gewaltiger als alle andern ragen vor den Zeitungspalästen Riesentannen, Mammutweihnachtsbäume, the biggest of the world. Darüber leuchten die Sterne, die sonst die Stadt nicht sieht vor dem eigenen Licht, Sterne der Südsee, strahlen groß wie Kinderaugen, Stern an Stern. Jetzt erst wird Weihnacht, nicht die sentimentale der verlorenen alten Welt, wie drüben in Los Angeles, das von der Last einer zwanzig Jahre älteren Tradition erdrückt wird: es ist die eigene, die Weihnacht von Hollywood, den

Blick in die Zukunft gerichtet. In Amerika geboren, Ausdruck ungehemmter Kraft. Auf einen Schlag werden die Scheinwerfer eingeschaltet und ein Lichtsturz verdunkelt die Sterne, ein Lichtgeheul schwirrt auf, ein Donnerknall von Licht in allen Farben fegt durch die Straßen. Die Scheinwerfer sämtlicher Filmateliers sind nebeneinander aufgestellt, auf einen Fleck gerichtet, alle Helligkeit spritzt brausend ineinander, Überhelligkeit auf Überhelligkeit, im Rausch taumelt die Menge und hält den Atem an angesichts so stürmischen Sinnbilds menschlicher Allmacht. So siegen sie über die Finsternis! Siehe, das Wort ist erfüllt.

Noch nicht genug: auf einem Auto kommt St. Nikolaus gefahren. Was will er hier unter den Lächelnden und Geschickten? Der Mann mit dem urwelt-wurzelhaft silbrigen Bart. Wer verlangt nach Märchen in soviel Licht? Er zeigt, daß sie noch mehr als Licht zu machen vermögen in Hollywood: Schnee, lebendigen, richtigen Schnee. Um sein Auto wirbelt Schnee. Zauberhaft schweben die Flocken in Hollywoods Weihnacht. Der Süden ist überwunden, die Wärme stört nicht mehr. Sie lassen schneien, wo und wann es ihnen gefällt. Die Herren der Erde, die gewaltigen Gebieter über Finsternis und Wetterstürze, die Großaktionäre des Films. Sie stellen ihren Apparat zur Schnee-Erzeugung zur Verfügung, sie feiern Weihnacht öffentlich vor dem versammelten Volk, ihre Weihnacht ist strammes Bekenntnis zur unverwüstlichen Tüchtigkeit. Die Welt geht nicht unter, solange sie es nicht wünschen. Christ ist geboren, aber sie zeigen, was sie selber können, zackig starren die Konturen der Geschäftshäuser aus dem dröhnenden Lichtstrom. Kinder strecken jubelnd die Händchen nach wirklichem Schnee.

Zu Hause, nach dem gewaltigen Fest, zünden die feinen Leute in der Stube richtige Kerzen an und verspeisen ihren Weihnachtstruthahn fast zu vornehm in romantisch-feierlichem Zwielflicht. Draußen an den Hängen der südlichen Hügel aber gehen um diese Zeit rote tellergroße Blüten auf, die Weihnachtsblume Kaliforniens, die Indianerblume, die Poinsetta. Und wenn die hergeschafften Tannenzweige unansehnlich braun im Kehrlicht liegen, sind die Gärten rot von ihr geworden. Der Süden hat wieder gesiegt, die Natur wuchert über den Spuk der künstlichen Weihnacht und hüllt die Landschaft überreich in wirklichere Märchen ein...

Gezeichnet ist dieses vortreffliche Werk: Dr. Luigi Coretti. Hier dieser Herr!“

Der Hausierer machte ein merkwürdiges Gesicht. Er wußte nicht recht, ob er stolz sein sollte, so zitiert zu werden oder ob es ihm nicht äußerst peinlich sein sollte, an frühere Zeiten erinnert zu werden.

„Wie sind Sie dazu gekommen heimzukehren?“ fragte Anderselbst.

Der Mann wurde rot, soweit sein mächtiger Bart es zu sehen erlaubte und Ludwig Stulter kam ihm zu Hilfe: „Zuviel Begabung,“ sagte er, „zuviel Phantasie, selbst für Hollywood. Herr Coretti ist meiner Überzeugung nach im Grunde ein großer Erfinder, ein Bahnbrecher des Zukunftsfilmes, ein Lichtmaler, wie ich Dir schon sagte, Rex. Er hat ein Lichtsystem erfunden, welches erlaubt, mitten am Tage Lichteffekte gegen das Sonnenlicht durchzusetzen.“

„Was soll das heißen?“ lächelte Dr. Anderselbst skeptisch. „Du weißt doch selbst, daß sogar gasgefüllte Wolframlampen nicht entfernt gegen das Sonnenlicht aufkommen. Das liegt doch einfach daran, daß alle unsere künstlichen Lichtquellen weiter gar nichts sind als degradiertes Sonnenlicht. Möglicherweise, wenn wir von der Strahlungssubstanz des Sirius A oder des Rigel ausgehen könnten, so würden wir Übersonnenlicht erzeugen können, so aber... ich kann mir schon denken, daß Herr Dr... Coretti doch wohl mit solchen Erfindungen keinen rechten Erfolg gehabt hat.“

„Das ist nicht seine Schuld, sondern die Schuld der andern,“ verteidigte Dr. Stulter den unglücklichen Lichtmaler. „Lieber Dr. Coretti, Sie haben nichts mehr im Glase und ich auch nicht, so müssen wir etwas unternehmen, um uns bei den Alkoholproduzenten und besonders bei den Bierbrauereien wieder in Ansehen zu bringen.“

Lebhaft winkte er zur Serviertochter hinüber und als diese mit würdiger Gelassenheit nähergetreten war, bestellte er noch zwei Bier für Dr. Coretti und sich selbst.

„Ich betrachte mich hier einfach als zu einer bestimmten Warenabnahme verpflichtet. Wo bliebe sonst der Umsatz der Welt? Die Brauereien, dieses wichtige Gewerbe in unserem Staatshaushalt, sind nicht wie die Sonne, die ihre Strahlenkatarakte über die Erde ergießt, über

den Himmel nach allen Seiten hin, ganz ohne zu beachten, ob irgend- ein Lebewesen davon aufblüht oder nicht, daran verdorrt oder nicht. Die Brauereien kommen mir vielmehr vor wie eine Wölfin mit sehr vielen Zitzen. Wenn man ihr den ganzen Wurf fortnimmt, so leidet sie schwer darunter, weil sie ihre Milch nicht mehr los wird und sie ist sogar bereit, in ihrer Not elende Köter saugen zu lassen. So geht es auch mit den Brauereien. Ein Brauereibesitzer würde mit mir vermutlich nicht wie mit seinesgleichen verkehren mögen, aber als Großabnehmer seiner miserablen Ware muß ich ihm schon willkommen sein. Auch dieser Herr Dr. Coretti hier.“

„Pflichterfüllung! Pflichterfüllung!“ nickte Dr. Anderselbst mit gedankenschwerer Ironie, was ihn aber nicht daran hinderte, nun auch seinerseits sein Glas zu leeren und einen Halben zu bestellen. „Auf eins möchte ich Dich aber doch aufmerksam machen, Stulterli. Wenn ein Soldat im Dienst seines Vaterlandes zum Krüppel geschossen wird, so erhält er doch eine Invalidenrente und wenn Du im Dienst unserer Brauereien Deine Nieren und Deine sonstigen Gedärme zu Markte trägst, so solltest Du auch einer ähnlichen Rückversicherung gewiß sein können.“

„Bravo, ein ganz vorzüglicher Gedanke,“ lobte Dr. Stulter. „Ein Gedanke eminenten sozialer Gerechtigkeit. Wenn wir uns dafür opfern, die Brauereien zu unterstützen, so sollten sie uns umgekehrt, wenn wir nachweisen können, sagen wir einmal, daß wir in 30 Jahren, das heißt in rund 10.000 Tagen 30.000 Halbliter Bier vertilgt haben, irgendeine Invaliden- oder Altersrente gewähren.“

Dr. Stulter's Gesicht strahlte von einer vergnüglichen Offenbarung: „Das entspricht übrigens weitgehend den Geschäftsprinzipien mancher Familienblättchen, die nur dadurch Abonnenten kriegen, wenn jeder Abonnent gleichzeitig unfall- oder lebensversichert wird. Auf diesem glorreichen Wege müssen die Brauereien und die großen Schnapsbrennereien nachfolgen. Solche Weltfirmen wie die schottischen Whiskybrenner wären unmittelbar in der Lage, das ebensogut zu organisieren, wie große Brauereien oder wie große Champagnerfirmen. Wie gesagt, wenn man mit 65 Jahren zum Niereninvaliden wird, bekommt man von der Firma, die man durch seinen Durst lebenslang gefördert, fast möchte ich sagen, mit seinen Eingeweiden bedient hat,

eine Rente. Genauso wie man eine Rente dafür erhalten wird, wenn man als Werkmeister einer großen Fabrik in den Treibriemen oder im Geräder einen Arm oder ein Bein hat fahren lassen müssen.“

„Ein wahrhaft bedeutsamer Vorschlag,“ versetzte Dr. Anderselbst, „nur hat er einen Nachteil, liebes Stulterli. Er wird nämlich zu einer beträchtlichen Einschränkung Deiner Freiheit führen. Wenn Deine Säufer-Individualität in einen Rentenanspruch einmünden soll, so muß natürlich Dein Alkoholverschleiß genau gebucht werden, denn Du weißt doch, daß auch manchmal Antialkoholiker an den Nieren erkranken. Damit diese Verbuchung nun nicht allzu kompliziert wird, wirst Du dich auf eine Stammebeiz konzentrieren müssen...“ auch er mußte lächeln, „sowie man ja auch seine Ersparnisse auf eine bestimmte Bank oder Sparkasse konzentrieren wird.“

Geradezu sieghaft leerte Dr. Stulter sein Bierglas und rief: „Dieser Einwand ist natürlich längst vorgesehen. Wenn Lydus meine Schuldzettel nicht immer wieder schamhaft vernichten würde, sobald ich gezahlt habe, könnte sie aus den Blocks, in denen sie ihre Guthaben notiert, fast genau meinen Alkoholkonsum seit Jahren zusammenstellen. Bislang wäre das eine Schande gewesen, sobald aber ein Sparsystem daraus geworden ist, hat der alternde Potator ein Interesse daran, von seinem Gelde sehr viel in Alkohol angelegt zu haben, sowie es von Vorteil ist, beim Konsumverein sehr viele Sparmarken eingesammelt zu haben.“

Dr. Anderselbst konnte sich trotz pflichtmäßiger Mißbilligung dem Witz dieser Ausführungen nicht entziehen und schmunzelte wider Willen: „Man könnte das auch Exhibitionismus nennen, Schaustellungssucht, die selbstzerstörende Rabies, Dinge der Öffentlichkeit preiszugeben, die man bislang immer geheimgehalten hat, schamhaft verborgen.“

Dr. Ludwig Stulter wurde vollkommen ernst: „Du weißt doch, lieber Rex, daß die Staaten grundsätzlich alle gegen den Alkoholismus sind. Da es aber so kostspielig ist, eine Prohibition durchzuführen und derart einträglich, das Laster des Alkoholismus freizugeben, aber sehr hoch zu besteuern, bin ich eben auf den Gedanken gekommen, die Brauereien nicht zu bekämpfen, indem man sie blaukreuzlerisch ansingt, sondern ganz einfach dadurch, daß man ihnen die Pflicht aufer-

legt, Veteranen der Alkoholvergiftung in Altersversicherung aufzunehmen. Sobald dies durchgeführt ist, werden die Brauereien keine so einfache Freude an ihrem Absatz mehr haben wie vordem. So hätte ja auch der gute Don Juan lange nicht so viele Damen verführt, wenn er sie alle hätte ordnungsgemäß heiraten müssen... Man muß schon August der Starke sein, um für 354 Kinder Alimente zu zahlen.“

Hier zeigte sich die Grenze des Dr. Coretti, denn er stand auf und begann unwiderruflich seine Siebensachen zusammenzupacken um aufzubrechen. Vielleicht erwartete er dabei erneut festgehalten zu werden. Dies geschah aber nicht, Dr. Stulter und Dr. Anderselbst nahmen nur sehr höflich Abschied von ihm und behielten seine bescheidene Zeche für sich.

Als die Tür sich hinter dem dritten Mann geschlossen hatte, nahm Dr. Ludwig Stulter das für ihn eigentliche Gespräch wieder auf: „Ich habe natürlich nur aus Höflichkeit, denn ich bin gewiß viel höflicher und diplomatischer als Du glaubst, vorhin gesagt, daß ich von meiner Philosophie sehr vieles diesem Mann verdanke... Hier aus diesem Bauernkalender habe ich sehr viel mehr gelernt.“ Dabei öffnete er den Kalender, blätterte darin herum und wies auf verschiedene Seiten, auf denen je ein Monat mit seinem astrologischen Zeichen dargestellt war.

Dr. Anderselbst lachte. „Tu ne te désillusioneras jamais, mon cher. Kaum läßt Du diesen wackeren Hausierer, alias den Hollywood-raté Dr. Coretti als Gewährsmann fallen, um Dich nun auf diesen elenden Kalender zu stützen und mir auseinanderzusetzen, wunder wie viel Du daraus für Deine sogenannte Heliotik gelernt hast.“

„Dankbarkeit ist die Mutter der Porzellankiste,“ versetzte Dr. Stulter weise: „Dankbarkeit ist das beste Gegengewicht gegen Größenwahn. Wenn ich überzeugt bin, große Dinge erwischt zu haben, so muß ich sie auf andere Menschen verbuchen, wenigstens zum großen Teil verbuchen, sonst verliere ich das Gleichgewicht und komme mir den andern Menschen gegenüber allzu überlegen vor.“

Dr. Stulter nahm die Weinkarte, die auf dem Tische lag, drehte sie um und begann auf die leere Rückseite eine kunstvolle Zeichnung anzulegen. Er zeichnete eine Ellipse, keinen Kreis wie das Ziffernblatt einer Uhr, sondern eben eine Ellipse. Dann teilte er aber doch dieses

Gebilde in 12 Stundenhäuser ein und malte langsam in jedes Haus ein Wort: Aries, Taurus, Gemini, Cancer, Leo, Virgo, Libra, Scorpius, Arcitenens, Caper, Amphora, Pisces. Sodann gliederte er das Ganze derart auf, daß vom Mittelpunkt lauter Durchmesser ausgingen, die jedes Zeichen des Tierkreises zu einem Sektor ausschnitten und gleichzeitig mit seinem Gegenzeichen zu einem Kegel zusammenfaßten.

„Was ist das?“ fragte er streng, als er das Blatt seinem Freund hinüberreichte.

Dieser zögerte einen Augenblick: „Nun ganz einfach! Das Zifferblatt des Jahres, die 12 Zeichen des Zodiaks, wie sie auch in Deinem Kalender verzeichnet stehen.“

„Ganz recht, was steht aber in diesem Bauernkalender unter jedem Monatszeichen? Lauter Anweisungen, wie der Bauer den Gefahren dieses Monats zu begegnen habe; wie man zum Beispiel im Winter mit der eisigen Öde der Landschaft fertig wird... Ja, und wo stehen, vielmehr wo sitzen wir nun heute, wir zwei? In der Beiz ‚Zum Großen Bären‘, in Zürich, in der Schweiz, am Abend des 23. Dezember?“

Dem Angeredeten war nicht ganz wohl, denn er runzelte die Stirn, einmal vertikal zwischen den Augen und einmal horizontal, indem sich die Augenbrauen und Kopfschaare einander näherten. Dr. Stulter sah das und er wußte nicht, warum ihm dabei einfiel, wie auch die Lydus und die Wirtsfrau die Servietten in wellenartige Facetten zu falten pflegten, bevor sie sie kunstvoll auf die Tische verteilten.

Dr. Stulter ließ sich dadurch nicht anfechten. Er zog ein Blatt Papier aus seiner Brusttasche und mit der hartnäckigen Geduld, die nur kleinen Kindern, großen Genies oder schwer betrunkenen Leuten eigen ist, begann er die Zeichen des Tierkreises in zwei nebeneinanderliegenden Kolumnen hinzumalen:

- | | | | |
|----|---------------|-----|---------------|
| I. | 1) Aries | II. | 1) Pisces |
| | 2) Taurus | | 2) Amphora |
| | 3) Gemini | | 3) Caper |
| | 4) Cancer | | 4) Arcitenens |
| | 5) Leo | | 5) Scorpius |
| | 6) Virgo | | 6) Libra |
| | 7) Libra | | 7) Virgo |
| | 8) Scorpius | | 8) Leo |
| | 9) Arcitenens | | 9) Cancer |
| | 10) Caper | | 10) Gemini |
| | 11) Amphora | | 11) Taurus |
| | 12) Pisces | | 12) Aries |

Stumm reichte er sodann das Blatt seinem Freund hinüber. Stumm nahm es dieser mit einem gewissen Mißtrauen an und betrachtete die beiden Kolumnen.

„Was soll das sein? Du hast doch ganz einfach die Folge der Tierkreisbilder einmal direkt und einmal umgekehrt untereinander geschrieben. Soll das etwas Besonderes sein?“

„Bis zu einem gewissen Grad ja,“ meinte Ludwig Stulter mit erkünstelter Bescheidenheit. „Zunächst einmal bedeutet es das Verhältnis der südlichen und der nördlichen Erdhälften zueinander! Aries und Libra, Krebs und Steinbock stehen jahreszeitlich im Gegensatz zueinander wie Frühling und Herbst, wie Sommer und Winter, aber nur für unsere nördliche Erdhälfte; das war ja der Grund, weshalb der Aufsatz des guten Dr. Coretti mir so aufgefallen ist. In Port Darwin, in Sidney und Melbourne steht es ebenso. Wir, jetzt und hier, feiern Weihnachten im Schnee. Sie, jetzt und dort, feiern Weihnachten mitten im Sommer. Will man also für die Astrologie die beiden Hemisphären berücksichtigen, nicht nur die eine nördliche Erdhälfte, in der wir leben, so darf man nicht, wie jeder Astrologe es wird tun wollen, Aries = Aries setzen und Libra = Libra, sondern man muß schreiben Aries = Pisces, Cancer = Arcitenens... und wohlgemerkt, für das Verhältnis unserer Industrie, unserer Technik zur eigenen Landschaft, ist es genauso. Wie die Antipoden den Ausgleich, den ausgleichenden Gegensatz zum Pendelausschlag unserer Jahreszeiten bilden, so kann man

auch die gesamte Technik, den Industrialismus als die Vertretung der Antipoden auffassen. Ohne nach Argentinien, nach Südafrika oder nach Australien zu fahren, versetzen wir uns hier, auf dem Fleck technisch zu den Antipoden. Das relativiert natürlich völlig den Begriff der Bewegung, der Auswanderung und des Reisens.“

Die Beiztochter, die immer bremste, wenn Dr. Stulter allein war, trat mit geziemender Bescheidenheit an den Tisch und fragte, zu Dr. Anderselbst gewandt, ob die Herren noch ein Glas wünschten. Mißmutig bejahte Dr. Anderselbst, bemerkte aber zugleich, er müsse nun gehen. Dringlich fragte er dann Dr. Stulter, ob er ihn nicht begleiten wolle.

Dr. Stulter war damit nicht einverstanden, er meinte, Anderselbst könne ihm helfen, seine neue, der modernsten Technik angepaßte Astrologie voll zu entwickeln. Aber Anderselbst fühlte sich müde: „Rom ist auch nicht an einem Tag erbaut worden und ich habe für heute genug und Du bist auch müde, Du bist wie ein kleines Kind, das vor Erschöpfung zu greinen beginnt, aber um keinen Preis zu Bett gebracht sein will.“

„Ich bin nicht müde,“ protestierte Stulter: „Gerade diese Gleichungen für die Wiedergeburt der Astrologie habe ich soeben erst erfunden.“

„Und gerade deshalb bist Du müde,“ beharrte Anderselbst. „Du bist müde wie ein Gerippe, das nicht mehr die Kraft hat, die Last seines Fleisches weiter zu schleppen, und das daher unterwegs alles Fleisch von sich abstreifen will wie ein zu schweres Kleid. Deshalb verliert alles, was Du sagst, jetzt seine Sinnlichkeit. Vorhin hast Du schön mit Versailles und mit Potemkinschen Dörfern Beispiele gegeben, nun schrumpft alles zu mathematischen Gleichungen zusammen. Das sind nur Extrakte und Konserven des Lebens. Alle größeren Gewichte hast Du fallen lassen, weil Du nur noch imstande bist, diese ganz kleinen Gebilde fortzutragen, ohne das Gleichgewicht zu verlieren. Wenn Du jetzt weitergrübelst, wirst Du betrunken werden...“

Dr. Ludwig Stulter war selbstverständlich durchaus nicht dieser Meinung. Mit einem wahrhaft imperativen Gefühl sah er, wie Lydus seinem Freund in den Mantel half, dann ließ er sich noch den großen Block Schreibpapier geben, den er immer benutzte und begann zu

arbeiten; wie die Serviertochter glaubte, nur um zu rechtfertigen, daß er weiter trinken wollte.

Stulter füllte die erste Seite noch mit recht brauchbaren Aphorismen und trank dazu einen Römer Burgunder. Dann riß er bereits mit übertriebener Energie dieses erste Blatt vom Block ab, füllte die zweite Seite mit halbsoviel Text und trank zwei Römer dazu...

Auf die dritte Seite kam überhaupt nichts mehr zu stehen als in der Mitte eine Art Wappen, gleichsam eine surrealistische Zeichnung oder ein Symbol. Dem hätte vielleicht entsprochen, daß Dr. Ludwig Stulter drei Römer hätte trinken müssen, dazu kam es aber nicht mehr, denn mit einem Schlage veränderte sich ihm die Welt von Grund auf.

Draußen wurde der Schnee auf den Straßen glatt wie das teuflische Parkett einer potenziert macchiavellistischen Weltpolitik und er wußte, er würde Menschen begegnen, die so tun würden, als wenn sie stolperten, um ihn dabei umzustößen und ihm seine Brieftasche zu rauben. Seine Brieftasche, in der zwar kein Geld, aber diese unbezahlbaren Entwürfe zu einer neuen Form der soziologischen Astrologie stecken würden...

Dieses Lokal war auch nicht mehr die Wirtschaft 'Zum Großen Bären', es war seine Beiz, sein Eigentum und er blieb fest entschlossen, sich darin zu verschanzen, um sich, wie in einem Bunker, gegen seine Feinde zu verteidigen. Daß der Wirt ihn haßte und ihn verraten wollte, wußte er natürlich genau. Die Lydus war nicht schlecht, aber auch nur ein Weib und sie würde sich sicher zu seinen Gegnern schlagen, sich im entscheidenden Augenblick von ihm wegschleichen wie alle Marschälle und Minister von einem überwundenen Diktator.

Dr. Ludwig Stulter rüstete zum entscheidenden Widerstand; mit eisernem Willen zur Sorgfalt legte er die an diesem Abend beschriebenen Blätter zusammen, um sie, wie sehr hohe Banknoten, in seiner Brieftasche zu verwahren. Erst am nächsten Tag sollte er gewahren, daß sie wie zerknüllte Servietten behandelt worden waren.

Danach begann Stulter vor sich hin zu brüten und es geschah nichts mehr. Derweilen war die Polizeistunde herangekommen und die Serviertochter näherte sich ihm, um ihm den Lokalschluß anzuzeigen. Aber Dr. Stulter, der in tiefster Unbestechlichkeit vor sich hinstarrte,

kam sich vor wie ein großes Gebirge, das irgendein winziges Wesen beiseite schieben will. Zunächst antwortete er ihr überhaupt nicht, dann verlangte er noch ein Glas Wein, worauf sich das Mädchen entfernte. Nach einigen Minuten näherte sich der Wirt und forderte ihn auf, doch nach Hause zu gehen, aber Dr. Stulter tat nicht dergleichen. Er war sich bewußt, daß dieser Mann eigentlich verhaftet werden müßte und es wäre richtiger gewesen, all diese Menschen aus dem Lokal hinauszuräumen, damit er in Ruhe hier übernachten konnte.

Nur durch seine Haltung, die in ihrer schweigenden Unerschütterlichkeit an ägyptische Standbilder erinnerte, geruhte Stulter dem Wirt kundzutun, wie wenig er gesonnen war, auf dessen Wünsche einzugehen.

In seinem Innern, wie in einem Traum, der nicht von außen kommt, sondern aus uns selbst, der uns also nicht forttragen kann, sondern von uns eingekapselt und beherrscht wird, hörte er, wie der Wirt ans Telefon ging und telefonierte. Er wußte, daß er nun an seine Feinde denunziert wurde, aber das konnte ihn in seinem Entschluß nicht erschüttern. Dr. Ludwig Stulter hatte die ganze Welt verschluckt und konnte somit von außen her nicht mehr angegriffen werden!

...

Was für ein merkwürdig kaltes Zimmer! Sein erster Gedanke: es riecht wie beim Militär. An der Decke brannte eine kleine Birne, die große Couch, auf der er lag, glich einem Schragen bei einem Arzt, den er kannte. Lederartiges Wachstuch.

Dr. Stulter, sofort völlig nüchtern, stand auf und war sich bewußt, daß er verhaftet worden war und sich in einem Gefängnis befinden mußte. Keinen Augenblick befürchtete er, es könnte wegen eines Verbrechens geschehen sein, auch hegte er nicht die geringste Sorge, sich in die Gewalt bössartiger Feinde begeben zu haben. Die Delilah-artig verräterische Beiztochter, der dämonische Wirt, die furchtbaren Feinde, welche den Vorwand seiner sogenannten Betrunktheit benutzt hatten, um ihn verhaften zu lassen, waren gänzlich verschwunden.

Dr. Ludwig Stulter dachte: „Es ist ganz interessant, sich verhaften zu lassen, um zu sehen, wie unsere Polizei funktioniert.“

Vom Sommer der Städte

Amphora = Wasserträger-Kapitel

20. Januar bis 19. Februar

Es war am ersten Montag im Wassermann, kurz nach 8 Uhr abends. Um sich nicht zu verspäten, schritt Dr. Ludwig Stulter rüstig den Limmatquai entlang. Beide Hände tief in den Manteltaschen, stemmte er sich dem Wind entgegen, die Schultern hochgezogen, damit ihm das schwer zu beschreibende Gemisch von Regen und Schnee und kleinen Hagelgeschossen nicht in den Kragenausschnitt eindringen konnte.

„Bei solchem Wetter sind die Städte und die Weltstädte erfunden worden, wohl auch die Gasthäuser, diese schwer getäfelten Schiffskabinen in den Stürmen des Lebens... Bei solchem Wetter dürfte auch das Thermometer erfunden worden sein, denn der Boden mit seinem Schmutz von schmelzendem Schnee und mit seinem eisigen Wasser, das im Begriff steht zu gefrieren, hätte ohne weiteres den klassischen Nullpunkt der Thermometerskala ergeben. Dieses Wetter, eisig und doch nur naß, ohne zu gefrieren, im Zwielficht des Tauens zwischen Eis und Wasser, war unerträglich und gefährlich wie der Charakter eines zweideutigen Menschen. Eben, bei diesem Wetter waren wohl einmal vor Zeiten die Städte erfunden worden.“

Denn die Stadt Zürich erstrahlte in ihrer vollen Pracht. Alle Lichtreklamen brannten im nebligen Dunkel, es war wie ein riesiger Blütengarten von bunten, nicht sehr schönen, aber von eigenem Licht erstrahlenden Blumen und Blüten. Und unter den Laternen und Bogenlampen eilten die Menschen, nach Hause zu kommen.

Als Dr. Ludwig Stulter die Beiz betrat, saß Dr. Anderselbst noch allein an ihrem Stammtisch Nr. 2. So kurz nach der Zeit des Abendessens saßen nur ganz wenige Gäste im Raum und Dr. Anderselbst hatte das Licht in ihrer Ecke löschen lassen, so daß sie zu zweit fast im Dunkeln saßen.

Anderselbst schaute nach der Uhr: „Dieser Dr. von Barski hat mir gleich gesagt, daß er sich womöglich etwas verspäten würde. Wie ist

es Dir derweilen ergangen, während ich mich oben in den Bergen auf den Skibrettern tummelte, die manchen Menschen fast die Welt bedeuten?“

„Ich habe,“ erwiderte Dr. Stulter, „die Feiertage, Neujahr, Berchtoldstag und die zwölf Nächte, alias Dreikönigtag in tiefer Buße verbracht. Sozusagen bei den Antipoden jeder Feststimmung. Mir war es unheimlich, mit welcher gut bürgerlichen Fügsamkeit ich das Strafmandat aufgenommen habe, das mir auferlegt worden ist, weil ich in einem Anfall von bacchantischem Rausch hier diese Beiz zu meinen Zwecken habe enteignen wollen.“

„Von unserem guten Wirt finde ich die Sache nicht besonders elegant behandelt. Er hätte Dir die Peinlichkeit doch wohl ersparen können.“

„Das finde ich gar nicht,“ lehnte Dr. Stulter ab. „Es war sein gutes Recht, und so bleibt unser Verhältnis auch rein sachlich. Ich bin ihm nicht weiter verpflichtet,“ er lachte, „nur auf der Polizeiwache hätte man für den Preis von 20 Franken vielleicht etwas mehr Komfort erwarten können.“

Jetzt ging die Tür auf und herein trat ein großer, stattlicher Herr, der eine mächtige Pelzmütze vom kahlen Schädel abzog und Anderselbst begrüßte.

Stulter stellte fest, daß Lydus mit sehr viel größerem Eifer als sonst herbeikam, um dem Fremden aus seinem gewaltigen Pelz heraus zu helfen. Man merkte ihr die stolze Freude an, als sie das pompöse Kleidungsstück nur mit Anstrengung zum Kleiderhaken emporzuheben vermochte.

Dr. Barski begrüßte Dr. Ludwig Stulter mit ebenso großer als verhaltener Liebenswürdigkeit: „Dr. Anderselbst hat mir viel von Ihnen erzählt und es freut mich sehr, daß Sie mir gerade hier Audienz gewähren. So lerne ich eine richtige Schweizer-Beiz kennen, während ich sonst nur Hotels bewohnt hätte, die hierzulande genauso aussehen wie überall... Auch das Wetter scheint über die Maßen günstig zu sein.“

„Ganz richtig,“ nickte Dr. Stulter, „nur bei solcher Witterung kann man meine Theorie der menschlichen Kultur verstehen.“

Dr. von Barski hatte bereits Platz genommen und sagte: „Ich bin

zu Fuß gekommen, weil mir eingefallen ist que c'était une bonne aubaine. Ich bin ja auch eingemummt gewesen wie zu einer Winterreise in meiner Heimat oder wie zu einer Fahrt auf See, aber nur auf einem kleineren Schiffe aus Holz, wie es früher war.“

Er schwieg eine Weile und sah sich wohlwollend in dem wettergebräunten, schwer getäfelten Raum um. Derweilen stellte Dr. Stulter fest, daß der Graf von Barski die Weinqualitäten, die in dieser Beiz üblich waren, doch nicht kennenlernen würde, denn, vermutlich auf Geheiß des Dr. Anderselbst, brachte nun Lydus eine Flasche Rotwein herbei, die ganz anders aussah, als was man hier sonst zu sehen und zu schmecken bekam. Nun verstand Stulter, warum Anderselbst in ihn gedrungen war, er sollte sich zum heutigen Abend den Geschmack nicht verderben, vielmehr enthaltsam leben. Denn der Wein, den es nun gab, war, wie es schien, erstklassiger Chambertin und auch der noch unbekannt Herr von Barski stellte nach dem ersten Schluck verbindlich fest, wie gut es der Schweiz gehe, erkenne man schon daran, daß es in einem derart schlichten Lokal einen solchen Wein zu trinken gäbe.

„Vom demokratischen Standpunkt aus,“ sagte er, „geht doch nichts über einen derartigen Lebensstandard eines ganzen Volkes, obgleich,“ so fügte er hinzu, „dieser Wein vielleicht sogar zu gut ist, um ganz diejenige Stimmung zu schaffen, die wir brauchen, um Dr. Stulter's Theorien voll zu erleben.“

„Das ist, wenn Sie mir die plumpe Vertraulichkeit gestatten wollen, ganz ausgezeichnet, Herr von Barski,“ rief Dr. Stulter: „Denn in einer Schiffskabine würde man nicht gerade diesen Wein trinken, sondern irgendeinen Schnaps oder aber einen Grog...“

„Oder aber Ale oder Porter,“ meinte von Barski: „Ich hatte einmal eine wichtige Verabredung mit einem Freund. Ich saß in Paris, er glaube ich, in Stockholm, und wir beschlossen, uns in der Mitte zu treffen. Wenn ich nicht irre, war es in Jena. Als ich dann zum Rendez-Vous eintraf, fand ich ein Telegramm vor, er werde erst am nächsten Morgen ankommen können und so mußte ich mir nun den Abend vertreiben. Ich ging durch die Straßen, auch dort wo die Arbeiter wohnen, auch an den Kinos vorbei. Das Wetter war so wie heute und hier. Schließlich landete ich halb unter der Straße in einer schwer in Holz ver-

bauten Studentenkneipe, die fast leer war. Ich setzte mich hin, bestellte eine Flasche Alè oder Porter, eine kleine, häßliche, graugrüne Flasche mit einem Getränk, das wie verraucht aussah, teils nach Lakritze, teils bitterlich schmeckend und voll von wunderbarer Stimmung. Ich hatte kaum die erste Flasche geleert, als ich zu philosophieren begann. Man könnte auch sagen zu dichten. Ich saß wie in einer Schiffskabine bei schwerem Wetter, das ganze Gebäude schien auch entsprechend zu schwanken. Draußen peitschte der Regensturm an die Scheiben und das ist wohl die einzige Lage, in der dasjenige ohne Schaden und gut zu ertragen ist, was die Deutschen Gemütlichkeit nennen...“

„Und die Angelsachsen ‘Comfort’, wenn ich nicht irre.“

„Ja,“ nickte Dr. von Barski verbindlich, „bei den Helden ein verächtliches Wort.“

„Ganz einfach deswegen,“ lachte Dr. Stulter, „weil die Helden vom Leben allzuwenig verstehen. Comfort ist nur der eine Pol eines Bipols, an dessen anderem Ende nicht Comfort steht, sondern Notwendigkeit. Wenn an der Riviera Damen im Frühling in Pelzen herumstolzieren, so mag es Comfort sein, Luxus sogar, aber bei den Eskimos, bei den Eisbären in Grönland und bei den sibirischen Bauern ist der Pelz kein Comfort, sondern Notwendigkeit. Es mag auch Leute geben, für welche Alkohol nicht nur Comfort, sondern Luxus bedeutet. Für andere dagegen ist es vielleicht sogar Notwendigkeit. Mohammed hat in Arabien den Alkohol verbieten können, aber auf den Schiffen, die den atlantischen Ozean befahren und um das Kap Hoorn herumsegeln, wäre es ihm nicht ganz so leicht gefallen, diese Maßnahme durchzusetzen und den Kaffee als Nationalgetränk aufzuzwingen.“

Dr. von Barski lachte: „Dr. Anderselbst hat mich schon darauf vorbereitet, Sie seien der Till Eulenspiegel unter den Philosophen und den Soziologen.“

„Ja, nur ziehe ich die Konsequenzen viel tiefer als Till Eulenspiegel,“ präzierte Dr. Stulter. „Till Eulenspiegel wird guter Laune, wenn es bergauf geht, weil er sich schon darauf freut, daß es dann jenseits vom Kulm wieder bergab gehen muß. Ich steigere diese Einstellung zu einem allgemeinen soziologischen Grundsatz, indem ich

sage, man müsse den Mut haben, ein Antipode zu sein.“

„Sie meinen nun, daß die Städtebildungen schon längst diesen Mut gefunden haben,“ fragte von Barski, „und Sie loben daher die Städte, während die Sozialromantiker im allgemeinen die Neigung zeigen auszurufen: Seid verflucht, ihr babylonischen Städte, ihr wider-natürlichen, ihr Sarkophage, die ihr das gesunde Fleisch in Unzucht verzehrt und in flüchtigen Vergnügen verpufft..?“

„Diese Fragen sind Ihnen nicht so ganz fremd,“ meinte Stulter, „weil sie doch wohl mit dem russischen Mystizismus, mit der Ablehnung des Westens innig zusammenhängen?“

„Ja, ein Bolschewik bin ich natürlich nicht,“ sagte Barski verbindlich, „wenn Sie unter Bolschewismus die Unterwerfung Asiens unter rein industrielle Methoden verstehen sollten; aber eine reine Verfluchung des babylonischen Westens ist auch nicht meine Sache. Deshalb habe ich mich schon interessieren können für dasjenige, was mir Dr. Ander-selbst von Ihren Ideen mitgeteilt hat. Denn schließlich ist es kein Zufall, daß wir Russen die Potemkin'schen Dörfer erfunden haben. Von diesen Dörfern hegen Sie ja, wie ich vermute, nicht ganz die schlechte landläufige Meinung?“

„Gewiß nicht, denn sonst müßte ich ja alle Weltstädte ganz ebenso verdammen. Weltstädte hätten eigentlich nur im hohen Norden erfunden werden dürfen, da wo es einen tiefen Winter gibt und wo der Mensch daher geradezu herausgefordert wird, aus eigenem Vermögen dem Winter einen hohen Sommer künstlich dagegenzusetzen, so wie wir jetzt in Zürich und anderswo mitten im Winter der Landschaft den innern Sommer der Städte erleben.“

„Dem scheint aber zu widersprechen,“ versetzte Dr. von Barski, „daß Babylon und Rom und auch Karthago nicht im hohen Norden entstanden sind, sondern in Gegenden, wo der Mensch nicht so wie bei uns in Moskau dazu gedrängt wird, den Sommer der Städte mitten in den Winter der Landschaft hineinzustellen.“

„Ja,“ sagte Dr. Stulter, „und deshalb ist vielleicht die Weltstadt Babylon verflucht worden, weil die Weltstadt hier, vielmehr dort zu-nächst als Luxus erschienen ist und noch nicht als Notwendigkeit. Wir haben gesagt, es gäbe den Bipol von Luxus und Notwendigkeit, alle Dinge, die irgendwo auf der Erde notwendig sind, treten anderswo

als Überflüssigkeit auf, aber wir haben noch nicht bestimmt, an welchem dieser beiden Pole sie zunächst entstehen. Im allgemeinen wird man annehmen, anzunehmen geneigt sein, daß die Dinge dort entstehen, wo sie notwendig sind und man erst später damit zu spielen und Mißbrauch zu treiben beginnt. Aber es könnte auch sein, daß das Gefälle umgekehrt verläuft und die Dinge immer erst aus verspieltem Luxus und aus dem Übermut entstehen und dann erst viel später dort zur Anwendung kommen, wo sie Notwendigkeit sind.“

„Sie fürchten also nicht,“ fragte Dr. von Barski mit geistreichem Lächeln, „die ganze Philosophie, die Sie vertreten, sei schon wieder überholt; die Zukunftsphilosophie von gestern?“

„Ganz und gar nicht,“ erklärte Dr. Stulter: „Die ganze große moderne Technik ist nicht am Ende, sondern sie befindet sich erst in ihren welthistorischen Flegeljahren. Erst recht natürlich die Städte und die Weltstädte, die bisher der krasseste Ausdruck des technischen Gestaltungswillens gewesen sind. Man denkt zu viel in Verfluchungen der jüdischen Propheten gegen die Hure Ninive und die Hure Babel und man denkt zu viel im Sinne der Offenbarung Johannes, die auch nichts als eine fanatische Propagandaschrift gegen die Weltstadt Rom war.“

„Aber die Hure Rom ist dann tatsächlich in den darauffolgenden Jahrhunderten zugrunde gegangen...“

„Das hat nichts zu bedeuten. Bevor irgendeine neue technische Erfindung funktioniert, gehen viele Laboratoriumsversuche fehl und viele Modelle in Trümmer. Wenn man in den Vereinigten Staaten eine neue große Brücke bauen will, so erstellt man erst ein Modell, vielleicht in Fünftelgröße und belastet es dann bis zum Bruch. Ganz ähnlich, so möchte ich sagen, verfahren alle Weltreiche, wenn sie Krieg führen. Sie führen den Krieg zweimal. Erst einmal nach alten Methoden in einer Art Modellsituation, um auszuprobieren, wie die Dinge gehen, wobei auch die Gesamtheit des alten Materials zum Verschleiß kommt. Nach diesem ersten Kriege, bei dem sich die Macht sozusagen ihre alten Formen vom Leibe herunterringt und sich häutet, kommt dann erst der zweite Krieg. Die Menschheit insgesamt wird auch nicht anders verfahren...“

„Aber der Städtebau geht schon an die 10.000 Jahre zurück,“

wandte Dr. von Barski ein, „mindestens 5.000 Jahre. Auch die Verstädterung des Landes, von der Metropole aus, ist schon fast ebenso alt, hundertfältig vorgekommen, in Attika und in Griechenland, in Mesopotamien und in Ägypten, im römischen Weltreich und in den italienischen Stadtstaaten des Mittelalters und der Renaissance. Um von der Moderne gar nicht erst zu reden.“

„Graf von Barski, Sie sagen, schon allzulange probiere die Menschheit mit Stadtmodellen herum. Aber wielange träumt sie schon davon, fliegen zu können? Meines Erachtens schon weit längere Zeit als sie sich in Städten einmeilert und selbst verschmort. Ich glaube gewahren zu können, wie schon die großen Freskomaler der Höhlen von Altamira vom Fliegen geträumt haben müssen. Wie lange ist es dann bei halsbrecherischen Ikarusversuchen geblieben? Bis das Fliegen auf einmal „da“ war. Ganz einfach mit dem Explosionsmotor, also gleichzeitig mit dem Auto, mit dem Tank, mit dem Unterseeboot, mit dem Motorrad, mit einer ganzen Schicht des technischen Stils. Also unmittelbar vor der großen, kommenden heliotischen Periode, untrennbar von ihr...“

„Ja, ich weiß,“ nickte Dr. von Barski voller Wohlwollen. „Sie sind Anthroposoph?“

„Inwiefern?“ fragte Dr. Ludwig Stulter nicht viel anders, als wenn man ihm zugemutet hätte, Banknotenfälscher zu sein, also mit vollendeter Höflichkeit.

„Ja, die Anthroposophen verkünden ja schon lange ein heliotisches Zeitalter.“

„Ja, ich habe davon gehört. Frei nach Goethe:

Wär nicht das Auge Sonnenhaft,
die Sonne könnt' es nicht erblicken.
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt uns Göttliches erquicken.

Oder so ungefähr, bis auf wenige Silben genau. Wie Sie aber wissen, Graf von Barski, hat Goethe diese Verse auch nur von irgendeinem alten Lateiner übersetzt und dann gibt es noch irgendeinen andern Spätlateiner, der den astrologischen Vers gedichtet hat:

Das Sternaug' erhebt er zu den Sternen.

Und dieser Vers gefällt mir noch viel besser als der von Goethe,

weil ja unsere Sonne nur ein Stern unter Sternen ist, nur ein Mann, in seinesgleichen Heer...“

Hier zeigte sich, daß Dr. von Barski weit mehr war als ein definitionstrunkener Philosoph, denn er hob den Finger wie ein Dirigent, um das Orchester abzubremsten und sagte: „Vielleicht wäre es dann doch besser, nicht von Heliotik zu sprechen, weil Helios, dieser kümmerliche Sonnengott versunkener Zeiten, ja doch nur einzig und allein die veraltete Vorstellung an unsere einzige Mutter Sonne erweckt...“

„Das schon,“ äußerte Dr. Stulter voll tiefer Anerkennung, „aber dieses Zwischenstadium ist wohl notwendig, weil unsere heutigen Menschen sich unter Sternen gar nichts denken können als Stars in Hollywood oder irgendeinen Schmuck am Gewölbe der Nacht. Was dem Menschen nicht auf den Pelz brennt, dessen geruht er ja nicht zu achten. Weder Kriegsgefahr an den Antipoden, noch auch so gewaltige Gestirne wie die Beteigeuze oder der Rigel im Orion, die viel tausendmal stärker sind als unsere Sonne, aber so weit fort, daß der Mensch, auch der nicht russische, von ihnen sagen kann: Der Himmel ist hoch und der Zar ist weit...“

Dr. von Barski verbeugte sich ironisch für dieses Kompliment an seine russische Seele: „Sie meinen nun, man kann mit einem kleinem Brennglas sehr fern von der Sonne dem Bären dicht an den Pelz kommen und dann aber wird das Tier spüren, nur an einem ganz kleinen brennenden Punkt auf seinem Fell, wie nah ihm nun die Sonne gerückt ist...“

Hier lachten sowohl Anderselbst wie auch Stulter auf, daß es unmittelbar wie Beifall klang, was Dr. von Barski auch sofort wahrnahm, ohne es sich anmerken zu lassen.

Dr. Anderselbst sagte: „Graf von Barski, haben Sie moderne Astronomie betrieben, den Gegensatz unserer heutigen Astronomie von Newton bis Newcomb?“

„Nein,“ sagte von Barski, „was meinen Sie damit?“

„Der Triumph der Newton'schen Astronomie war es, darzustellen, wie die 9 Planeten: Merkur, Venus, Erde, Mars, Ceres, Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun und jetzt noch Pluto...“

„Halt,“ sagte Stulter lachend, „jetzt hast Du schon ihrer zehn beisammen und darüber hinaus möchte ich Dich darauf aufmerksam

machen, daß die Ceres die Gesamtheit der Planetoiden vertritt.“

„Gut, gut, immerhin ist es eine Tatsache, daß ein Planet nur unter der Bedingung in dieses gravitierende Parlament um die Sonne aufgenommen werden konnte, wenn er genau den Newton'schen Verhaltensgesetzen entsprach oder folgte. Sie alle miteinander wogen nur etwa den 700sten Teil der Sonne und weil sie so viel leichter waren, mußten sie auch gehorchen. Derweilen hat sich aber herausgestellt, daß auch die Sonne mit ihrer einzigartigen Wucht nicht ganz so übermächtig ist wie man noch zur Zeit Ludwigs des XIV. anzunehmen geruhte. Auch der Sterne sind viele; auch der Weltstädte sind viele. Auch Weltstädte wie Paris, London und New York, Tokio, Moskau und Rio de Janeiro werden sich daran gewöhnen müssen, nicht wie halbtote Planeten ihre Landschaft um sich wirbeln zu lassen, sondern als Sterne unter Sternen, mit ihresgleichen in einer seltsamen Milchstraße zu leben, die sich wie die Macht der Erde über die Kontinente verteilt...“

Wiederum zeigte sich Dr. Barski diesem Ansturm völlig gewachsen, denn er strich an seinem Spitzbart herunter und sagte dann: „Gut, aber der Übergang von der tellurischen Betrachtung oder von der planetarischen, wie Sie vielleicht sagen würden, zur heliotischen oder astralen, bedingt auch offensichtlich die Aufstellung eines Spektrums der Weltwirtschaft. Denn wenn die Weltwirtschaft kein toter und nur noch reflektierender Planet wie unsere Erde sein soll, sondern ein selbstleuchtendes Gestirn, so muß evidentermaßen auch unsere Weltwirtschaft ein eigenes Spektrum aussenden... Und nun möchte ich hoffen, daß Sie mir nicht poetisch auseinandersetzen werden, die Vergnügungsviertel unserer großen Weltstädte seien schon die Realisation dieses Eigenspektrums unserer Weltwirtschaft, insofern ...“

Hier unterbrach sich Dr. von Barski. Er ließ sich Zeit um fortzufahren, aber Dr. Ludwig Stulter und Dr. Reginald Anderselbst sahen ihn nur mit der langen Geduld der Weltmächte an und tranken sachte das letzte Glas aus der zweiten Flasche.

„... als die Weltmächte besonders in ihren Broadways ganz offensichtlich darauf ausgehen, mit ihrem Licht ganze Kuppeln über ihre Straßen und Städte aufzubauen. Indem sie diese Lichtgebäude zu Lichtsäulen und Lichtwölbungen architektonisch gestalten, erhalten sie

beinahe das Gefüge gotischer Kathedralen. Mir kommen diese Gewölbe aber nicht so vor, als seien sie so festgefügt wie die mykenischen Gräber. Mit alledem scheint mir nur ein frevelhafter Angriff unternommen zu werden gegen das heilige Dunkel, gegen die heilige Nacht. Mit dem betäubenden Lichtschwall, mit den Kaskaden von Licht, die aus einer dieser Städte hervorbrechen, dokumentieren diese Menschen nur ihr schlechtes Gewissen. Sobald sie wieder in sich selbst versinken müssen, wären sie gezwungen zu erkennen, daß sie nichts mehr sind, weil sie nichts mehr schaffen. Um sich nicht versenken zu müssen dans ce néant d'eux mêmes, suchen sie die Nacht von sich wegzudrängen, mit großen Lichtnadeln wegzustechen und als Ersatz für den gemordeten Schlaf bauen sie den künstlichen Traum ihrer Filmorgien, ihres Fusels und ihrer Rauschmittel auf. Ich hoffe, das ist nicht die von Ihnen ersehnte Heliotik...“

„Gewiß nicht, denn diese tellurischen Weltstädte sind nur schlechte Modelle einer heliotischen Stadt, einer town of stars,“ erwiderte Dr. Stulter, „denn auch das Licht hat seinen Schatten und auch die Sterne haben ihren Schlaf. Es gibt auch das schwarze Licht, wenn Sie so wollen. Das schwarze Licht wird gar nichts anderes sein als das Abschatten tieferer Schichten der Sonne. Doch die höhere Tatsache bleibt: die Sonne selbst kann sich durchaus nicht einfach nach außen hin mit einer einzigen Explosion verstrahlen. Die Sonnen sind so. Die Dichter meinen, sie vergeudeteten ihr goldenes Licht ins All, im Grunde aber sind sie recht sparsam und daher dauern sie auch Hunderte von Millionen Jahre...“

Dr. von Barski, der schon sehr guter Laune war, lachte: „Sie stehen auch mit dem Teufel und mit den mittleren Engeln recht vertraut?“

„Ja, insofern der Teufel ja auch nicht so sehr viel ausrichten kann. Der Teufel trägt, so viel ich erfahren habe, wenn er in der Hölle hantiert, Asbestbuschen und große Asbest-Handschuhe, um sich vor dem dort üblichen Feuer zu schützen, aber unter uns Sternen würde das nicht viel helfen, denn Asbest ist eine hohe chemische Kombination und im Strahlungsgefüge der Sterne können nur reine Grundstoffe im eigenen spektralen Licht glühen...“

Dr. Anderselbst bemerkte mit leisem Mißvergnügen, daß Dr. von

Barski auf seine Armbanduhr geschaut hatte.

„Es ist leider schon 11 Uhr,“ stellte der russische Philosoph fest, „und ich habe noch eine dringende Verabredung, aber wir werden uns doch wohl in nächster Zeit wiedersehen.“

„Das würde mich sehr freuen,“ versetzte Dr. Stulter und dabei beobachtete er genau, wie Dr. von Barski aufstand. Der Mann war mindestens 1.80 groß, sehr kräftig gebaut und überdies ganz leise beschwipst und zwar gewiß nicht nur von seinem Anteil an den drei Flaschen Chambertin, die man hier gemeinsam vertilgt hatte. Dr. Stulter beobachtete genau, wie Dr. von Barski die Neigung verspürte, beim Aufstehen mit seinen kräftigen Oberschenkeln den Tisch einfach beiseite zu schieben.

Aber er war doch ein Weltmann und da auch Dr. Anderselbst und Dr. Stulter zum Abschied gleichzeitig mitaufstanden, blieb der Tisch stehen. Lydus half dem Herrn in seinen Pelz und die drei neuen Freunde verabredeten sich aufs nächste Mal.

Ein kleiner Karneval der Weltwirtschaft Pisces = Fische-Kapitel

19. Februar bis 21. März

Dr. Reginald Anderselbst stammte aus Baselstadt, wenigstens mütterlicherseits und besaß daher zu den Gepflogenheiten des Karnevals eine innigere Beziehung als andere Menschen, auch als Dr. Ludwig Stulter, dem als Halbwelschen doch noch viel vom strengsten, calvinistischen Puritanismus in den Knochen steckte, weit mehr als man es diesem Bohémien hätte zutrauen sollen. So wunderten sich die Freunde des Dr. Anderselbst einigermaßen, als sie gerade auf den 24. Februar in seine Villa, Nordoststraße 113, zur Gründung einer Arbeitsgemeinschaft über Philosophie der Technik oder Technosophie eingeladen wurden.

Dr. Ludwig Stulter fühlte sich über diese Zumutung schwer beleidigt. Seine Bergsteigerei bestand im allgemeinen nur darin, von seinem Stübchen im Dienstmädchengeschoß mehrmals am Tage im Renn-tempo die 5 Stockwerke auf- und abzusteiigen, um in der nahen Beiz ‚Zum Großen Bären‘ seine Schuldigkeit als Biervertilger zu erfüllen. Nun sollte er die 5 Stockwerke hinuntersteigen, um sich dann den Zürichberg hinaufzubemühen. Es gehört zum Widersinn des Städtebaus, daß ein Wolkenkratzer neben einem Berg stehen kann und man doch von den Dachstuben des Wolkenkratzers erst mit dem Lift auf das Straßenniveau sausen muß, um dann wiederum mit einer Drahtseilbahn den Berg hinanzuklimmen.

Dr. Ludwig Stulter zog seinen guten dunkelblauen Anzug an, dann schlug er in seinen Notizen nach, wie hoch das Haus seines Freundes auf dem Zürichberg lag. Mit wissenschaftlicher Genauigkeit errechnete er zwischen der Schwelle seines Hauses und der Schwelle der Nr.113 in der Nordoststraße eine Niveaudifferenz von 157 Metern. Diese Feststellung erfüllte ihn mit unergründlichem Widerwillen, eine solche Niveaudifferenz zu Fuß zu überwinden. Wollte man dies vermeiden, so mußte man für 30 Rappen ein Trambillet lösen und diese Ausgabe schien Herrn Dr. Ludwig Stulter untragbar zu sein. Eine Rück-

sichtslosigkeit, diese Einladung von Dr. Reginald Anderselbst! Er kannte doch die Verhältnisse von Dr. Stulter. Ludwig Stulter war kein reicher Junge aus gutem Hause und wenn Anderselbst ihn einlud, so hätte er das bedenken sollen und hätte ihm das Fahrgeld vorweg übersenden müssen. Dreißig Rappen zur Auffahrt und dreißig Rappen zur Abfahrt, spät am Abend, wenn nach der Konferenz noch ein Tram verkehren sollte, ergab summa summarum 60 Rappen Unkosten und Dr. Ludwig Stulter konnte sich überhaupt nicht vorstellen, wie er diesen Betrag auftreiben sollte.

Er setzte sich an seinen Arbeitstisch aus schönem, weitausladendem Sperrholz und begann zu rechnen, ob er etwas einsparen könnte, wenn er doch zu Fuß hinaufgehen würde. Ein Paar Sohlen kosteten bei seinem Schuster Fr. 5.50. Diese Sohlen hielten sehr lange, weil sie wenig abgenutzt wurden, wenn er an seiner Schreibmaschine saß oder aber unten in der Beiz an seinem Stammtisch. Auch dies gehörte übrigens zu den Sparmaßnahmen, die ihm am Herzen lagen: wenn man an einem Tisch sitzt und sollte es auch ein Wirtshaus-tisch sein, nutzt man keine Schuhsohle ab. Denn dazu war Dr. Ludwig Stulter gewiß nicht da, um mit seinen Schuhen alle Pflastersteine dieser schönen Stadt blank zu wetzen. Wenn er nun, um das Fahrgeld einzusparen, zu Fuß hinauf ging, so arbeitete er seinem Schuster ungebührlich in die Hände, denn es kam ihm vor, als würden bei solchen Orgien des Dahinschreitens die Sohlen seiner Stiefel sicher in einem Viertel der Zeit durchgearbeitet sein. Immerhin blieb dann die Möglichkeit, dem Dr. Anderselbst ins Gewissen zu reden und ihm klar zu machen, es sei seine Pflicht, die darauffolgende Schusterrechnung zu begleichen.

Aber Dr. Ludwig Stulter hatte noch andere Bedenken. Wenn man 157 m am Zürichberg emporklomm, so mußte man in Wärme geraten, man fing etwas zu schwitzen an und dies steigerte direkt oder indirekt die Wäscherechnung. Auch diese würde also dem Dr. Anderselbst mit vollem Rechte aufgebürdet werden müssen.

Mitten in diesen Wirtschaftsberechnungen fiel es Herrn Dr. Ludwig Stulter ein, daß er ja damit schon mitten in der Wirtschaftskonferenz war, zu der er eingeladen wurde und er fing an, schallend zu lachen und dann kam auch gleich die Reue hinterher, denn er

berechnete nun die Treppenstufen, die er von seinem Dachgeschoß bis auf die Straße bedenkenlos 10 und 12 mal am Tage auf- und niederstürmte, um einen Brief in den Kasten zu stecken oder aber um ein Glas Bier oder Burgunder in der Beiz ‚Zum Großen Bären‘ zu vertilgen. Dr. Stulter begann nun Zahlen zusammenzustellen und auf einmal erschien es ihm, als wenn er jeden Tag einmal auf die Rigi hätte steigen können, ohne mehr zu leisten als bei seinem alltäglichen Auf- und Abgessen, um aus der Beiz am Quai mit den kommunizierenden Röhren seines Leibes den bacchantischen Geist des Alkohols an seine Schreibmaschine emporzusaugen ...

Es wäre zuviel gesagt, wenn man behaupten wollte, Dr. Ludwig Stulter habe nunmehr für seinen Lebenswandel Abbitte getan. Immerhin beschloß er heute, den Weg zur Wirtschaftskonferenz am Karnevalstage zu Fuß anzutreten und zwar nicht einmal barfuß, wie König Heinrich IV. den Gang nach Canossa.

Beim Stichwort Canossa fiel unserem Stulter eine Notiz ein, die irgendwo in seinen Manuskripten begraben lag: „Es ist merkwürdig, daß die Päpste, die doch auf christliche Demut eingestellt waren, sich so oft die Verschwendung, die Vergeudung, die Demütigung geleistet haben, ihre Feinde vor sich knien zu lassen. Man vernichtet einen Gegner, oder man versöhnt sich mit ihm, ihn aber zu demütigen und dann laufen zu lassen, ist beinahe schon eine Selbstkasteiung, bedeutet das Heraufbeschwören einer künstlichen Not und eines Gegenangriffs, den man später nur schwer überdauern wird. Die Demütigung eines Gegners, den man nicht vernichten will, ist die schlimmste Ausartung und die kostspieligste aller menschlichen Eitelkeiten. Davon ist gar keine Rede, daß ich von Anstand spreche, von Nächstenliebe, von Menschlichkeit, von der einfachen Höflichkeit, die es verbietet, irgend einen Bruder in Christo oder in Buddha oder in Marx zu kränken. Ich rede lediglich im Sinne der Technosophie, der Philosophie der Technik, welche auch auf dem Gebiet der Ethik und der Seele jede Kraftvergeudung nachrechnet und verbietet ...“

Nach diesem Selbstgespräch zog Dr. Ludwig Stulter an diesem milden Tag seinen Regenmantel an, schritt geduldig 130 Stufen seines Hauses bis zur Straße hinab und begann dann auf den etwas allzu

glatten Straßen den Zürichberg zur Wirtschaftskonferenz in großen Kehren hinanzusteigen.

Dr. Ludwig Stulter stieg und stieg. Er ließ sich Zeit, er sah sich wie ein Reisender, der zum ersten Mal von Australien her das Züri-biet betreten würde, an jeder Wendung des Weges genießerisch um und betrachtete die Landschaft unter ihm, wie sie sich langsam zur Vogelperspektive, zur Vogelschau verwandelte. Dann aber wurde ihm klar, daß er zu früh kam, es war erst gegen 5 Uhr nachmittags. Schon füllte zwar das Dunkel die Talsohle und quoll hinter ihm her an den Berghängen empor. So früh war die Einladung für die Gäste im allgemeinen aber nicht gemeint und Dr. Ludwig Stulter stapfte plötzlich nicht mehr so mutig voran, vielmehr blieb er stehen, zögerte und wandte die ganz ungewöhnliche, fast adlerhafte Schärfe seiner grau-grünen Augen dazu an, um schon von weitem nach der wohlbe-kannten Silhouette des Hauses Nr.113 an der Nordoststraße auszu-spähen. Jetzt beschien die Abendsonne das Anwesen bereits mit ihrem letzten und schönsten Lichte. Scharf hob sich, über dem flachen Dach, der Umriß der kleinen Sternwarte ab, die Dr. Anderselbst auf sein Haus gesetzt hatte. Gegen den dunklen Waldsaum stand sie wie die winzige Kuppel einer Moschee.

Die großen Spiegelfenster des einstöckigen Hauses blinkten und blitzten wie die Brillengläser eines streitbaren und kurzsichtigen Ge-lehrten. Dr. Ludwig Stulter dachte, die Fenster blitzten so, als habe die schöne neue Haushälterin, die seine Cousine war und dort oben seit 4 Wochen waltete, recht eigentlich die Absicht, später einmal Frau Dr. Anderselbst, geborene Curchod zu heißen. Dr. Ludwig Stulter hegte sogar den Verdacht, ja er empfand sozusagen die Gewiß-heit, daß jene bereits wiederholt seine Zusammenkünfte mit Dr. Re-ginald Anderselbst vermöge raffinierter, geradezu macchiavellistischer Kniffe hintertrieben hatte, gewissermaßen als sei sie jetzt schon für etwaige künftige Kinder bestrebt, Reginalds nicht unbeträchtliches Vermögen zusammenzuhalten und vor parasitären Zugriffen fremder Leute zu bewahren.

Seine Cousine Virginie Curchod gefiel allerdings auch Herrn Dr. Stulter zu gut, als daß er ihr deswegen besonders gram gewesen wäre. Trotzdem aber mußte ihm daran gelegen sein, ihre strategischen

Manöver zu vereiteln. Das gehörte ja zur Theorie und Strategie der Weltwirtschaft, wie sie am heutigen Abend abgehandelt werden sollte.

Nun, wo Dr. Ludwig Stulter sich auf der steil anklimmenden Straße von der Flanke her dem Hause näherte, gewährte er ein heilbringendes Zeichen: auf der Sternwarte, die auch Dr. Anderselbsts Arbeitszimmer war, öffnete sich das Fenster und der Herr des Hauses beugte sich heraus, um nach dem Thermometer zu sehen.

Fröhlich und seiner Sache gewiß, bog nun Dr. Stulter links um die Ecke, auf die obere Straße und schritt vor das Haus, das nun, ganz niedrig, gewissermaßen unter ihm lag ... Merkwürdig! Hätte nicht ein Riese von dieser Bergseite her das ganze Haus, dieses ganze Schwalbennest durch einen Schulterstoß den Hang hinunterwerfen können? Möglicherweise wohl! Aber um den Hausherrn dann nachher anzupumpen, wäre das nicht die richtige Einleitung gewesen.

Trotzdem blieb bestehen, daß man dieses Haus nicht erkletterte. Man fiel gleichsam von oben her hinein! Mit seinen Grundmauern bildete es die Stützung der oberen Straße. War dies nicht falsch, gefährlich und schwindelerregend? War nicht schon alles unterwaschen? Herrn Dr. Stulter war es vor Widerwillen so bleiern in den Beinen, daß er auf die Klingel zuschreitend beinahe fürchtete, durch sein Gewicht die ganze Lawine dieser Besetzung ins Rutschen zu bringen. Er wußte genau, wenn er etwas gebracht hätte statt nur zu holen, Geld zu holen, wäre es ihm nicht so mühsam gewesen, die Hand zu heben, um auf den Klingelknopf zu drücken.

Als Dr. Ludwig Stulter geklingelt hatte, dauerte es lange, nach seiner Armbanduhr genau 13 Sekunden, bis jemand kam. War das immer so? Hatte sich Anderselbst schon mit Virginie Curchod verabredet, ihm nicht öffnen zu lassen. Oh, dachte Stulter ... aber schon ging die Tür auf und er blickte in das schöne Gesicht seiner Feindin.

„Guten Tag, lieber Stulter,“ sagte sie, indem sie ihre Feindschaft doch sehr gut zu verbergen wußte: „Schön, daß Du kommst. Herr Dr. Anderselbst hat schon zwei- oder dreimal nach Dir telefoniert, immer in die Beiz, aber Du warst dort nicht zu erreichen. Er ist oben auf seinem Arbeitszimmer. Ich brauch Dich wohl nicht zu begleiten.“

Stulter dankte herzlich und ging hinauf, klopfte an und wurde aufs Beste empfangen, obgleich er früher als alle andern Gäste kam.

„Es ist mir ganz recht, daß Du jetzt schon kommst, etwas vor den andern,“ meinte Dr. Anderselbst, „denn die andern werden wohl auch bald hier sein ...“

„Wen hast Du eingeladen?“

„Dich, Dr. Nordenwand, den Verleger, aber der kann nicht kommen, dann Dr. von Barski, Walder, den Bums, Dr. Huggentobler und den Montegna.“

„Soviele Leute, was sagt Fräulein Virginie Curchod dazu?“

Anderselbst grinste voll von teuflischer Bosheit: „Was Frau Dr. Anderselbst sagen würde, weiß ich nicht, vielleicht würde sie erklären, soviel Wirtschaft könne sie im Haus nicht brauchen und wir hätten uns in irgendeinem Lokal in der Stadt treffen müssen. Fräulein Virginie Curchod dagegen war es ganz zufrieden, uns einen Imbiß zurecht zu machen. Das gibt ihr ja auch Gelegenheit, die Flaschen genau abzuzählen! Die Leute kommen erst zum Abendbrot, wir haben also noch etwas Zeit.“

Währenddessen ging Dr. Anderselbst auf einen Schrank zu, in welchem nebeneinander 12 große, schwarz und grün gescheckte Schachteln standen, die in folgender Weise numeriert und beschriftet waren:

- I.Aries ...
- II.Taurus ...
- III.Gemini ...
- IV.Cancer ...
- V.Leo ...
- VI.Virgo ...
- VII.Libra ...
- VIII.Scorpius ...
- IX.Arcitenens ...
- X.Caper ...
- XI.Amphora ...
- XII.Pisces ...

„Was hast Du heute mitgebracht?“ fragte Dr. Anderselbst, indem er schon nach der 11. Schachtel griff.

„Selbstverständlich Pisces“, replizierte Dr. Stulter, indem er ein

Konvolut von Aktenblättern aus der Rocktasche zog. „Pisces, wie es sich für die Carnevalszeit schickt. Hier 35 Seiten zur Ideen-Statistik.“

Dr. Anderselbst hatte die 12. Schachtel schon geöffnet und entnahm ihr mehrere Dossiers, die alle die gleiche Bezeichnung „Pisces“ trugen, darunter klein-lateinische Buchstaben a, b, c. „Das wäre also das dritte Jahr der Ideenstatistik, das jetzt zu Ende geht“, meinte Anderselbst, indem er das neue Konvolut in ein noch leeres Dossier legte. „Das Original hast Du zu Hause. Hast Du schon verglichen? Hast Du wieder die gleiche Präzision feststellen können?“

„Durchaus. Zur selben Jahreszeit im gleichen Zodiakzeichen wiederholt sich dieselbe Ideengruppe; auf dem Felde des Geistigen sprießen sozusagen Gräser und kriechen Schmetterlinge aus ihren Puppen, völlig entsprechend der sogenannten Realität. In der Phantasie spiegelt sich die Kurve des Jahres in einer fast demütigen Weise, aber da man schon die Erfahrung hat, wie die Kurve verläuft, wiederholt sie sich nicht identisch. Sie hat deutlich die Neigung ‘vorzugehen’. Man ist ungeduldig und möchte das Resultat schon vorwegnehmen können.“

„Das ist eben das Wichtige bei dieser ganzen Angelegenheit,“ nickte Dr. Anderselbst. „Die große Ungeduld des Geistes, aus der sich so wesentliche und doch niemals richtig gesehene Konsequenzen in der Wirtschaft ergeben. Sowie in der Mathematik die möglichen Abspiele vorausberechnet werden können, nimmt unser Geist die wirtschaftlichen Abspiele vorweg und es fällt ihm schwer, die langsame Dünung des allgemeinen Geschehens abzuwarten ... Aber da höre ich die Hausglocke. Unsere Gäste beginnen einzutreffen.“

Die Herren hatten sich miteinander verabredet. Sie kamen fast alle zugleich und bereits eine Viertelstunde später saß die ganze kleine Gesellschaft bei Tisch. Mehrere Gäste erkundigten sich nach der Hausdame. Sie wußten, sie war nicht wie eine gewöhnliche Haushälterin zu behandeln. Aber Fräulein Curchod wollte nicht stören und schützte vor, sie habe allzu viel zu besorgen. Allerdings hatte sie mit der Köchin zusammen für das Wohl der Gäste sehr gut vorgesorgt. Es war ein leichter Imbiß, der keine Blutleere im Gehirn erzeugte, so daß die Diskussion schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit voll in Gang kam.

„Meine Herren,“ lachte Anderselbst, „da wir nun schon einmal

zu einer Art Weltwirtschaftskonferenz zusammengekommen sind, möchte ich Ihnen ein sehr instruktives Abenteuer nicht vorenthalten, das ich neulich, vor ein paar Tagen in der Chauve Souris-Bar erlebt habe. In den Zeitungen hat es ganz anders gestanden. Um die Leute nicht zu erschrecken, hat man dort geschrieben, das Lokal sei wegen Renovierung zeitweilig geschlossen. In der Tat und Wahrheit, meine Herren, ist da ganz etwas anderes vorgefallen.

Der Betrieb war an jenem letzten Abend geradezu überschäumend. Da, punkt Mitternacht, splitterte die ganze eine Seitenwand, übrigens nur Sperrholz, wenn ich nicht irre, auseinander und herein stampfte ein Riesenraubsaurier, ein Tyrannosaurus Rex aus der späten Kreide. Brach mit dem Kopf durch die Decke, schlug alles entzwei, zerschmetterte die ganze Einrichtung. Sein Gebiß war fürchterlich und neben ihm hätte sich ein Löwe ausgenommen wie eine Maus, aber die Menschen schienen ihm nicht zu munden, denn er tat uns nichts.

Als man ihm dann die Rechnung präsentierte, nälste das Ungetüm: 'Man reiche mir einen Kubikmeter Bildhauerton oder Plastillin.'

Ich weiß nicht, woher es kam, daß das Verlangte gleich zur Hand war ... Genug! Das Wesen geruhte erst seine Känguruh-Vorderklaue, dann seine riesenhafte rechte Springtatzte hineinzudrücken. Darauf äußerte das gespensterhafte Tier: ‚Verkaufen Sie diese Abdrücke an irgendein amerikanisches Museum. Es wird Ihnen mehr einbringen, als alle von mir zertrümmerten, übrigens wenig soliden Möbel wert sind. Diese einzigen authentischen Fußabdrücke meiner Gattung, aus dem verschollenen Mittelalter der Erdgeschichte, sind mehr wert, als die Büste des Homer und als die Totenmaske Pascals.‘ Freilich muß man schon 120 Millionen Jahre tot sein, um seine Zeche in dieser Weise begleichen zu können.“

„Das stimmt,“ nickte Dr. Ludwig Stulter voller Anerkennung für die Phantasie seines Freundes: „Und dabei brauchte dein Tyrannosaurus Rex nicht einmal ein besonderes Genie seiner Spezies zu sein, vielmehr nur ein Durchschnittsexemplar, aber sehr selten geworden. Das erinnert mich an das, was neulich der armen Lydus in unserem eigentlichen Kongreßsaal, in der Beiz ‚Zum Großen Bären‘ widerfahren ist. Am Tisch neben dem meinen saß ein wohl angezogener Jüngling

mit einer schön gewachsenen, silberblonden Maid, die er Diana nannte, Diana des Devon. Er war unheimlich bei Spenderlaune. Die beiden verzehrten derart, daß sogar die behäbige Köchin schließlich aus dem Souterrain heraufstieg und ehrfürchtig um die Ecke schielte. Als dann die Rechnung kam, nahm der Kavalier eine Schachtel, noch halb voll mit Büronadeln aus der Tasche, gab sie der Lydus und sprach mit königlichem Anstand die Worte: 'Schützen Sie dies vor Rost und warten Sie nur 10 000 Jahre, dann bekommen Sie soviel dafür, daß ich den ganzen Saal hier heute abend auch noch hätte freihalten können ..' Lydus hat diese Philosophie nicht recht zu würdigen vermocht. Um ihre Aussteuer noch beizeiten zu kaufen, kann sie ja auch nicht gut so lange warten. Aber für uns Künstler, Philosophen und Wirtschaftstheoretiker sind diese Dinge doch sehr belehrend.“

Hier griff der Herr ein, den Dr. Anderselbst unter vier Augen als Bums bezeichnet hatte und der den andern Männern unter einem andern Namen vorgestellt worden war: „Ja, die Werte sind tatsächlich sehr relativ und nicht nur im Raum, sondern, wie hier schon ganz richtig bemerkt worden ist, auch in der Zeit. Wenn hier ein 120jähriger Mensch an unserem Tische sitzen könnte, so wäre er für uns schon dadurch mehr als interessant, er wäre wertvoll, weil er sich noch auf die Zeit des Biedermeier besinnen würde. Ihr Durchschnittssaurier wäre ein Unikum, einfach deshalb, weil er so sehr lange hat überleben können. Jene Schachtel mit Büronadeln, sonst das Vulgärste, was es gibt, wird in 10 000 Jahren ein unbezahlbares Unikum sein. Aber es gibt auch das Gegenteil, es gibt auch die Wertsteigerung nicht durch Langlebigkeit, sondern durch Kurzlebigkeit. Man sagt doch immer, die Menschen scheuten sich vor Kindern, weil Kinder so sehr lange in ihrer Jugend nur Kosten verursachen und nichts einbringen. Hier habe ich aber ein denkwürdiges Schriftstück aus meiner Zeitung ausgeschnitten.“

Voller Gelassenheit und sich am Interesse der andern erquickend, griff er nach seiner Brusttasche und holte umständlich daraus ein Zeitungsblatt hervor. „Aus dem Gerichtssaal,“ las er mit belehrend erhobnem Zeigefinger.

„Run der Väter: Bei der gestrigen Gerichtssitzung war es für einmal ganz anders als gewöhnlich. Zwar wundert man sich nicht, wenn sich Rechtsstreitigkeiten um das Schicksal unehelicher Kinder erheben und man glaubt auch ohne weiteres vorhersagen zu können, wie der Rechtsstreit gelagert ist. Irgend ein vielleicht schönes, aber leichtsinniges Mädchen hat ein Kind zur Welt gebracht, zu dem sie den Vater sucht. Mais la recherche de la paternité est interdite und der betreffende Vater will von seinem Kind nichts wissen.

Bei der gestrigen Gerichtsverhandlung verlief alles völlig anders. Zwar handelte es sich gleich um 2 uneheliche Kinder, um die berühmten Zwillinge Leopold und Maria Marlow. Erstaunlicherweise rückten aber die in Betracht kommenden Väter nicht keusch von diesem Fehltritt ab, vielmehr gab es einen wahren Run um die Vaterschaft und jeder der betreffenden Herren erhob dringend Anspruch darauf, an diesen Zwillingen seine Vaterpflichten zu erfüllen...

Aus den Verhandlungen ging allerdings hervor, daß dem nicht immer so gewesen war. Zunächst war dieser Prozess ganz so verlaufen wie alle andern. Als die schöne Maria Keller, alias Maria Marlow vor nunmehr sieben Jahren nicht nur ein, sondern gleich zwei uneheliche Kinder, die Zwillinge Leopold und Maria zur Welt brachte, war von einem Run der Väter noch nicht das Geringste zu spüren.

Mit einer etwas frivolen Wendung kann man sagen: Niemand wollte es gewesen sein. Mit allen Mitteln haben die in Betracht kommenden Väter ihr Alibi zu erbringen versucht und die Mutter der beiden Zwillinge blieb darauf angewiesen, ihre Kinder aus eigener Arbeit zu erhalten; da sie eine begabte Schneiderin war, ist ihr das auch leidlich gut gelungen.

Was sich inzwischen begeben hat, ist allgemein bekannt. Der klavierspielende Wunderknabe Leopold Marlow und die vermutlich künftige Weltmeisterin im Eiskunstlauf, Maria Marlow, haben sich zu wahren Goldgruben entwickelt, die ihre Mutter gewissermaßen erhalten, so daß sie ihre Schneiderpraxis aufgegeben hat und nur daran arbeitet, ihre Kinder mit geschmackvollen Kostümen zu versehen. Darüber ist nun eine Tragikomödie wilder Männerliebesleidenschaft ausgebrochen.

Frau Maria Keller wurde mit Heiratsanträgen bestürmt, aber sie hatte ihren Kindern keinen Stiefvater geben wollen. Nun aber meldeten sich die wirklichen Väter und zwar gleich in ganzen Scharen. Die gleichen Herren, die vor sieben Jahren von der Vaterschaft abrückten, marschieren nun wie ein Mann zum Beweis auf, daß sie, jeder für sich,

der Vater der beiden Kinder sind und sie kämpfen um die Verpflichtung, für diese noch zarten Kinder wahrhaft patriarchalisch zu sorgen ...

Das Wettrennen zwischen diesen edlen Menschenfreunden wäre höchst ergötzlich gewesen, wenn die dabei angewandten Methoden nicht zuweilen beinahe ekelerregend wären. Alle Schriftsätze gingen von der Annahme aus, daß wie ein Erfinder Anrecht hat auf die Einnahmen, die sich aus seiner Entdeckung ergeben, so auch der Vater eines Kindes ein entsprechendes Anrecht hat auf Gewinne, die sich aus der Begabung eines Kindes ergeben. Obgleich in allen Fällen auf den Beweis der These sehr viel juristisches Wissen und tiefe historische Gelehrsamkeit verwandt war, stellte sich das Gericht auf Seiten der Mutter und sprach ihr die beiden Kinder mitsamt ihren Einnahmen zu...“

„Sehr interessant,“ meinte Dr. von Barski lachend. „Man merkt, daß wir Ende Februar sind. Es entwickelt sich hier ein kleiner Karneval der Wirtschaftstheorie. Aber Scherz beiseite, hinter diesen Anekdoten versteckt sich doch ein völlig ernsthafter Gedanke. Wenn ich recht vermute, so wollen die Herren damit sagen, daß die Zeit bei der Wertschöpfung eine ebenso wichtige Rolle spielt wie der Raum. Es ist doch so, daß in einem Lande, wo der Pfeffer an allen Straßenträndern wachsen würde wie Unkraut, dieses Gewürz niemals einen großen Wert bekommen könnte. Der Prophet gilt nichts in seinem eigenen Lande, so geht es auch den Waren. Wo sie häufig sind, können sie nur als Ausfuhrartikel Wert bekommen. In Grönland sind Eisberge billig wie Brombeeren. Wenn es ihnen aber gelingt, ungeschmolzen bis zum Äquator hinunterzuschwimmen, so werden sie dort als Rarität und als Kostbarkeit erscheinen. Und wie im Raum die Werte im umgekehrten Verhältnis zur Entfernung vom Entstehungsort wachsen, so ist es auch in der Zeit. Im silurischen Meer wimmelte es von Milliarden von Trilobiten. Die Generationen dieser Urkrebse folgten einander wie das Wasser in den Kaskaden eines römischen Brunnens; und zwar gilt das für jede einzelne Abart dieser Tiere. Hätte sich aber von einer noch unbekanntem Spezies auch nur ein einziges Exemplar mit seinem Panzerabdruck erhalten, so wäre dieses Tier unendlich wertvoll, sowie ihr Tyrannosaurus Rex, lieber Herr Dr. Anderselbst, es sich leisten konnte, eine ganze Bar zu zerschlagen

und alles gewissermaßen mit seinem bloßem Fingerabdruck zu bezahlen.“

„Sie vermuten völlig richtig, Herr Dr. von Barski,“ rief Dr. Stulter in die Hände klatschend, „vollkommen richtig, nur muß noch etwas hinzugefügt werden. Der bloße Abstand in Raum und Zeit genügt noch nicht, denn sonst wäre einfach das am wertvollsten, was vom weitesten herkäme. Es herrschen da ganz ähnliche Gesetze wie in der Musik und auch bei den Farben, wo zum Beispiel zwei Töne besonders gut zusammenklingen, besonders gut aufeinander abgestimmt sind, wenn sie im Abstand einer Prime, einer Sekunde, einer Terz, einer Quart, einer Quint, einer Sexte, einer Septime, einer Oktave oder überschüssigerweise, einer None voneinander entfernt stehen. Dazwischen gibt es noch andere musikalische Abstände, aber zum Beispiel der Abstand zwischen der Quart und der Quint klingt nicht so gut wie die Terz. Es könnte auch leicht festgestellt werden, daß im Geschichtsstrom die Zeit als Maßstab der Werte skandiert ist, wie die Abstände in der Musik. Weshalb hat der Mensch heutiger Zeit eine solche zärtliche Liebe zur Antike, zu den nichtsnutzigen Griechen, zu den rasend geizigen, pedantischen und sadistischen Römern? Warum in der Erdgeschichte zu den großen Sauriern? Vermutlich waren die Dinosaurier des Jura und der Kreide die imperialistische Periode jener Spezies der Echsen und, weil wir selbst unwiderruflich Imperialisten sind, klingt im Menschen der Imperialismus jener großen Spezies in voller Resonanz an wie eine Oktave...“

„Das ist ganz ausgezeichnet,“ rief Dr. von Barski, „denn vermutlich läßt sich diese Überlegung unmittelbar auch auf den Raum der Weltwirtschaft übertragen. An den Polen, in den gemäßigten Zonen, in den Äquatorgegenden liegen Abstände und es ist ganz richtig zu sagen, daß es nicht genügt, eine Ware für wertvoll zu halten, weil sie am weitesten herkommt. Es gibt da wohl auch Abstände der Zone und der Landschaftsstruktur, die es bewirken, daß Waren, die aus irgendeinem Lande herkommen, mit unserer eigenen Produktion zusammenklingen wie der Abstand einer Oktave. Diese Waren werden uns vermöge ihrer Relation zu uns selbst als ganz besonders wünschenswert erscheinen.“

„Halt,“ lachte der Mann, den man Bums nannte, weil er schon

als Student immer so unbeherrscht dazwischengefahren war, „weil wir nun einmal in einem kleinen Karneval der Weltwirtschaftstheorie mittendrin stecken, kann man die ganze Angelegenheit, die wir heute betreiben, kurz und gut zusammenfassen, daß man sagt, wir seien drauf und dran, uns unsterblich lächerlich zu machen, indem wir, ernsthafte und schon etwas angegreiste Männer, hier ein geistiges Komplott schmieden, das darauf hinausläuft, die Liebesgeschichte der Weltwirtschaft zu beschreiben. Wenn ich meine hochverehrten Vorredner Dr. Anderselbst, Dr. Ludwig Stulter, Graf von Barski so richtig angehört habe und wenn ich mich als sitzungsgewohnter Schweizer Bürger so recht eigentlich auf den geistigen Inhalt ihrer Traktanden besinne, so muß ich sagen, daß die Werttheorie, die wir hier aufbauen, eine große Ähnlichkeit hat mit der Zeit, wo ich mich verlobte. Wie die Herren soeben die nötige Warenbeziehung beschrieben haben, wenn ein übermächtiger Warenwert entstehen soll, der auf zwei Länder mit magnetischer Anziehungskraft wirkt, so daß sie beginnen, sich ihre Produkte abzunehmen; wenn man da streng wissenschaftlich von musikalischen Abständen spricht, von Primen, Sekunden, Terzen, Quarten, Oktaven... und sogar von Nonen, so werde ich jetzt aus der Rückschau daran erinnert, wie ich mich mit meiner hochverehrten Gattin vor silurischen Zeiten verlobt habe. Sie war möglicherweise auch so etwas wie ein Menschenwesen, aber vielleicht habe ich sie betrachtet etwa wie der Kapitän eines Ozeandampfers eine Tyrannosaurus Rexin aus der späten Kreide anschauen würde. Ich hätte mich vermutlich nicht in sie verlieben können, wenn sie in den Oktaven der Zeiten nicht sehr weit von mir fortgestanden hätte. Und wenn wir jetzt nicht mehr ganz so ineinander verliebt sind, wenn wir uns vielmehr allzu vernünftig der Pflege unserer vier Kinder hingeben, so mag das schon damit zusammenhängen, daß wir nunmehr auch morphologisch allzu dicht beisammenwohnen.“

Die ganze Tafelrunde begann in die Hände zu klatschen, nur Dr. Ludwig Stulter nicht.

„Man soll nicht klatschen und zwar soll man nicht klatschen im tiefsten Doppelsinn dieses urdeutschen Wortes. Man soll nicht klatschen, weil sonst der Tenor vor Stolz anschwillt und faul wird, dem man Beifall zollt und man soll auch nicht klatschen, weil kein Mensch

richtig voranschreiten kann, hinter dem alle Freunde alles verpetzen und vertratschen, was er tut.“

Diese Sätze sprach Dr. Ludwig Stulter und er fiel wie ein Stein in einen Teich, sank sofort unter Wasser, ging unter, zog Kreise, störte aber das Beisammensein der Wasserrosen nicht, die an der Oberfläche beieinander schaukelten. Stulter hatte hiermit ausgesprochen, daß diese Arbeitsgemeinschaft über Philosophie der Technik niemals zustandekommen würde, aber dieses Todesurteil wurde zunächst in der allgemeinen guten Laune völlig überhört. Für Dr. Stulter verschwammen die Reden seiner Symposien-Genossen ineinander wie Rauch. Ihm fiel ein Ghassel von Platen ein:

Im Wasser wogt die Lilie, die Schlanke hin und her
Doch irrst Du Freund, sobald Du denkst, sie schwankte hin
und her.

Es wurzelt ja so fest ihr Fuß im tiefen Meeresgrund,
Ihr Haupt nur wiegt ein lieblicher Gedanke hin und her.

Ein Gedanke, und wäre es selbst ein Meteor, fällt in den Kreis der plaudernden Menschen nur von oben her, wie ein Stein. Die Kreise, die er auslöst, lassen die Pinguine auseinanderfahren, aber die Pinguine werden sich wie die Wasserrosen bald wieder gefaßt haben und wenn sie noch leben, kommen sie zum unterbrochenen Gespräch von neuem zusammen.

„Obgleich mir Stulterli meinen Erfolg offenbar nicht gönnt,“ sagte der Mann Bums, „scheine ich doch ganz gut zu unseren heutigen Traktanden gesprochen zu haben.“

„Sehr gut sogar,“ meinte Stulter, „und wenn ich heute den Vorsitz hätte, so würde ich mich jetzt erheben und Dir im Namen aller Dein Votum herzlich verdanken. Es ist höchstwahrscheinlich richtig, daß das Spektrum der Weltwirtschaft ganz so gebildet ist wie das Spektrum der Liebe. Nur darf man es merkwürdigerweise nicht sagen.“

„Warum nicht, Du Heuchler?“ rief Bums.

„Weil man den Mann, uns Männern, ihre Illusionen nicht rauben darf,“ versetzte Stulter.

„Auch nicht im Karneval?“ erwiderte Bums äußerst schlagfertig. „Das wäre ja noch schöner. Wo hat denn ein normaler Bürger heutzutage noch ein Fenster auf in die Welt, es sei denn durch die Liebe.“

Wir verstehen doch alle nichts mehr von der Wirtschaft, weil wir uns dauernd einreden, einer gönne dem andern die Butter aufs Brot. Nur wenn sich zwei Männer einmal in dieselbe Frau verlieben, wird uns klar, wie leicht das Tischtuch zwischen uns zerreißt, an dem wir einhellig miteinander Karten zu spielen glaubten.“

Mit großer Eleganz brachte nun Dr. von Barski dieses Geſpräch über Weltwirtschaft wieder ins rechte Geleise: „Wenn ich nicht irre, soll in dieser Arbeitsgemeinschaft die Wirtschaftstheorie spektral behandelt werden und zwar so, wie in der Chemie die Elemente soweit erhitzt werden, daß sie sich auseinander sondern und dann aus ihrer eigenen Glutfarbe leuchten, gelb oder rot oder mit grüner Flamme...“

„Das ist doch nur ein Gleichnis, ein poetisches Bild,“ rief Dr. Hugentobler.

„Eben das ist ihr Irrtum. Man muß konsequent sein. Ich habe einmal im Schachspiel einen ganz besonderen Stümper gesehen. Er hatte keine Phantasie, die Partie so anzulegen, daß nach einer bestimmten Anzahl von Zügen der Gegner verstrickt und in Verlust geraten wäre. Er spielte seine Phantasie gegen sich selbst aus. Immer nach kurzer Zeit stand er vor dem Matt. Dann fiel ihm ein, wie er sich hätte retten können, wenn die Dame wie ein Springer hätte ziehen dürfen, oder sein König ein Läufer gewesen wäre. Er konnte nicht aus den Regeln heraus gewinnen, deshalb träumte er davon, die Regeln umstoßen zu dürfen. So kann man das nicht machen. Sie können jede Mathematik mit beliebigen Axiomen aufbauen, nur müssen sie dann diese Axiome völlig streng durchhalten. Wenn wir eine Arbeitsgemeinschaft gründen wollen zur spektralen Betrachtung der Weltwirtschaft, so muß man dabei bleiben. Man darf nicht auf einmal ausweichen, indem man verschämt erklärt, das sei ja doch nur ein Gleichnis gewesen. Gleichnisse sind Tatsachen.“

„Das ist ein tolles Paradoxon, echt Stulterli,“ lachte Dr. Ander selbst.

„Gar kein Paradoxon. Gleichnisse sind Tatsachen, ebenso wie Spielregeln Tatsachen sind. Gleichnisse und Spielregeln bestimmen den Stil alles dessen, was geschieht und wenn nichts geschieht, ist überhaupt nichts da. So kann man sagen, der Stil ist überhaupt das einzige, was real vorhanden bleiben wird.“

„Dann werden Sie am Ende behaupten, die Weltwirtschaft sei eine Stillfrage,“ rief Dr. von Barski.

„Selbstverständlich und zwar eine Frage des eigenwilligen Stils. Wir Europäer zum Beispiel haben uns Jahrhunderte lang eingebildet, die Weltwirtschaft zu bestimmen und den Stil der Produktion für die ganze Welt zu diktieren. Es wächst aber kein Pfeffer in Europa, es wachsen da kaum irgendwelche Gewürze, kein Kaffee. Auch kein Petroleum und zwar aus dem einfachen Grunde, weil wir nicht an den Bruchkanten der Welt leben. Wir haben wenig Vulkane, kein Petrol und keine Gewürze. Wenn die Sundainseln ihr Wesen verlieren sollten, so würden ganz einfach die Waren nicht mehr da sein, die wir so lieben, wie sie sind.“

„Wie schon ganz richtig gesagt wurde, ein kleiner Karneval der Weltwirtschaft..“

„Kinder und Narren reden die Wahrheit. Im Karneval, wo wir alle närrisch sein sollen, wo wir uns wenigstens anstrengen, närrisch zu sein, kann vielleicht gerade eine große Wahrheit über die Weltwirtschaft zutage treten. Man glaubt der Weisheit letzter Schluß sei erwünschte Ware zu produzieren, man produziert, um zu verkaufen, das heißt die Ware ist schon verkauft und verraten, ehe sie überhaupt entstanden ist. Das scheint geschäftlich klug und ist in Wirklichkeit dumm, wie jeder Mangel an Selbstbehauptung. Der einzig brauchbare Grundsatz lautet: dasjenige zu erzeugen, was man selbst darstellt. Nur deshalb hat das Fell bestimmter Tiere, die Seide des Seidenwurms, der Pfeffer aus Insulinde, das Elfenbein des Elefanten, das Gemälde eines Rembrandt, das Gedicht eines Hölderlin, Petrol aus Venezuela, Kohle aus Cardiff einen ausgesprochenen Wert, weil sie ihren Charakter, geradezu ihren Stil haben. Auch im Zirkus muß es nach Pferden riechen, wenn es ein Zirkus sein soll und in späteren Jahren wird man die Phantasie eines Geschlechtes bestaunen, das es vermochte, schwarz-weiße Filme richtig zu erkennen.“

„Außerordentlich,“ rief von Barski: „Das ist ganz ausgezeichnet. Mir fällt unmittelbar ein, daß zur Zeit Shakespeares gar keine Kulissen existierten. Man schrieb einfach auf eine Tafel, dies ist ein Schloß, dies ist der Marktplatz von Verona, dies ist der Wald

Dunsinan. Jene Menschen waren so phantasiegewaltig, daß sie ein solches Gebot annahmen und die betreffende Landschaft leibhaftig zu erblicken glaubten. Später hat man dann begonnen, bemalte Kulissen aufzustellen, weil die Menschen nicht mehr imstande waren, einen Felsen zu sehen, wenn man ihnen ein Schild aufstellte, mit dem Befehl, hier sei ein Fels.“

„Aber Sie tun uns Heutigen doch Unrecht, Herr Dr. von Barski,“ rief Anderselbst dazwischen, „wenn Sie einfach behaupten, uns sei diese Phantasie abhanden gekommen. Ich kann mich besinnen, einmal ein Gebäude gesehen zu haben, auf dem stand: Spar- und Depositenkasse. Mit ihrer Phantasie haben die Leute den Schatz an Gold und Devisen zu sehen geglaubt und doch war das Ganze nur noch ein suggestiver Regiebefehl, denn die Pleite war schon eingetreten.“

„Das ist ganz einfach die neue Form von Genialität,“ meinte Stulter: „Im 18. und 19. Jahrhundert galt der Mensch für genial, der jenseits der plumpen Materie auch Geister zu schauen vermochte. Heutzutage besteht die Genialität darin, daß wir mit Röntgenaugen durchschauen, wie gespensterhaft und luftig viele Dinge sind, die man bisher für bare wirkliche Materie gehalten hat.“

„Wir wechseln eben die Währung,“ lachte Anderselbst, „bis jetzt war Gold unser Währungsmetall, weil es, bis zur Entdeckung des Platins, auch für die schwerste und dichteste Materie galt, nun aber haben wir die Substanz vom Sirius B dazu entdeckt und dem gegenüber ist Gold nur noch wie ein Nebel auf den Wiesen vor Sonnenaufgang.“

„Was erzählst du da?“ verwunderte sich Bums.

„Ich erzähle keine Märchen, ich berichte nur schlichte Tatsachen,“ erwiderte Anderselbst. „Der Stern Sirius B, dieser weiße Zwerg, hat einen Durchmesser, der etwa zweimal so groß ist wie die Erde und wiegt etwa so schwer wie die Sonne. Das heißt, die sogenannte Materie ist in ihm so dicht gepackt, daß ein Kubikmeter von seiner Substanz so viel wiegt wie ein Dampfer von 120.000 bis 170.000 Megatonnen Gewicht.“

„Unvorstellbar!“

„Gar nicht unvorstellbar. Sogar sehr leicht vorzustellen. Geh mal

auf den Zürichberg oder auf den Uetliberg in einer schönen Mitternacht und sieh, wenn ich so sagen darf, zu den Sternen empor. Dann siehst du bekanntlich die hellsten Sterne nur deshalb so mächtig, weil sie uns am nächsten sind. Unter dieser nächsten Nachbarschaft sind dann immer Lichtjahre zu verstehen. Beim Sirius 80 Lichtjahre, bei der Beteigeuze ungefähr 180 Lichtjahre und so weiter. Querschnittlich liegen die Sonnen in der Milchstraße sagen wir einmal 4 Lichtjahre weit auseinander. Wir selbst mit unserer Erde sind von der Sonne etwa 8 Lichtminuten weit entfernt, das Sonnensystem hat einen Durchmesser von 16 oder 20 Lichtstunden. Wie weit also wäre noch immer ein Stern, eine Sonne von unserer Sonne und von uns selbst entfernt, wenn sie einen Lichtmonat Abstand hätte?“

„Das ist klar, wenn wir 8 Minuten Lichtgeschwindigkeitsabstand von der Sonne haben und wenn das Sonnensystem rund 20 Lichtstunden Durchmesser hat, so wäre ein Stern, der von uns 1 Lichtmonat weit weg wäre, von unserem System so entfernt, wie 2 Häuser von je 20 Meter Breite, Höhe und Tiefe, die 800 Meter weit auseinanderstünden.“

„Ganz richtig,“ lobte der Gymnasiallehrer Dr. Anderselbst, „so weit auseinander ständen also noch immer Sternsysteme in der Milchstraße, wenn sie durchschnittlich nicht mehr 4 Lichtjahre, sondern nur noch einen Lichtmonat Abstand hätten. Für die Dichtenverteilung ergäbe aber diese Schrumpfung des ganzen Systems im kubischen Raum $48 \times 48 \times 48$, also schätzungsweise rund 110.000 mal. Wenn also in der Milchstraße die Sterne so dicht gepackt würden, daß sie ‘nur’ noch einen Lichtmonat auseinanderstünden, so wäre die makrokosmische Materie der Milchstraße schon rund 110.000 Mal so dicht geballt wie jetzt in der Wirklichkeit, dann braucht man diese Sterne noch ganz wenig weiter zusammenrücken, gewissermaßen im Kelter, in dem man Nußöl preßt oder auch Wein aus den Trebern und man würde bei der 120.000 bis 170.000 fachen Verdichtung angelangt sein, welche die Materie des Sirius B von uns unterscheidet.“

„Das sagst du so leicht hin,“ warf Bums ein, „aber du wirst doch nicht bestreiten, daß bei dieser Sterndichte die Gravitationsver-

hältnisse der Gestirne untereinander sich wesentlich ändern müßten.“

„Sie ändern sich auch,“ griff Dr. Ludwig Stulter ein, „die Gravitationsverhältnisse, die Schwerkraftwirkungen zwischen den Persönlichkeiten der Menschen, wenn man sie nicht mehr wie Indianer in Nordamerika, vor der Zeit des Columbus, in riesenhaften Räumen auseinanderschweifen läßt, Jäger in der Prarie, wie Kometen im All... wenn man sie vielmehr in den Modellsituationen zusammenpreßt, die wir babylonische Weltstädte zu nennen belieben.“

„Man kann diese Weltstädte vielleicht wieder auflösen,“ warf jemand ein, „um den Menschen wieder natürlichen Bedingungen zuzuführen.“

„Ebenso gut könnten Sie hoffen, ein Gestirn vom Typus der weißen Zwerge wie Sirius B, das in sich selbst zusammengestürzt ist und zur Überdichte der weißen Zwerge gelangt ist, noch einmal aufzublasen zur Jugendform des roten Riesen Beteigeuze. Einmal hat es vielleicht eine Zeit gegeben, wo jede Zelle für sich in Freiheit dahinschwelgen wollte. Nachdem aber der Zellenverband beschlossen hat, in einem Körper dicht aufgegliedert beisammen zu bleiben, trotz aller Spaltungen, ist der Körper, den wir Tiere alle nun einmal haben und den wir lieben, eine nicht mehr rückgängig zu machende Tatsache. Etwas ganz Entsprechendes ist in der Gemeinschaft aller Menschen geschehen: der Mensch ist in sein Novastadium, in sein Sirius-B-Stadium eingetreten, in das Zeitalter der weißen Zwerge und der sogenannten weißen Ameisen, die man besser Termiten nennt. Zwischen den Termiten und den weißen Zwergen unter den Sternen unserer und der anderen Milchstraßen besteht eine ebenso geheime wie strenge Beziehung. Der Zusammensturz der Menschen zu den dichten Bodengemeinschaften der Weltstädte entspricht einerseits dem Zusammensturz der Termiten, der Bienen und Ameisen zu den überdichten Lebensgemeinschaften, die wir Stöcke nennen, andererseits dem Einsturz eines Sterns zu seinem Altersstadium als sogenannter weißer Zwerg. Der Stern leuchtet bei seinem Einsturz gewaltig auf, strahlt in einem Lichtausbruch bis zu 300.000 Mal stärker als vorher, hernach aber ist er zu einem Zwerg zusammengeschrumpft, zu einem Zwerg kleiner Gestalt weißen Lichts, aber großer Schwere. Dieser Zwerg wiegt nämlich

im Schweretanz der Gestirne fast genausoviel wie vorher. Sirius B par exemple ist im Raum achtmal so groß wie die Erde, aber ungefähr so schwer wie die Sonne. Damit haben wir uns abzufinden. Wir müssen untersuchen, wie die sogenannte Materie sich in der Überdichte des Termitenhügels verhält, sodann aber auch im Sirius B und dann werden wir auch die Gesetze finden, nach denen sich das Leben von unseren Weltstädten aus neu über die Erde ausbreiten wird.“

„Wenn wir doch in einem kleinen Karneval der Weltwirtschaft begriffen sind,“ warf Dr. von Barski dazwischen, „möchte ich fragen, wie die Frauen oder die Damen sich zu diesem Termitenstadium der menschlichen Gesellschaft stellen werden, weil ja bei den Termiten nur eine einzige Königin-Mutter fruchtbar sein darf, während die andern nur arbeiten müssen.“

„Das wird sich finden,“ sagten Dr. Ludwig Stulter und Dr. Anderselbst wie aus einem Mund und unisono: „Der Mensch, dieser größte Virtuose im Selbstbetrug, wird schon die dazugehörige Abfindung für die Frau zu dichten und zu schaffen wissen.“

Das waren die letzten wesentlichen Worte, die bei diesem so völlig unplatonischen Symposium im Hause des Herrn Dr. Reginald Anderselbst gegen 1 Uhr morgens gesprochen wurden.

Dr. Ludwig Stulter und der Potator Aries = Widder-Kapitel

21. März bis 20. April

Es war ein unerquicklicher, ein mißlicher Tag. Weder warm noch kalt, weder Fisch noch Fleisch, weder bewölkt noch klar.

Dr. Ludwig Stulter vermutete föhniges Wetter, also besonders ungünstig für die Arbeit und für die Stimmung. Die Luft schien elektrisch leitend zu sein und der Körper war entladen, spannungslos. Ihm war zumute, als würde ihm vielleicht niemals im Leben mehr irgendein Gedanke kommen und da seine Ehre und die Rechtfertigung seines Daseins für ihn nur darin lag, daß ihm etwas einfiel, fühlte sich Dr. Stulter schier in seiner Existenz gefährdet. Dagegen mußte er die geeigneten Maßnahmen treffen. So zog er denn seinen Regentmantel an und begab sich in die Beiz ‚Zum Großen Bären‘.

Auch dort war die Stimmung nicht danach angetan, ihn aufzumuntern. Die Beiz war leer. Von vorn an der Limmat bis hier zu seinem Stamplatz II an der Rückseite war er der einzige Gast. Er sah sich um, und ihm kam der Gedanke, daß selbst ein Cäsar hier seinem Größenwahn nicht hätte frönen können. Wäre die Beiz voll besetzt gewesen, kein Tisch und kein Stuhl frei, so hätte man nachlässig der Serviertochter Lydus einen Wink geben können. Dann wäre sie zögernd und etwas betreten an den Tisch heran gegangen, wo die vierschrötigen Herren vom Gesangverein, diese Schwingerkönige beieinander saßen. Dann hätte sie sich zum Vorsitzenden niedergebeugt und leise, auch etwas stotternd aus Verlegenheit gesagt, es täte ihr nun sehr leid, aber die Herren müßten aufstehen und den Tisch freigeben, denn es sei da jemand, der sich zu setzen wünsche und den könne man nicht wegschicken. Dann würde der Vorsitzende, der einmal beim nationalen Schwingfest im dritten Rang gestanden hatte, vor Wut einen roten Kopf bekommen und gesagt haben, sie solle es sich doch noch einmal überlegen, sie gäbe auch noch andere Beizen in Zürich. Und wenn man sie

jetzt zwingt aufzustehen, wenn man sie derart behandle, so würden sie zwar keinen Skandal machen, aber auch nicht wiederkommen. Lydus aber würde bedauernd die Schultern zucken und sagen, der betreffende Herr sei wichtiger als diese ganze Tafelrunde. Dann würden alle diese Leute zornbebend aufstehen, langsam und fast drohend ihre Mäntel und Hüte nehmen und an ihm vorbei hinausgehen. Er würde dastehen, höflich aber kalt, über andere Dinge nachdenkend und nur gerade so viel Platz lassen, daß sie an ihm vorbei könnten. Einer nach dem andern würde Revue passieren, ihn fast streifend und mit dem Wunsch, es möchte einen Zusammenstoß geben, schließlich es aber doch vermeiden und mit schweren Schritten durch die Tür auf den Limmatquai verschwinden. Dann würde er ruhig und ganz allein am großen runden Tisch Platz nehmen, dem Mädchen winken und sich bedienen lassen. Ab und zu käme ein einzelner Säufer oder eine stattliche Familie zur Tür herein, um einen Platz zu suchen, aber die Serviertochter würde sie nicht an seinen Tisch lassen und dann müßten sie wieder un- verrichteter Dinge von dannen gehen.

Ein herrlicher Traum. Nur konnte er schon deshalb nicht in Erfüllung gehen, weil eben in der ganzen Beiz überhaupt niemand zu erblicken war. So blieb Dr. Ludwig Stulter unentschlossen im Raum stehen und weil er niemand stören konnte, hatte er nicht einmal Lust, an seinem Stammtisch Platz zu nehmen.

Die treue Lydus bemerkte seine Verlegenheit und kam auf ihn zu: „Sie finden wohl keinen Platz, Herr Dr. Stulter?“

„Eben nicht. Können Sie nicht irgend jemand bitten aufzustehen? Scherz beiseite. Sie dauern mich und ich muß etwas für den Unterhalt ihrer Beiz tun. Deshalb bin ich hierher gekommen, damit sie mir nicht bankrott gehen.“

Lydus sah ihn wortlos, aber mit ungewöhnlich großen Augen an. Er wußte, daß das heißen sollte: seine Schulden seien nun schon wieder einmal so hoch angestiegen, daß sie es nicht ohne weiteres als eine finanzielle Anlage ansehen konnte, wenn er weiterhin auf Kredit trank.

Dr. Ludwig Stulter griff in die Westentasche und zog ein Zweifrankenstück hervor, womit er andeutete, er gedenke bar zu zahlen.

„Das ist eben der Nachteil, wenn niemand hier ist“, äußerte er mit tiefer Mißbilligung, „dann haben Sie das Gefühl der Verarmung und Sie scheuen sich, Kredit zu gewähren. Geben Sie mir heute kein Bier, sondern lieber vom Chambertin, wie damals im Januar, wo wir zu Dritt hier saßen.“

Dr. Stulter merkte selbst, wie überaus schlecht aufgelegt er war, denn er spürte das Bedürfnis witzig zu sein, was bei ihm fast dasselbe bedeutete, als wenn er Streit suchte: „Dann geben Sie mir bitte noch mein Schreibpapier, ich muß dichten.“

Dr. Ludwig Stulter setzte sich an seinen Platz, bald war auch der Wein da und vor ihm lag der schön linierte Schreibblock.

„Sehen Sie, Lydus, ich seh es Ihnen an, daß Sie Geld bekommen möchten. Das ist eben die Verkehrtheit, die Verderbnis der Welt, daß ich nun ein oder zwei zwanziger Noter zücken müßte, um Ihre rastlose Geldgier zu befriedigen. Schauen Sie dies Blatt! Regierte Recht, so müßte es genügen, wenn ich jetzt darauf schriebe: Ich, Dr. Ludwig Stulter, Schriftsteller und Heliotiker, schulde der Saaltochter Lydus in der Beiz ‚Zum Großen Bären‘ 67 Franken und 50 Rappen. Das stimmt doch?“

„Ja, ungefähr,“ nickte Lydus voller Anerkennung.

„Gezeichnet: Dr. Ludwig Stulter. Sie nun, in ihrer barbarischen Einstellung zur Literaturgeschichte, würden diesen Zettel zunächst verwahren und dann zerreißen, sobald Sie das Geld von mir bekommen hätten. Besäßen Sie aber das richtige Verständnis für geistige Werte, so würden Sie ganz einfach warten, bis ich berühmt geworden bin und dann würden Sie diesen Schuldschein verganten und Sie würden sehen, daß er viel mehr wert wäre als die Schuldsumme, die er bekennt. Aber Sie haben keinen Sinn für große und weitausschauende Spekulationen.“

„Es würde vielleicht auch wirklich etwas zu lange dauern,“ meinte Lydus und blieb stehen, als hätte sie noch einiges zu sagen. Aber Dr. Stulter ermahnte sie mit einiger Strenge, ihre Pflichten nicht zu vernachlässigen und er fügte begütigend hinzu, ihm falle es schwer, sich zu konzentrieren.

Nun saß er vor dem leeren Blatt und kam sich selbst wie ein Hochstapler vor. Hätte er jetzt etwas niedergeschrieben, aus der

Gedankenöde seines leeren Kopfes, so wäre das Blatt dadurch ebensowenig zu einem kostbaren Manuskript geworden, als wenn Lydus etwa ihre Wäscherechnung darauf geschrieben hätte. Daher schämte er sich ein wenig vor dem Mädchen wegen seiner Großsprecherei und er begann, Notizen zu machen. Ihm war zu Mute wie einem Feldherrn, der eine Schlacht liefern soll, während zwei Drittel seiner Armee in den Krankenhäusern liegen.

„Aprilwetter der Seele,“ sann er. Er scheute die Konzentration ganz wie dieser Monat, der auch nie recht weiß, ob er noch zum Winter oder schon zum Frühling gehört. Er hatte die Vorstellung von Glatteis, wo es unter dem Boden friert und oben naß ist, so daß man eben den Nullpunkt eines Thermometers im unerquicklich schmelzenden Bodenschnee feststellen könnte.

In dieser geistigen Notlage entstand ihm eine unerwartete Hilfe. Eine Ausrede vielmehr. Am andern Ende der Wirtschaft öffnete sich die Tür und ein Gast trat ein. An der Freude und Erleichterung, die er darüber empfand, merkte Dr. Stulter, wie wenig er in diesem Augenblick ein heliotisches Wesen war. Wenn eine Sonne ein Weltkörper ist, der sich selbst nach allen Seiten hin sein Klima erzeugt, wenn ein Heliotiker also wie eine führende Weltmacht seine Umwelt aus sich selbst bestimmt und durch äußere Umstände kaum zu stören ist, ja wenn es einer Sonne sogar kaum möglich ist, irgendein Relief, irgendeine Struktur an den Dingen zu gewahren, die sie anschaut, weil ihre eigenen Strahlen, die auch ihre Augen sind, stets senkrecht darauffallen, so war Stulter jetzt alles andere als das, vielmehr irgendein kleiner Komet, der überhaupt nur dann zu einer schönen, geschwungenen, parabolischen Bahn gelangt, wenn er in die Nähe eines anziehenden Gestirns gerät. Derart empfand Stulter den Ankömmling als Rettungsanker und um sich darüber hinwegzutäuschen, nahm er sich vor, ihn literarisch zu studieren. Er sah den Mann noch nicht, er hörte ihn nur. Sein Gang war schleppend und er sprach französisch, im Grunde auch dann, wenn er sich deutsch zu äußern suchte. Er sprach französisch, nicht wie ein Franzose aus der Ile der France, sondern wie ein Welscher. Aus dem Tonfall entnahm Stulter, daß er kein Genfer sei und kein Neuenburger, sondern einer von den „Y-en-a-point-comme-nous“,

also ein Waadtländer. Der Mann bestellte sich einen Apéritif und machte dabei der treuen Lydus zarte erotische Komplimente im Stil des anciens régimes.

An der Art, wie Lydus den Fremden bediente, ermaß Stulter mit detektivischer Sicherheit den Grad seiner Verwahrlosung. Aber an seiner Konversation spürte man, daß er die Autoren des 17. und des 18. Jahrhunderts sehr wohl kannte. Vielleicht sogar besser als Dr. Stulter selbst. Vor allem aber zogen die waadtländischen Untertöne unseren Heliotiker mächtig an. Zwischen Stulter und dem Unsichtbaren erwuchs ein geheimnisvolles System. Wenn der Unsichtbare einen Schnaps bestellte, bestellte Dr. Stulter ein Glas Burgunder und bald bestand nur noch die Frage, ob Stulter sich zum Fremden oder der Fremde sich zu Stulter an den Tisch setzen würde.

Die Gesetze der Schwerkraft besagen, daß selbst die Sonne, die doch 330.000 Mal so schwer ist wie die Erde, in einem gewissen Sinne um die Erde kreist. Nur kann man praktisch davon nichts gewahren. Nach dem Augenschein wird nur die Erde um die Sonne herumgewirbelt wie ein Mensch, wenn er gedankvoll und lustig ist, seine Schlüssel am Schlüsselring rotieren lassen mag. Auch auf dem Gebiete der Wirtschaft gibt es entsprechende Gravitationsgesetze. In diesem Fall war das Übergewicht Dr. Stulters dadurch gesichert, daß er hier Stammgast war und Kredit hatte. Diesem Übergewicht mußte sich der Fremde fügen und als Lydus ihm nichts mehr servieren wollte, bewegte er sich in die Richtung der von ihm erahnten überlegenen Wirtschaftsmacht.

Stulter sah auf. Ihm entgegen schritt unsicher und langsam, etwa wie ein Schwan auf einer Wiese, ein kleiner, alter, etwas verwahrloster Sünder in einem braunen, formlosen, kuttenartigen Mantel. Und dahinter erblickte Dr. Ludwig Stulter mit den äußersten Augenwinkeln die treu besorgte Lydus, die ihm heftige Zeichen machte, sich doch mit diesem Menschen nicht einzulassen. Statt ihr zu gehorchen, stand Dr. Stulter halb auf und bat den fremden Herrn mit größter Courtoisie, doch gütigst an seinem Stammtisch Platz nehmen zu wollen. Dann rief er Lydus dringend herbei, bestellte zwei neue Römer, den einen für sich, den andern aber für seinen Gast.

Vor lauter Dankbarkeit fing dieser unmittelbar an, ihn auf französisch, vielmehr in der Nationalsprache des Canton de Vaud, auf das Heftigste zu beschimpfen und der Vorgang machte auf Dr. Ludwig Stulter einen tiefen, heimatlichen Eindruck. Aus dem verwehrtesten, glockenartigen Mantel des Stromers schälte sich die zarte, nur aus schwach leuchtenden, phosphoreszierenden Kegelschnitten, aus Kreisen, Ellipsen, Parabeln und Hyperbeln bestehende Seele eines verkommenen Lausanner Philosophen heraus und diese Seele ließ nichts, aber auch nichts von all dem gelten, was für Dr. Stulter Bedeutung hatte.

Dr. Stulter war mit seinem Gast in keinem Gedanken, mit keinem Wort und in keinem Satz einverstanden. Aber da auch er die französische Sprache in den Weinbergen am Genfersee wie mit der Muttermilch eingesogen hatte, konnte er diesem Welschen mit ganz den entsprechenden Untertönen begegnen und es war nun für die Serviertochter Lydus ein seltsames Schauspiel zuzuschauen, wie diese beiden Leutchen, beide rettungslose Berufssäufer in den Augen des Mädchens, einander traulich verunglimpften. Dadurch versöhnt und verbunden, daß sie hier in dieser Bündnerbeiz am Zürichsee ihre völlig entgegengesetzten Meinungen über die Welt mit den gleichen waadtländischen Akzenten vorbrachten.

Stulter, der den Alkohol beträchtlich zu spüren begann, fand den Gast, den er sich eingeladen hatte, über die Maßen tellurisch und dreidimensional, vormenschlich sozusagen und er empfand dessen Ausführungen als äußerst anmaßend und Ärgernis erregend. Da er aber selbst den Wein spendierte, durfte er sich seinen Unwillen nicht anmerken lassen. Er begann nur, den andern heimtückisch zu beleidigen, indem er ihn hartnäckig als Dr. Moinneau ansprach. Moinneau heißt bekanntlich auf französisch Bettelmönch und auch frecher Spatz und vermutlich hatte Dr. Stulter dabei das Empfinden, wie ein Sonnenadler auf einen Sperling hinabzuschauen.

Der Fremde war nicht gerade beleidigt, mais il était froissé. Er fand aber nicht die moralische Kraft aufzustehen. Immerhin bemerkte er doch mit feiner Ironie, Dr. Ludwig Stulter schein ihm auch nicht gerade reich zu sein und er trage Bedenken, sich von ihm so mäzenartig freihalten zu lassen.

„Keineswegs,“ wehrte Stulter zartfühlend ab. „Ganz im Gegenteil macht es mir Sorgen, wie es mir gelingen wird, mit Ihnen abzurechnen, denn ich habe vor, sie literarisch rücksichtslos auszubeuten. Meine moralische Berechtigung, in dieser Beiz Alkohol zu vertilgen, beruht auf zwei unerschütterlichen Pfeilern. Erstens einmal fühle ich mich verpflichtet, in dieser Zeit wachsender Alkoholscheu für den Umsatz unserer heimischen Winzer und Bierbrauer Sorge zu tragen, zweitens sauge ich die hier verkehrenden Menschen systematisch zu meinen Zwecken aus. Zwar lasse ich mich nicht gerne freihalten, ich spendiere lieber selbst etwas, dafür aber unterhalte ich mich mit diesen Menschen etwa wie ein geistiger Vampir, der seine Beute nur völlig ausgeblutet zurückläßt. All diesen Menschen hier verdanke ich ganze Romane, Partituren, philosophische Arbeiten und manchmal wird mir doch bange, wie ich demaleinst all diese Mitarbeiter an meinen ‘Sämtlichen Werken’ ihrer Leistung entsprechend auszahlen soll.“

Dr. Ludwig Stulter holte seine Brieftasche hervor und faltete daraus einen großen Bogen aus einem Kontobuch auseinander. Dort standen verschiedene Leute verzeichnet. Ein Student, ein Versicherungsbeamter, eine alte Hausiererin, der Dr. Coretti, Dr. Graf von Barski, auch Dr. Anderselbst und nun schrieb Dr. Stulter noch den Namen des Dr. Moinneau hinzu.

„Sehen Sie, jetzt stehen Sie da und ich bin inskünftig in Ihrer Schuld, wenn Sie auch getrost noch ein oder zwei Glas Wein trinken sollten.“

„Entschuldigen Sie mal,“ begann Dr. Moinneau mißtrauisch zu werden, „wenn man in früheren Zeiten Soldaten oder Matrosen anwerben wollte, so machte man sie zunächst einmal mit Freibier, Freiwein, Freischnaps betrunken und man verschleppte sie dann, wohin man wollte. Und alle Todesurteile gegen sich selbst, die sie in der Betrunkenheit blindlings unterschrieben haben, sollen hernach wie heilige Verträge gelten. Hoffentlich haben Sie mit mir nichts dergleichen vor?“

Stulter's Gesicht begann zu leuchten: „So gefallen Sie mir. So können wir anfangen, miteinander zu kollaborieren. Ich komme Ihnen vor wie ein übler Schuft, wie irgendein dämonischer Agent,

der Sie hier in dieser redlichen und gut bürgerlichen Beiz zu schrecklichen Dingen zu animieren sucht. Und Sie ihrerseits, gestatten Sie mir, Ihnen das Kompliment in dieser Weise zurückzugeben, erscheinen mir wie ein ganz gefährlicher Mensch, der in der Gestalt eines etwas verwahrlosten Potators eine dämonische Seelenenergie verbirgt und in seiner grauen Kutte irgendeinem ungeheuerlichen Zwecke dient. Stellen Sie sich doch einmal vor! Dieses herrliche Thema zu einem der modernen Gespensterromane, die man Detektivgeschichten nennt. Wir treffen und verbrüderm uns hier in dieser Beiz, zwei Waadtländer am Zürichsee. Wir heimeln uns gegenseitig mit vertrauten Tönen an, und dabei sind Sie der Vertreter einer furchtbaren politischen Organisation und ich auch. Daß ich Sie dann freihalte, ist völlig plausibel, denn dergleichen Leute haben wohl für diese Zwecke immer Geld zur Verfügung. Sie aber spielen die tiefere Rolle, indem Sie scheinbar bei diesem Kampfspiel zweier Teufelswelten gegeneinander nicht den Verführer, sondern den Verführten abgeben. Sie lassen es darauf ankommen, betrunken zu werden. Sie lassen mich den starken Mann spielen und für Sie zahlen und dabei schlüpfen Sie in mich hinein, wie ein Krankheitserreger in den Körper und Sie holen mich aus, höhlen mich aus, ohne daß ich in meiner protzigen Eitelkeit und Spenderlaune irgend etwas davon merke.“

Dr. Stulter stellte mit tiefem Mißvergnügen fest, daß Dr. Moinneau diesen Anregungen in keiner Weise gewachsen war. Offenbar wurde der Mann immer mißtrauischer, als "wolle man etwas von ihm“, als solle ihm irgendwie ein Bein gestellt werden oder als gestatte sich Dr. Stulter, sich in ungeziemer Weise über ihn lustig zu machen. Den Heliotiker Dr. Stulter schmerzte dies sehr, denn im gegenwärtigen Zustand hätte er mit Dr. Moinneau am liebsten sofort einen Vertrag unterzeichnet, der ihn halbpart an einem Roman beteiligt haben würde, in welchem Dr. Stulter einerseits und Dr. Moinneau andererseits, die beiden Vertreter großer, miteinander hadrender Organisationen gewesen sein würden, allerdings mit dem Unterschiede, daß in diesem Roman die Partei des Dr. Moinneau gewiß unterlegen sein würde.

Für derartige großzügige Pläne war Dr. Moinneau offensichtlich

nicht zu haben und daher begann Dr. Ludwig Stulter, sich über seinen Gesprächspartner wachsende Sorgen zu machen. Der Mann trank offenbar zu viel. Dr. Stulter merkte deutlich, wie das bei ihm zu einer Art von Seelenerweichung geführt hatte, zu einer Krankheit also, die zwar anatomisch nicht so leicht erfaßbar war wie Gehirnerweichung oder Osteomalachie, die aber mindestens ebenso bedenklich sein mußte.

Stulter hatte die unangenehme Vision, die Seele dieses Mannes sei tot und schwimme nun, wie ein konservierter Fisch devon'scher Zeit im geistigen Alkohol herum, leblos, wehrlos und gänzlich in einem falschen Schicksalsbegriff, einem trägen Fatalismus ergeben. Dies belastete das Gewissen Dr. Stulters sehr und er überlegte sich, wie er diesem Mann den weiteren Alkohol entziehen könne.

Dr. Ludwig Stulter war aber auch äußerst zartfühlend und in diesem Fall überdies der Gastgeber. Hätte er nun angefangen, diesem Dr. Moinneau auseinanderzusetzen, ihm sei der Alkohol offensichtlich abträglich, vielleicht nicht einmal so sehr seinem Magen, seinen Nieren, seiner Leber, als seiner Seele, seinem Geist, wie knickrig wäre er sich dabei selbst vorgekommen, der Knickerei vor seinem eigenen Gewissen verdächtig. Hier zahlte er nun diesem armen Menschen den miserablen Burgunder und wenn er anfing, ihm zur Enthaltbarkeit zuzureden, so würde sich das anhören, als fürchte er nur, die Zeche weiterhin anschwellen zu sehen.

In dieser inneren Notlage griff Dr. Stulter nunmehr zu der für ihn gegebenen Ausflucht. Er nahm seine große Verrechnung mit den andern Gästen der Beiz wieder vor und sagte:

„Sehen Sie, hier habe ich Sie nun eingetragen. Hier stehen Sie in der Schar, vielmehr in der wohlgeordneten Gruppe meiner geistigen Gläubiger und Sie müssen das so auffassen, als sei ich ein Bankdirektor, der Sie in sein Comptoir gebeten hat und nun sollen Sie irgendeine Transaktion, den Verkauf Ihres Goldes, irgendeiner Hypothek, irgendeines Aktienpaketes, irgendeines Mantelpatents unterschreiben, obgleich Sie die ganzen Zusammenhänge noch nicht genügend überschauen. Dies ist nämlich meine Beiz,“ erläuterte Dr. Ludwig Stulter seinem erstaunten Gast. „Das ist mein buen retiro, um die Welt in Gestalt der Menschen in aller Beschaulichkeit zu

betrachten. Hier sitze ich scheinbar harmlos herum, in diesem Halbdunkel, im Grunde aber mehr als bedenklich einer Spinne ähnlich in ihrem Netz.“

Dr. Ludwig Stulter hielt inne und sah Dr. Moinneau mit tiefem Wohlwollen an. Dann wies er ihn auf das immer noch fast leere Lokal: „Hören Sie, wie die Wasserleitung des Hauses atmet. Oder ist es irgendein Motor. So kann man stundenlang hier herumhocken, fast so fern von den Menschen wie im Gewühl einer Weltstadtstraße, fast so ungestört wie bei schlechtem Wetter im Gedränge eines Tram, zwischen all den Leuten, die völlig in ihrem Egoismus zu Zapfen eingefroren sind und mit der kümmerlichen Seele hungriger Wölfe vom Geschäft zum Mittagessen hasten. Wie man dort die Menschen ganz unbehelligt beobachten kann, so auch hier. Hier kennt mich keiner, keiner grüßt mich hier!“

„Pardon, da muß ich aber doch protestieren,“ warf Dr. Moinneau ein. „Sie sind sogar hier eine Vertrauensperson, wie ich bemerken kann.“

„Sie meinen wegen meines Kreditlis und weil die Serviererin mich gewissermaßen wie einen Menschen behandelt? Wenn ich meine Fremdheit in dieser Beiz betone, so meine ich nicht dieses anständige Mädchen, das übrigens mit mir seit Jahren als Gast und Kunden leidliche Erfahrungen macht. Ich meine mehr meine Kollegen im Bierverschleiß, also die andern Gäste. Die Leute sprechen mit mir auch nur insofern, als wir beide uns jetzt hier miteinander unterhalten. Ich fürchte, Sie werden auch auf meinen Vertrag betreffend gemeinsame Ausarbeitung eines Romans nicht eingehen mögen. Wir gleiten langsam wie Gestirne aneinander vorüber und nur für kurze Zeit fallen äußerliche Reflexe von Ihnen auf mich und von mir auf Sie.“

„Valeurs?“ fragte Dr. Moinneau, „wie in der Malerei?“

„Ganz richtig. Taucht man einen Menschen in rotes Licht, so wird seine Körperoberfläche mit blauen Reflexen reagieren oder aber ein gelber Chinese wirft grüne Schatten. So sind die Gespräche und die Ansichten der Menschen. Ich bin nur wie ein Schatten über Sie hinweggegangen. Der einzige von uns beiden, der etwas von unserer Unterhaltung haben kann, bin ich. Und deshalb bin ich Ihnen ei-

gentlich eine Teilhaberschaft an meinem Lebenswerk schuldig. Das ist nun einmal meine Gewissenhaftigkeit gegenüber allen Menschen, die mir begegnen, auch wenn sie mir unfreundlich entgegengekommen sind. Diese Schuld Ihnen gegenüber kann ich aber natürlich nicht abtragen, wenn ich nicht Ihren Namen und Ihre Adresse festhalten darf, damit ich Sie fortlaufend unterrichten kann, wie der Roman, der zügige Detektivroman sich weiterentwickelt, den wir soeben miteinander angelegt haben.“

Dabei zog Dr. Ludwig Stulter schon seinen Füllfederhalter aus der linken Brusttasche seines Rocks, schraubte den Deckel ab und traf Anstalten, die Personalien seines neuen Mitarbeiters in seinen heliotischen Kontokorrent einzutragen. Gleichzeitig betrachtete er das Gesicht seines neuen Freundes mit unvorstellbarem Vergnügen. Dieser sah betreten aus, ungefähr wie ein Millionär, welcher bemerkt, daß er demnächst um 250 oder 500 Franken angepumpt werden soll. Der Fremde, alias Dr. Moinneau, begann vornehm und etwas zerstreut und abweisend auszusehen. Dr. Ludwig Stulter sah förmlich durch das Stirnbein dieses hochgebildeten Philologen hindurch, wie darin aufgeschweuchte Gedanken und Verdachtsmomente durcheinanderwogten. Offensichtlich meinte der Mann oder Herr, Stulter wolle sich seinen Namen und seine Adresse notieren, um ihm hernach irgendeine Nachnahme ins Haus zu schicken.

Mit dem innigen Genuß eines Tigers empfand Dr. Stulter das abgründige Mißtrauen seines Gegenübers. Dann stellte er fest, wie das Antlitz Dr. Moinneaus einen Ausdruck von Feindseligkeit bekam, als hätte er in Dr. Stulter nicht mehr einen Reisenden vermutet, der nach Aufträgen suchte, einen Verkäufer irgendeiner unverkäuflichen Ware, die nur durch Überempelung an den Mann gebracht werden konnte, sondern endgültig etwas Schlimmeres, Böseres.

Hier brach das Gespräch ab.

Dr. Ludwig Stulter resignierte angesichts der unwiderbringlich fehlenden Wahlverwandschaft. Da er feststellen mußte, daß er mit diesem Menschen niemals zu einer einwandfreien geistigen Verbuchung gelangen würde, ließ er den Scherz fallen, der für ihn, den wunderlichen Sucher nach heliotischen Seelen, durchaus kein bloßer

Scherz war. Innerhalb weniger Sekunden froh auch ihm die Nase ab, das Gespräch wurde kalt wie eine erloschene Brissago, alle Gedanken fielen flach auf den Tisch wie tote Karten, wenn die verzankten Spieler sich entfernt haben. Er faltete seinen Kontokorrent wieder zusammen und schob ihn in seinen Anzug. Dr. Moinneau stand auf, relativ nüchtern, nahm eisig Abschied und ging davon.

Über dem Tisch, an dem sie gegessen hatten, stieg nicht einmal der Rauch einer vergessenen Zigarette empor.

Vom Tod im Lenze Taurus = Stier-Kapitel

20. April bis 21. Mai

Am Karfreitag um 10 Uhr morgens rief Dr. Anderselbst bei Dr. Stulter an und meinte, er wolle ihn sprechen. Es treffe sich ganz gut, daß am heutigen Tage die Beizen geschlossen seien, so werde er sich gerne hinaufbemühen.

„Ja,“ sagte Dr. Ludwig Stulter, „ich habe auch eine kleine Reserve Chianti, aber du bekommst nur ein Glas oder zwei.“

„Das wird auch reichlich genügen,“ lachte Dr. Anderselbst, aber seine Heiterkeit klang doch nicht ganz frei vom Herzen.

„Wann wirst du hier sein?“ fragte Dr. Stulter, „es ist wegen des Aufräumens in meinem Zimmer. Frau Büsy ist doch katholisch, sie geht immer schon um 6 Uhr morgens zur Messe, so wird sie wohl mein Zimmer gleich machen können. Ja, das ist recht, dann wird alles schon zum Empfang bereit sein.“

Frau Büsy, die wohl ahnte, daß die Freundschaft zwischen den beiden Herren auch für sie nicht ganz ohne Vorteil war, fand sich sofort bereit, selbst hinaufzugehen und dort alles zurechtzumachen, während Dr. Ludwig Stulter im Eßzimmer blieb, wo alles zum Frühstück für die Gäste gedeckt war, die aber an diesem Feiertag nicht so früh zum Morgenkaffee kamen. Dr. Stulter nahm sich eine Beilage vom Zeitungsständer und fing an, ein dreizüsiges Schachproblem zu lösen, um sich die Zeit zu vertreiben. Er wunderte sich, wie lange Frau Büsy sich oben in seinem Dachstübchen zu schaffen machte und nun klingelte es auch schon draußen an der Tür und Dr. Ludwig Stulter ging selbst hinaus, um aufzumachen.

Vor der Tür stand Dr. Anderselbst. Er war besser angezogen als Dr. Stulter, sonst aber ganz ebenso gut bei Atem wie es Dr. Ludwig Stulter zu sein pflegte beim Herumgemsen auf den Granittreppen dieses großen grauen Hauses.

„Frau Büsy ist noch oben im Zimmer, aber eigentlich sollte sie schon auferäumt haben. Komm' gleich mit.“

Er ging voran und Dr. Anderselbst folgte ihm auf dem ihm bekannten Weg ins Dienstmädchengeschoß, das eigentlich genauso eingerichtet war wie eine Wohnung. Vom Treppenhaus grad hinein kam man in einen Korridor, aus dem ohne weiteres ein Vorzimmer abzuteilen gewesen wäre. Rechts am Eingang, im natürlichen Anschluß an die Wasserführungen des Hauses lag das W.C., es stand offen. Vermutlich nur, weil es sich um das Dienstbotengeschoß handelte, denn sonst wäre es genauso einfach gewesen, die Tür ordentlich zuzumachen. Wie sagten die beiden Kumpane doch ab und zu? Es ist durchaus nicht schwerer eine Erinnerung zu behalten, als sie zu vergessen und ins Nichts versinken zu lassen. So wäre es durchaus nicht schwieriger gewesen, aus diesem Geschoß eine geschlossene und geordnete Wohnung zu machen, als die Eingangstür ohne Schloß zu belassen, so daß man vom Treppenhaus unmittelbar an jedes Dienstmädchenzimmer herantreten konnte. Jedes dieser Zimmer wurde dadurch zur Wohnung mit direktem Zugang zur Straße, vielleicht aber auch zum Taubenhaus. Für einen Menschen, der hier in einem dieser Zimmer wohnte, war die Ehe vermutlich ein anderes Problem als für einen Menschen, dessen Schlafzimmer in der Gesamtheit einer wohlabgeschlossenen Wohnung liegt. Als Dr. Ludwig Stulter und Dr. Reginald Anderselbst auf die Zimmertür Nr. 13 zutraten, wo Dr. Ludwig Stulter hauste, war Frau Büsy fertig geworden. Sie rollte gleichsam aus der Zimmertür heraus, den beiden Herren entgegen. Kaum 1.50 Meter hoch, fast ebenso breit wie lang, war sie, wie Stulter sagte, ein merkwürdiger Tennisball zwischen den Tennisschlägern der Weltgeschichte.

Anderselbst wußte, wie Dr. Stulter zuweilen über Frau Büsy schimpfte. Aber niemals hätte er im Ernst auch nur geduldet, daß man Böses über sie sagte. Sie war Witwe, durch ihre kugelförmige Deformation vermutlich ein für alle Mal vor allen erotischen Heimsuchungen bewahrt und nun versuchte sie durch Kirchengang und ameisenhaften Fleiß die unvorstellbare Freudlosigkeit ihres Daseins zu übertäuben. Es sei denn, daß die Dinge gerade umgekehrt liegen und daß alles Genießen nur eine Abfindung ist für die ertümliche Arbeitsbegeisterung der eigentlichen, primitiven Wesen.

„Ich habe Dir doch schon von dieser Frau erzählt?“ fragte Dr.

Stulter, indem er die Tür schloß und den Freund in der Silhouette sah, wie er vor dem Fenster stand und auf die Limmat und auf den Uetliberg hinübersah.

„Nein, eigentlich nicht, aber ich kann mir schon vorstellen, daß Du die gewohnte, platonische Zärtlichkeit für ihre menschlichen Leiden empfindest.“ Dr. Reginald Anderselbst ging jedoch auf das Thema nicht ein, drehte sich vielmehr von der Limmat ins Zimmer zurück und sagte: „Es sieht ja so ungewohnt prächtig bei Dir aus, sogar Nelken auf dem Tisch.“

„Ja, das sind eben die Grenzen der guten Frau Büsy, darin ist sie allzu menschlich. Weil sie gehört hat von Deinem Kommen, hat sie sich hier in meiner Stube so übermäßig lange aufgehalten und auch die Blumen aufgestellt. Ich würde von ihr zunächst keine Blumen bekommen.“

„Sehr interessant,“ lachte Dr. Anderselbst, „denn bis zu einem gewissen Grade ist es heute auch berechtigt, wenn man mir Blumen ins Zimmer stellt, denn ich habe mich heute morgen um 8 Uhr mit Fräulein Virginie Curchod verlobt und wir werden in etwa drei Wochen oder solange die Formalitäten laufen, verheiratet sein. Darüber wollte ich mit Dir sprechen. Wie Du wohl weißt, hegt Virginie den Wunsch, daß ich Privatdozent werde. Das bringt mich natürlich Dir gegenüber in eine doppelt schiefe Lage, denn solange ich zu Deinen Theorien halte, ist selbstverständlich von irgendeiner Privatdozentur keine Rede. Aber darüber hinaus habe ich noch eine andere Sorge. Virginie ist doch Deine Cousine. Ich habe sie durch Dich kennen gelernt. Hast Du sie eigentlich geliebt?“

„Ja,“ sagte Dr. Ludwig Stulter, „ich habe meine Cousine, das Fräulein Virginie Curchod wohl einmal geliebt, aber völlig hoffnungslos.“

Wie Dr. Anderselbst sehr genau sah, schaute Dr. Ludwig Stulter ihn dabei nicht an, sondern an ihm vorbei auf die Ecke des großen Büchergestells.

Dr. Anderselbst wurde aber auch nicht verlegen: „Virginie muß in Dich verliebt gewesen sein. Ich glaube das manchmal zu spüren.“

Jetzt sah ihn Dr. Ludwig Stulter blitzend an: „Sie würde auch, und vielleicht noch viel mehr, in Dich verliebt sein, wenn Du nicht

eine so gute Partie wärst. Das Geld verdirbt uns ja alle. Ich bin mir selbst überzeugt, im Grunde bist Du genauso gut wie ich. Aber das kann eine Frau sehr schwer bemerken, solange Du eine gute Partie bist und ich nicht.“

„Da muß ich Dir doch erzählen, was ich vorgestern abends mit Virginia durchgesprochen habe. Sie hatte einen Angsttraum. Sie muß doch ein sehr gutes Vertrauen zu mir haben, denn sie hat zu heulen begonnen und sie hat mir ihren Traum erzählt. Im Traum wurde ich, oder sie hat mich, umgebracht, und im Traum schien sie Dich zu lieben, zu begehren, wie man sagt. Es scheint, daß Du so ausgesehen hast wie ich und sie soll im Traum mir alles weggenommen haben, um es Dir zu schenken.“

„So ist es immer im Leben,“ meinte Dr. Ludwig Stulter völlig gelassen. „Das ist das alte Lied von der Reue.“

„Was meinst Du mit der Reue?“ fragte Dr. Andersebst.

„Ich glaube nämlich,“ sagte Dr. Ludwig Stulter, „Frau Virginia liebt Dich sehr viel mehr als Du glaubst. Du hast einfach das Mißtrauen, welches jeder Mäzen immer gegen seinen Schützling hegen muß. Du glaubst, daß sie eigentlich in mich verliebt ist und Dich nur wegen Deiner guten Situation heiratet. Wenn ich in diesem kümmerlichen Stübchen einen großen Spiegel hätte, womöglich einen dreiteiligen Spiegel wie für die Mannequins in den Modehäusern, so würde ich Dich einhaken und mit Dir vor den Spiegel treten und dann würdest du sehen, wie ebenmäßig zwischen uns die Dinge liegen. Wenn ich nicht irre, bist Du etwa 1 Zentimeter größer als ich, ich etwas schlanker, Du vermutlich etwas kräftiger und da Du Dich obendrein für meine geistigen Dinge interessiert, so wird auch der geistige Unterschied, der Niveau-Unterschied zwischen uns beiden fast gleich Null sein. Für die Frauen, für die Weiber, für die Liebhaberbörse habe ich Dir gegenüber nur den Vorteil, nicht im Gelde zu stehen, möglicherweise sogar aus dem Gelde heraus zu sein. Du aber, ohne es gewollt zu haben, bist im Gelde geblieben, weil Eure Familie mit den Banken zusammenhing und wohlhabend ist und im Gelde steht. Und, wenn ich nun schon einmal so sagen darf, so steht Dein Geld Deinem erotischen Charme im Wege. Damit möchte ich Dir gründlich auseinandersetzen, wie ich zu Deiner

Heirat mit Virginie Curchod, mit meiner schönen Cousine, stehe. Ich glaube, rein menschlich ist sie in Dich mindestens so verliebt, wie in meine nicht unbedeutende Person. Aber wenn Du den Wunsch hast oder haben solltest, zu empfinden, sie sei mehr in Dich verliebt als in mich, so brauchst Du nur Dein Vermögen auf mich zu übertragen, dann wird sie vermutlich plötzlich das Bedürfnis empfinden mich zu heiraten, um dann ausgerechnet Dich verlassenes Kind, verlassenen Kronprinzen der Weltgeschichte voller Zärtlichkeit und Mitleid zu adoptieren.“

„Du bist und bleibst ein krummer Hund,“ lachte Dr. Reginald Anderselbst. Er wiederholte nicht die Frage, ob Dr. Ludwig Stulter früher einmal in seine Cousine Virginie Curchod verliebt gewesen sei. Er sagte: „Da müßten wir ja eine kleine Komödie aufzuführen suchen. Ich müßte ein Telegramm von meiner Bank bekommen, daß ich bankrott gegangen bin und Du müßtest plötzlich eine große Erbschaft machen, dann würden wir ja sehen, ob sie die Rollen wechseln würden, indem sie Dich heiratet und mich zu lieben beginnt.“

„So ist der Konflikt nicht richtig ausgedrückt,“ verwarhte sich Dr. Stulter. „Ihr einziger Fehler ist, daß sie, ich will nicht einmal sagen, ans Geld glaubt, sondern, um es gelehrt auszudrücken, in Geld symbolisiert.“

„Dann wirfst Du ihr also vor, sie sei ein typischer Bürger?“

„Ja, insofern dies in unserer Welt ein Vorwurf sein kann. In den Romanen der alten Zeit, die man jetzt nicht mehr lesen mag, pflegte der reiche Prinz, der steinreiche Graf seine Identität zu verbergen, um zu erfahren, ob er um seiner selbst willen geliebt wurde. Eines Tages tauchte er als blasser Flüchtling auf, beinahe als Bettler, als politischer Emigrant und erst, wenn das schöne und reiche Mädchen ihn um seiner selbst willen als Gatten annimmt, zerreißt er die Bettlerhülle und heraus tritt der goldene Königssohn, der noch immer viel reicher ist, auch viel mächtiger als seine Braut. So kann er sie doch zum Schluß zu sich emporheben, wie in Goethes 'Ballade vom Gott und der Bajadere' Mahadö, der Herr der Erde, die arme Tänzerin in seinen Flammenarmen mit emporhebt. So ist beiden Parteien geholfen. Der Patriarch kann gewiß sein, um seiner selbst willen geheiratet worden zu sein und das Mädchen macht eine über-

ragend gute Partie. Wenn nun wir Männer es uns mit der Liebe so leicht machen, sobald wir Geld haben oder mächtig sind, so kann man es einem intelligenten Mädchen nicht verargen, wenn sie den Spieß umdreht und auch die Tendenz hat, auf ihr Vermögen wie auf Stelzen zu steigen, um nun auf einen armern Mann mit junonischem Wohlwollen herabblicken zu können. Heutzutage haben die Frauen ja oft keine Kinder, aber schließlich steckt doch irgendwie eine Mutter in jedem Weibe und anstatt diese Muttergefühle an verkrüppelte Schoßhunde zu wenden, verliebt sie sich gern in bettelhafte Männer. In diesem Falle spielt also das Geld offensichtlich gegen den reichen Mann, gegen den Millionär. Wir könnten ja nach Deinem Vorschlag versuchen, inwieweit Virginie diesen Spielregeln gehorcht.“

„Das wird schwer fallen,“ lächelte Anderselbst, „weil sie doch ein wenig zu tief in unsere Angelegenheiten hineingeschaut hat. Sie würde mir Spekulationen nicht zutrauen, die mich um mein Vermögen gebracht haben könnten. Sie weiß, daß ich zwar, indem ich Dir aushelfe, gewissermaßen mit Dir, mit Deiner Lebensarbeit spekuliere, daß ich aber niemals bürgen würde und nicht einmal Lotterien spiele. Vollends wüßte sie, wenn unsere gemeinsame Bank pleite wäre, weil sie ja die gleiche Hiobspost bekommen müßte wie ich. Auch weiß sie genau, wie unwahrscheinlich für Dich eine große Erbschaft ist. Es bleibt also tatsächlich nur die Möglichkeit, Dir einfach mein Vermögen zu übertragen. Diese Handlungsweise wäre allerdings derart großzügig, daß sie sich wohl daraufhin in mich verlieben könnte.“

„Nein,“ versetzte Stulter mit dem Gesicht eines Psychiaters, der über einen Grenzfall nachgrübelt, „sie würde sich um Deine Entmündigung bemühen, weil sie dieses Vorgehen als ein Zeichen von beginnender Geisteskrankheit ansehen müßte. Mich aber würde sie nicht als reichen Mann betrachten, sondern nur als eine ganz besonders groteske Form von Erbschleicher und sie würde mich noch weniger lieben als bisher.“

Damit schritt Dr. Stulter auf den Schrank zu, in dem er seinen Chianti verwahrte und holte daraus ein Schachbrett aus Wachstuch hervor, welches er sorgfältig auf den Tisch aufrollte, zwei Wein-

gläser, die merkwürdigerweise vollkommen sauber waren und eine fast bis oben gefüllte Korbflasche. Sie setzten sich so, als wenn sie eine Partie Schach hätten spielen wollen. Dr. Anderselbst bemerkte sogar, daß ganz richtig das weiße Feld in der rechten Ecke lag. Wollte Stulter jetzt mit ihm eine Partie Schach spielen, oder hatten sie schon eine Partie gespielt, soeben im Gespräch über Dr. Reginald Anderselbsts Verlobung vom heutigen Tage?

Stulter füllte die Gläser und meinte: „Siehst Du, da wirfst Du mir nun immer vor, ich würde die Themata, die mir in der Beiz zugespielt werden, nicht ausbauen und nun möchte ich wetten, daß Du in den gleichen Fehler verfallen wirst und nicht daran denkst, jenes Thema weiterzuspinnen, das wir vorhin angeschnitten haben: Das Lustspielthema mit Deinem Bankrott und mit der Vermögensübertragung an mich. Denk doch nur, welches neue Motiv wir soeben hinzuerfunden haben. In einem älteren Lustspiel, zum Beispiel bei Molière würde diese Verkleidungskomödie lediglich zur Entlarvung Virginies aufgeführt, es wäre ganz einfach das trübselige Ende des ‘Malade imaginaire’, wo der reiche Bürger sich tot stellt, um seiner schönen Gattin nachzuweisen, sie sei nichts als eine habgierige Erbschleicherin. Bei uns dagegen würde die Posse dahin abzielen nachzuweisen, daß Virginie, weit davon entfernt, Dich allein um Deines Gelden willen zu heiraten, ganz im Gegenteil nur aus unbewußter Keuschheit bei Dir den Verdacht erregt, daß sie Dich nicht liebt, weil Du zu wohlhabend bist.“

„Ich bin eben kein Schriftsteller,“ versetzte Anderselbst, der dem Chianti zusprach, „und ich mag mich auch nicht in die Konflikte stürzen, die sich gewiß ergeben, wenn man dem Problem als Dichter oder als Dramatiker nachgehen würde.“

„So, so, das ist ja das Allerneueste,“ sagte Stulter aufhorchend, „das muß ich mir rot in meinem Kalender anstreichen. Mein Freund, der Dr. Reginald Anderselbst, hat an diesem Karfreitag zugegeben, ein Kunstwerk oder eine philosophische Arbeit sei noch nicht damit erledigt, wenn irgend jemand einem das Thema dazu vermittelt hat. An diesem Karfreitag,“ wiederholte Stulter.

Plötzlich wurde Dr. Anderselbst beinahe grämlich, jedenfalls melancholischer als bisher: „Schließlich weiß ich wohl, warum ich

Gymnasiallehrer geworden bin und möglicherweise als Universitätsprofessor enden werde, denn irgendein Unterschied muß ja doch vorhanden sein zwischen uns zwei. Du hast vorhin betont, Deine und meine Begabung könne ganz die gleiche sein und sie erscheine den Menschen, vor allen Dingen den Mädchen, nur deshalb verschieden, weil ich im Gelde stehe und Du in der Armut. Jede Frau wird ein Kleid anders wählen, je nachdem sie damit bei Tage wirken will oder auf einem Fest bei Nacht. Da ich ja schließlich auch Fakultus für Physik habe, könnte ich hier noch sehr schöne Gleichnisse von Kontrastwirkungen aus der Optik anführen, aber wir sind ja beide im Bilde. Du sagst also, unsere Begabung sei absolut gleich und nur durch Kontrastwirkungen in den Augen der Menschen und vor allem auch der Frauen verschieden. Du wirst natürlich auch behaupten, daß mein Vermögen mich alt macht?“

„Freilich,“ bestätigte Stulter: „Selbstverständlich macht Vermögen alt. Das kannst Du genau studieren, wenn Du eine Bar betrittst mit dem Rufe, ein reicher Mann zu sein. Alle anwesenden Damen werden die Tendenz haben, Alterchen zu Dir zu sagen, auch wenn Du es gar nicht bist. Schon deshalb, weil es gegen den Erwerbssinn dieser unglücklichen Wesen ginge, sich in einen reichen Gast zu verlieben. Unter Umständen würden sie sogar dafür gekündigt, denn auch eine Bar würde auf die Dauer nicht funktionieren, wenn sie nicht dazu da wäre, die großen Gesetze des Vermögensumsatzes zu erfüllen. Diese Gesetze fordern, daß der alternde Mensch seine Jugend und seine Schönheit durch Reichtum ersetzt und daß die nachdrängenden Generationen danach streben, ihm das gehamsterte Vermögen wieder abzunehmen. Das ist das Gesetz, wonach früher oder später die alten Mächte zu Gunsten der jüngeren abzutreten haben. Sie müssen entweder sterben oder aufs Altenteil gehen und das ist vermutlich der Grund, weshalb mir keine Bar Spaß macht, weil ich dort allzudeutlich sehe, wie all diese Menschen, die verliebten Greise, die Damen und die Gigolos im Grunde gar nicht lustig, sondern tief ernst zu nehmen und fast traurig sind, weil sie ihre Willkür auszuspielen glauben und weil sie im Grunde fast wie Automaten nur eine Karikatur der ernsthaften soziologischen Prozesse darstellen. Die Damen wirken wie ein System von Schlepfbahnen, von Trag-

körben oder von Baggern, die dauernd, im Querschnitt genommen, den Alten das Vermögen abnehmen, um es der Jugend zuzuspielen oder in den Rachen zu werfen.“

„Das ist sehr interessant, in welcher Weise Du hier die Unsittlichkeit kritisierst,“ lobte Anderselbst. „Du bist mit ihr auch nicht einverstanden, aber Du widerlegst sie sozusagen durch Entmutigung, nicht durch moralischen Verruf.“

„Vollkommen,“ nickte Stulter und leerte sein Glas, als proste er nunmehr seinem Kumpanen zu. „Alle Hetären sind traurig und zwar mit gutem Grunde, weil sie spüren, daß es mit dem Anarchismus ihrer Gefühle und mit der Freiheit ihrer Laster ein für allemal nichts ist, weil sie immer wieder nur dazu gelangen, Gesetze zu erfüllen, denen auch die anständigen Menschen unterworfen sind, wenn auch auf andere Weise. Die alten Mächte müssen zahlen und abdanken, dafür spricht die gesamte Weltgeschichte. Jede Bar in ihrer für mich so sehr wenig verlockenden oder furchterregenden, bacchantischen Verwerflichkeit ist nichts anderes als die Karikatur des gleichen Prozesses.“

„Eine sehr gefährliche Lehre,“ meinte Dr. Anderselbst, „denn das würde ja heißen, daß man nur dem Guten und Rechten dient, wenn man in einer Bar arbeitet.“

„Schon, schon, schon. Immerhin ist die Karikatur nicht das Urbild und wenn auch das Volk der Bardamen letzten Endes nichts anderes tun kann, als die Lebensgüter vom Alter auf die Jugend zu übertragen, so möchte ich darin doch keinen monumentalen Geschichtsvorgang erblicken. Wenn Dein Vermögen Dich also in einer Bar alt machen sollte, sodaß die Stammgäste die Tendenz zeigen, Dich ‘Alterchen’ zu nennen, wenigstens hinter Deinem Rücken, so brauchst Du Dir diese Beschimpfung nicht allzusehr zu Herzen nehmen. All diese Fälle, wo die Frau und noch obendrein solcherlei Damen Schicksal spielen, ergeben niemals Tragödien, sondern nur Possen oder bestenfalls Lustspiele. Du kennst doch meine Theorie: In einem Drama darf die Frau niemals das Schicksal leiten, nur der Mann leitet, lenkt und macht Schicksal. Dafür geht es immer tragisch aus. Sobald die Frau sich anmaßt, zum Glücke zu lenken, wird es ein Lustspiel und wirkt komisch, auch wenn es schlecht ausgeht.“

„Ein wunderlicher Karfreitag,“ meinte Anderselbst, „nun habe ich mich gerade heute morgen mit Fräulein Virginie Curchod verbunden. Alles Weitere sind doch nur Formalitäten. Und nun sitzen wir hier in den wundervollen Mittag hinein, trinken Chianti und reden von so seltsamen Dingen. Das ist ja schließlich auch der Grund, weshalb der wahrhaft gute Mensch von den Dichtern im allgemeinen und von den Lyrikern im besonderen nichts wissen mag. Man wird vorgeben, es seien zu weltfremde Träumer. Ihre ganze Arbeit lenke nur vom Ernst des Lebens ab, von der Wirklichkeit, von der sogenannten Realität. In Tat und Wahrheit haben wir aber immer nur Angst vor dem Kurzschluß der Jahre, den ihr Dichter, wenigstens in Euren guten Stunden, mit gläsernen Handschuhen beherrscht.“

„Das dürfte stimmen,“ meinte Dr. Stulter, indem er den Rest der Chiantiflasche sorgfältig auf die beiden Gläser verteilte, „denn wenn wir jetzt Deine Verlobung am Karfreitag feiern, so kann ich, insofern ich ein Dichter bin, natürlich nicht verhindern, mir bewußt zu sein, daß heute Karfreitag ist und in allen Tragödien das Sterben mit der Wiedergeburt und der Tod mit der Hochzeit gleichgesetzt wird.“

„Auch der Mord mit der Zeugung?“

„Auch das Duell mit der Liebe!“

Auf der Passhöhe des Jahres Gemini = Zwilling-Kapitel

21. Mai bis 22. Juni

Diese längsten Tage waren auch sehr heiß. In der Beiz ‚Zum Großen Bären‘ waren zwar die weiß-blau gestreiften Plachen wie schräge Zeltwände heruntergelassen, aber die großen Fensterscheiben waren nicht versenkt. Die Wärme quoll unsichtbar von außen herein und es herrschte hier drinnen im dämmernden Raum eine wahre Treibhausatmosphäre.

„Die menschliche Kultur ist ein großer Kohlenmeiler,“ sagte Dr. Stulter mit Nachdruck: „Wenn ich hier jetzt so mit Dir dasitze, habe ich das Gefühl, im tiefsten Sinne meinen Bürgerpflichten nachzukommen. Ich verschmore hier wie Anthrazit, das in einer großen chemischen Fabrik durch fraktionierte Fällungen in seine edelsten Bestandteile aufgelöst wird. Weißt Du, Rex, wie lange es her ist, daß man die Ketzer einfach verbrannte? Das war die Zeit, wo man das Holz und die Kohle im offenen Kamin verbrannte. Was ging da an Werten mit dem Rauch zum Schornstein hinaus, feinste vegetabile Öle, alle diese Dinge, die zur physiologischen Struktur der Pflanze gehören, sie alle wurden dem einen Wärmebedürfnis barbarisch hingeopfert. Allerdings zu einer Zeit, die noch nicht wußte, daß die Wärme die niedrigste von allen Energieformen ist.“

„Bei dieser Temperatur ist eine solche Feststellung allerdings ein gewisser Trost,“ grinste Anderselbst, indem er sich mit dem Taschentuch über die Stirne fuhr. „Wie pflegst Du schon zu sagen, Stulterli: künstliche Not! Der Mensch ist Holz und er baut sich seinen eigenen Kohlenmeiler, um sich selbst nach allen Regeln der Kunst zu verschmoren. Aber um von etwas ganz anderem zu sprechen, wie steht es mit Ihrem Lustspiel, hochzuverehrender Herr Dr. Ludwig Stulter?“ fragte Dr. Anderselbst mit inquisitorischem Blick. „Ich will Dich ja nicht ungebührlich bedrängen, immerhin...“

„Immerhin, so willst Du doch wohl sagen, habe ich dem Dr. Moinneau für sein Interview soviel spendiert, daß sich diese Aus-

gabe rentieren müßte. Lydus ist der gleichen Meinung wie Du. Sie hat mich schwer getadelt, weil ich mich überhaupt mit solchen Leuten einlasse. Aber man soll nicht undankbar sein. Ich habe das Gefühl, dem Mann viel zu verdanken. Was ist diese Beiz 'Zum Großen Bären' für mich anderes, als eine Art von Weinpresse, in der ich den Gästen, ohne daß sie es auch nur merken, alles ausquetsche, was in ihnen irgend zu Wein oder Nußöl werden kann. Ich hab Dir doch erzählt von all den großen Nußbäumen zu Hause, diese schönen, dunkelgrün rauschenden Bäume, von denen es in der Reife nur so von 'Nußäpfeln' herunterprasselte. Wenn wir Kinder dann die eigentliche Nuß, dieses merkwürdige, ganz winzige Menschengehirn herauschälten, so machten wir uns dabei die Hände unweigerlich schwarz und es war eine Not, uns zum Abendessen wieder sauber zu kriegen. Mein Vater ließ eine wundervolle Maschine kommen, ein großes Gerüst mit riesenhaften Holzschrauben, ähnlich wie zum Weinpressen, und diese Maschine wurde mit Nußfleisch geladen und dann begann der große Spaß. Durch die hölzerne Druckschraube wurde ein Hebelarm gesteckt und nun stampften die Männer im Kreis herum, nicht viel anders als die Gesellen Gutenbergs, wenn sie ihre Bücher drucken wollten. Die große Schraube aus Holz schrie im Holz, unten floß das Nußöl heraus und am Ende blieb dann der über die Maßen herrliche Nußkuchen, an dem man sich so unvergleichlich den Magen verderben konnte."

Dr. Anderselbst lachte: „Und so kommst Du Dir nun als wüster Ausbeuter und Erpresser vor in dieser Beiz?!“

„Genau so,“ bestätigte Dr. Stulter: „Dieses ganze Lokal erscheint mir wie eine Weinpresse oder wie eine Nußölpresse, auch so schwer in Holz getäfelt und etwas knarrend. Das ist ja das typische am Gefüge von Holzschlachtschiffen im Sturm, von Nußölpressen und Weinpressen. Das Holz stößt seltsam quiekende und kreischende Not-schreie und Warnungsrufe aus. So kommt es mir vor, wenn ich in dieser Beiz 'Zum Großen Bären' rücksichtslos wie ein Erpresser aus den Gästen alles herausquetsche, was sie mir zu bieten haben. So bin ich mit dem armen Dr. Moinneau verfahren, dem Potator, mit dem Dr. Coretti...“

„Vermutlich auch mit Graf Barski und mit mir,“ tröstete ihn Dr.

Anderselbst und versuchte das aufgewühlte Gewissen seines Freundes einigermaßen zu beruhigen.

„Nein, Dr. von Barski kann ich nicht meinen, denn er ist ja nur einmal als völlig exotischer Gast hier hereingeweht und auch Du tauchst hier ja nur als Mäzen auf, nicht als Stammgast. Nur die Stammgäste meine ich, wenn ich so sagen darf, die Leute, die dieser Beiz verfallen sind, weil sie Jahr um Jahr immer wieder herkommen, obgleich sie nach den Gesetzen der wirtschaftlichen Vernunft ebenso gut Untreue üben und in die nächste Beiz übersiedeln könnten. Diese Leute meine ich, wenn ich sage, daß ich Reue empfinde, einen Mann wie Dr. Moinneau derart raffiniert und rücksichtslos auszu-beuten und geradezu zu erpressen.“

„Möglicherweise ist das der Grund, weshalb Du Dich niemals entschließen kannst, den Roman von der Beiz, den Du doch auch mit unserer wackeren Lydus verabredet hast, fertig zu schreiben, oder aber das Lustspiel in Kollaboration mit dem Dr. Moinneau, oder aber den berühmten Detektivroman mit den beiden Erpressern...“

„Ja,“ meinte Dr. Ludwig Stulter, „in dem Fall wäre es mir nicht einmal leicht, meine Mitarbeiter überhaupt ausfindig zu machen. Denn sie sind bekanntlich niemals wieder aufgetaucht. Ja, der Roman von den beiden Erpressern. Wie war das schon damals?“ besann sich Dr. Ludwig Stulter. „Ich war einmal mit Virginie im Bahnhofrestaurant zusammengekommen. Jene beiden windigen Gesellen sahen mich hernach hier in unserer Beiz. Sie setzten sich an meinen Tisch und fingen freundlich an auf mich einzusprechen, sie hätten mich da neulich mit einer sehr netten Dame beisammen gesehen.“

„Hör mal, Stulterli,“ unterbrach ihn Dr. Anderselbst, „willst Du jetzt im Ernst den Blödsinn von damals aufrecht erhalten, als hätten diese beiden biedereren Gesellen anfangen wollen, eine kleine Skandalgeschichte zwischen uns aufzudrehen und Dich zu erpressen?“

„Was geht mich das an,“ erwiderte Stulter monumental, „ob ich mich damals geirrt habe, als ich sofort annahm, mit dieser bloßen Andeutung hätten sie es schon auf eine Erpressung abgesehen? Wenn der Mensch sich amüsieren soll, so muß das Leben eine Tragikomödie und ein Melodrama sein. Oder wenn Du willst, ein großer Detektivroman, indem das gesamte Publikum, überhaupt

alle Völker mitspielen. Wenn das Leben uninteressant würde, so muß man es wieder spannungsvoller gestalten. Auch in dieser Beiz hier, damit sie nicht vor Langeweile abstirbt und alle letzten Gäste leiseschwankend davongehen, in andere Lokale, wo es gefährlich aussieht.“

„Wenn man aber so ehrlich verrechnet wie Du,“ versetzte Anderselbst, „kann ich mir schon vorstellen, daß man sich nicht entschließen kann, die Werke tatsächlich fertigzustellen, die man hier, immer halbpant, mit all diesen Menschen zu verfassen beginnt. Ich muß Dir sagen, an Deiner Stelle möchte es mir auch so gehen, wenn ich auf das Erlebnis mit den zwei Erpressern hin einen Roman machen sollte, mit der pflichtbewußten Überzeugung, meinerseits das Honorar halbpant mit diesen beiden Herren zu teilen. Da würde ich vermutlich auch streiken mit meiner literarischen Emsigkeit und keine Lust verspüren, so weitgehend Mitarbeitern eine Rente zu verschaffen, die doch nicht allzuviel zum ganzen Werke beigetragen haben.“

„So kann sich jeder herausreden,“ erwiderte Dr. Ludwig Stulter streng: „So kann ich ja auch einer Jungfer ein Kind machen und hernach, wie die famosen Papas im ‘Run der Väter’ es mir freihalten, ob ich die Vaterschaft anerkennen will oder nicht. Das ist ja für mich die große Gewissensfrage in dieser Beiz, ob ich auf geistigen Gebieten, auf den Gebieten der geistigen Produktion, diese Menschen hier anstecken kann. Wie sagt doch Dante: ein kleiner Funke wecket große Glut. Das ist ungefähr, als wenn ein Landstreicher sich etwas angetrunken in einen Heuschaber legt, dort im Traum, im Träumen vor dem Einschlafen noch eine Zigarette anstecken möchte und dabei das gesamte Heu entzündet, in das er sich hat einbetten wollen. Das ist der Traum aller großen, das heißt aller grundsätzlich faulen Genies: ‘Ein kleiner Funke wecket große Glut’. Wir wollen nicht ewig die ganze Last selbst weiterschleppen. Die andern Leute können auch einmal etwas tun, so möchte ich schon in dieser Beiz ab und zu einen Menschen geistig anstecken, wie mit einem Zündholz das Stroh. Den Dr. Moinneau oder den Dr. Coretti...“

„Zähl’ doch nicht immer wieder die gleichen Posten aus Deinem seltsamen, geistigen Kontokorrent auf,“ lachte Dr. Anderselbst, „es

sind ja doch nur lauter Nieten. Keiner von diesen Leuten wird Dir den Gefallen tun, sich anstecken zu lassen und Dir Deine Arbeit abzunehmen. Das ist vermutlich die geheime Schuld aller Heilande, daß sie ihre große Schöpferarbeit auf ihre sogenannten Jünger abschieben möchten.“

„Ja! aber die Jünger sind ja doch wohl die Jungen?“ fragte heftig Dr. Stulter, „und die Jungen schäumen ja vor Überdrang, den Alten die Zügel abzunehmen und selbst weiter zu kutschieren.“

„Schon, schon, schon,“ begütigte Dr. Anderselbst seinen Freund, „aber wenn an der Quadriga die Joche und die Zügel reißen, so brechen die Pferde nicht nach vorn, sondern nach den Seiten auseinander. Es ist leichter zu ermüden als weiter zu rennen, und wenn Du aus Faulheit versuchst, die Menschen hier in dieser Beiz für Dich anzustellen, damit sie Deine Arbeit weitertragen, so werden sie sich dafür rächen, indem sie Deine gesamte Arbeit im Sinne ihrer eigenen Trägheitsgesetze verfälschen.“

„Aber Du weißt doch, lieber Rex, daß ich Dir meine gesamten Manuskripte, die Ideen-Statistik, alles Unvollendete erstens einmal im Doppel übergeben und dann auch noch zur Nutzung testamentarisch vermacht habe?“

„Das weiß ich sehr wohl, mein liebes Stulterli,“ versetzte Dr. Anderselbst wise, „wenn Du aber die Faulheit begehen solltest, nächstens einmal wegzusterben, um im Grab Deine Ruhe zu haben, so kann ich durchaus nicht dafür garantieren, daß ich Dein Geisteserbe nicht ebenso karikieren werde wie die Jünger insgesamt, wenn es der Heiland vorzieht, sich bequem in sein Sepulcrum auszustrecken, anstatt es sich weiter unter der Sonne sauer werden zu lassen. Auf deutsch gesagt, Du weißt, Virginie glaubt daran, daß ich das Zeug dazu habe, Universitätsprofessor zu werden. Sie fürchtet Dich vor allem, weil ich nicht irgendeine Aussicht habe bei der Fakultät durchzukommen, solange ich Deinen fulminanten Irrsinn veretre. Es könnte schon sein daß, wenn Du einmal nicht mehr da sein solltest, meine Energie nicht mehr ausreichen würde, um mehr zu tun, als Material einfach aufzubewahren. Wie sagte doch schon Friedrich Hebbel, als er vergebens versuchte, Schillers Demetrius-Fragment zu Ende zu schreiben? Es sei ebenso unmöglich, weiter zu

dichten wo Schiller aufgehört habe, wie weiter zu lieben, wo ein anderer zu lieben aufgehört hat.“

„Da muß etwas nicht stimmen,“ unterbrach Stulter, „denn es ist gerade umgekehrt. Gerade die Liebe pflanzt, wie mir scheint, den Willen fort und schafft Traditionen.“

„Tradition ist leider meistens nur eine Karikatur des Vorbildes. Alles erstarrt sehr schnell zum geistlosen Schematismus. Der Nachahmende rächt sich dafür, daß er gehorchen muß, indem er sich über sein Vorbild lustig macht. Traditionalismus ist Travestie.“

„Schade, schade,“ meinte Dr. Stulter, „denn wie wir hier im Sommersolstizium auf der Paßhöhe des Jahres stehen, das nunmehr zum Herbst hin abzusinken beginnt, habe ich das Empfinden, soeben die Paßhöhe meines Lebens überschritten zu haben. Und habe ich bisher meine Gedanken mühselig bergan vor mir herwälzen müssen, so möchte ich sie jetzt gern loslassen können, damit sie von selbst bergab rollen. Wenn es wahr ist, was Du sagst, daß man seine Arbeit nicht nur schaffen, sondern auch ständig verteidigen muß, weil sie sonst karikiert wird, sobald man sie andern Menschen überläßt, so muß am ganzen geistigen Betriebe etwas Unrichtiges sein. In der Technik ist es offenbar nicht so. Fast niemals gelingt es dem ursprünglichen Erfinder seinen Gedanken schon voll zu entfalten, immer muß die halbfertige Erfindung von andern aufgenommen und erst zum guten Ende gebracht werden.“

„Zum bösen Ende willst Du sagen,“ scherzte Dr. Anderselbst, „denn ich könnte Dich darauf aufmerksam machen, daß auf dem Gebiete der Technik die Richtigkeit meiner These: Tradition ist Travestie, sich vielleicht ganz besonders deutlich bewahrheitet. Mir scheint, jeder große Erfinder denkt im Sinne der Produktivität und der Menschenliebe, selbst wenn es Nobel ist, der sein Dynamit erfindet. Die Epigonen aber travestieren fast regelmäßig die große Entdeckung, indem sie Destruktionsmaschinen daraus herstellen.“

„Das ist ein sehr interessanter Gedanke und zunächst hast Du auch sicher recht. Die eigentliche Erfindung geschieht im Sinne der Liebe, aber die Auswertung regelmäßig im Sinne der Macht. Schon oft habe ich das Empfinden gehabt, nicht erleben zu mögen, was aus dem Gedanken der Vierdimensionalität, der Heliotik, überhaupt

aus meiner ganzen Philosophie der Befreiung des Menschen und seiner Selbsterlösung für ein fürchterliches Unterdrückungswerkzeug gemacht werden wird.“

„Diese Gedanken sind nicht übel,“ versetzte Anderselbst, „damit schlägst Du zwei Fliegen mit einer Klappe. Erstens einmal erreichst Du es, einen ethischen Grund zu bekommen, um Deine Arbeit nicht zu entwickeln, da ja doch nur Mißbrauch damit getrieben werden würde, und zweitens kannst Du in einer Art Anbetung vor der eigenen Ungeheuerlichkeit erschauern.“

„Der Mensch,“ sagte Dr. Stulter, „wird es immer erreichen, sich selbst anzubeten. Auch wenn er als Masse auftritt. Du weißt doch so gut wie ich, daß der Technosoph, wenn etwas geschieht, was einen technischen Fortschritt bedeutet, von vornherein die Krisen und Erschütterungen voraussieht, die dadurch erzwungen werden müssen. Aber der normale Mensch will es nicht sehen. Wenn dann ein Krieg ausbricht, so ist er sofort bei der Hand festzustellen, das Schicksal, das große Unerforschliche sei über ihn hereingebrochen. Da aber feststeht, daß dieses Schicksal von vornherein in der vom Menschen entwickelten Technik mitenthalten war, ist es ganz klar, wie der Mensch auf diesem Umwege dazu gelangt, sich selbst anzubeten. Die Technik ist das Schicksal und auch das einzige ethische Gerüst, an dem der Mensch sich auf die Dauer weiterranken kann, während die ethischen Impulse nur so wirken, wie eine Wasserfontäne, die die Flüssigkeit hochschleudert, um sie nach kurzem Anstieg wieder fallen zu lassen.“

„Die Technik ist, auch meiner Meinung nach, die einzige auf die Dauer wirksame Form der Moral,“ stimmte Dr. Anderselbst bei. „So viel Technik in einer Moral ist, hat diese Bestand und bleibt auf die Dauer wirksam. Allerdings eine merkwürdige Art von Selbstmord, aber vielleicht sind alle Denker so. Mit Vorliebe schreiben sie dicke Bücher darüber, warum es keinen Zweck hat, Bücher zu schreiben und nun hast Du glücklich entdeckt, daß es keinen Zweck hat, Werke zu verfassen, wenn man nicht sofort Jünger findet, die das Werk übernehmen, die die gegebenen Anregungen besser durchführen, als man es selbst vermocht hätte. Ferner stellst Du fest, wieso die wirksame Moralität nur in der Technik liegen kann, was für Dich

selbst ganz besonders entmutigend sein muß, weil Du kein Techniker bist.“

„Du meinst also,“ versetzte Stulter bitter, „es werde mir nicht gelingen, die geistige Arbeit so zu rationalisieren, daß eine große Dichtung, ein Roman oder dergleichen so etwas wird wie ein Automobil, das man baut und das einen dann über Land trägt?“

„Nein, das wird Dir niemals gelingen,“ beharrte Anderselbst, „niemals wird es Dir gelingen, Dr. Moinneau oder auch selbst mich so zu behexen, daß wir Dir Deine Arbeit abnehmen. Und zwar wird es Dir auf geistigem Gebiete erst recht nicht gelingen, weil dergleichen auch auf wirtschaftlichem Gebiete nicht möglich ist. Du weißt doch die schöne Geschichte, die uns Graf von Barski neulich erzählte, von dem Russen van Trompen, dessen Ahnen mit Peter dem Großen aus Holland eingewandert waren und der an Liegenschaften, Mietpalästen und Riesenwäldern so reich geworden war, daß man ihn auf 60 Millionen Rubel schätzte. Dieser Mann saß nun jahrein, jahraus an der Riviera und hatte, statt sich um sein Vermögen zu kümmern, sich einen seltsamen Heiratssport ausgedacht. An schönen Tagen setzte er sich auf die Terrasse des feinsten Hotels am Ort und wartete, bis eine besonders schöne junge Frau vorüberging. Wenn er gerade mit einer Brünetten verheiratet war, so mußte es wohl eine Blondine sein oder umgekehrt. Gefiel ihm die Dame besonders gut, so erkundigte er sich nach ihrem Zivilstand und wenn sie ledig war, so interessierte er sich nicht mehr für sie. War sie aber jung und glücklich verheiratet, so ließ er sich den Gatten kommen, kaufte ihm seine Frau ab und schickte ihn nach Südamerika. Dann ließ er sich von seiner bisherigen Frau scheiden, gab ihr eine auskömmliche Abfindung und heiratete die nächste Dame. Etwa ein halbes bis ein Jahr später wiederholte sich das gleiche Spiel, bis er eines Tages aus seiner Heimat, aus seinem Vaterland ein Telegramm erhielt, das ihn dem Selbstmord nahebrachte. Sein Riesenvermögen war zerrüttet. Sein ungetreuer Generalverwalter, ein Mann namens Pomerantzoff kam wegen schwerer Betrügereien, offensichtlichen Schiebungen, Fälschungen ins Zuchthaus. Van Trompen war auf etwa 5 Millionen Rubel in seinem Vermögen reduziert, also recht eigentlich an den Rand des Bettelstabes gebracht. Derweilen lebten

Frau und Kinder des Pomerantzoff glücklich und in Freuden und er selbst wartete im Zuchthaus seine 3 oder 4 Jahre ab, um sodann irgendwo in Amerika die Frucht seiner klugen Bemühungen einzuheimsen.“

„Und nun hast Du die Liebenswürdigkeit, mich mit dem Herrn van Trompen gleichzusetzen. Wer soll aber dann der Pomerantzoff sein?“

„Möglicherweise ich,“ erwiderte Anderselbst herausfordernd, „wenn Du nämlich auf die Dauer mit Deinem geistigen Reichtum so wirtschaftest, daß Du all dieses Material irgendwo in Sibirien verkommen läßt und hier an der Riviera, alias in der Beiz ‘Zum Großen Bären’ unter sonnendurchschimmerten Plachen Deine Tage im wohligen Nichtstun verträumst.“

„Ich hätte nicht gedacht, daß ich so reich bin,“ lachte Stulter, „aber nun werde ich mich doch aufraffen müssen, in mein geistiges Land zurückzufahren und dort den ungetreuen Verwaltern auf die Finger zu sehen.“

„Wenn Du das sagst, siehst Du so traurig aus, daß man Dir die größte Enttäuschung Deines Lebens deutlich ansieht,“ äußerte Dr. Anderselbst mit inniger Schadenfreude.

„Ja,“ sagte Stulter, „ich bin nicht verheiratet, so kann meine Frau mich nicht betrügen, aber darum geht es mir doch nicht besser mit der Treue der Menschen, denn ich habe das Gefühl, von allen Gästen hier betrogen zu werden.“

„Bei alledem hast Du noch die Entschuldigung, kurz vor Deinem Geburtstag zu stehen und am Geburtstag will man wohl immer sterben. Ich weiß nicht, ob tatsächlich viele Menschen den Ring des Lebens derart genau schließen, daß ihr Geburtstag auch ihr Todestag ist, so abgehen, daß Wiege und Sarg zur Einheit werden. Es ist ja auch in jeder Tragödie ersichtlich, daß Brautbett und Doppelsarg im Grunde das Gleiche bedeuten. Ich glaube nicht, daß Du, wie Shakespeare, an Deinem Geburtstag stirbst.“

„Ja,“ sagte Dr. Ludwig Stulter und schaute zum Fenster hinaus auf die sonnenglühende Plache, die ihn an ein großes Schiffssiegel erinnerte: „Die Bäume sind klug. Sie halten im Herbstwind ihr Laub nicht mehr so fest wie im Sommer. Kannst Du Dich noch auf die

Seemannsgeschichten besinnen, die wir als kleine Jungen lasen? Damals handelte es sich noch um Segelschiffe, um mächtige Dreimaster, über die sich das Segelwerk wölbte wie schweres angegilbtes Laub an den Kastanienbäumen. Wenn der Sturm sehr stark wurde, so durfte man keine Küste vor sich haben, denn es blieb nichts anderes übrig, als gradaus vor dem Wind zu treiben. Je mächtiger der Orkan, destomehr Segel mußte man reffen und wenn es ganz arg kam, so wurden auch noch die letzten kleinsten Tuchstücke weggerissen und fegten durch die Luft, dem Schiff voraus. Zum Schluß mußte man sogar die Masten kappen und über Bord gehen lassen, weil sie allein schon dem Wind zu große Angriffsflächen gewährten. Es kann ja auch geschehen, daß kahle Bäume im Herbststurm nicht Stand halten, im allgemeinen aber retten sich die Bäume, indem sie alle ihre welken Blätter mit dem Wind davonwehen lassen.“

„Das ist alles schön und gut,“ meinte Andersebst, „nur scheint mir, daß Du dieses poetische Gleichnis auf Dich selbst nicht konsequent anwendest, denn Du hältst Dein Blattwerk ja gar nicht fest, sondern möchtest es schon im Keim wieder fahren lassen. Wir sind aber noch in jeder Beziehung mitten im Sommer, im Sommer sowohl draußen in der Natur als auch hier in Deinem Leben, wie Du ja selbst sagst in Deinem Gedicht:

Oh, Weltensommer, Lebensmittag,
Du Radiumhöhe meines Lebens jetzt!
Die Bäume stehn im schweren Sommerlaub!
Sie schwanken und sie taumeln von der Last
Des eignen Werks...
Das Laub ist dunkelgrün, fast schwarz,
Wie drohende Gewitter grün.
Die eigene Schwere droht auf uns herab...“

„Ja,“ meinte Dr. Stulter ausweichend, „es ist wirklich seltsam, wie die Natur von draußen her radioaktiv vermutlich bis in diesen Termitenbau eindringt. Die Termiten sind ja auch blind und mauern sich ein, wie ich mich hier in dieser schwergetäfelten Beiz und oben in meinem Stübchen. Und trotzdem ist es offensichtlich unmöglich, jetzt im Juni die gleiche Stimmung aufzubringen wie im Frühjahr, Herbst oder im Winter. Die Natur dringt doch in die Termitenbauten

unserer Technik, so wie die kosmische Strahlung, die bis ganz tief in die Erde dringt.“

„Man könnte auch sagen,“ meinte Dr. Anderselbst, indem er zur Probe gleich die Augen schloß, „daß wenn man die Augen vor der Sonne verschließt, das Blut in den Augenlidern wie ganz heller Rotwein aufzuschimmern beginnt.“

„Ja,“ fügte Dr. Stulter hinzu, indem er scharf ins Licht sah und dann die Augen schloß, „und wenn man in die weiße Sonne geschaut hat, so behält man als Erinnerung einen schwarz ausgebrannten Fleck. Man sieht rot und erinnert grün. So hoffe ich doch, daß wir beide später einmal eine sehr wohltuend grüne Erinnerung an diese üblen Jahre behalten werden.“

Eine Weile lang sprachen Stulter und Anderselbst nichts mehr. Sie beobachteten nur still, wie sich der Uetliberg zwischen den Tag und sie einschaltete. Wenn nicht Berge wie Kraterwände um den Zürichsee herumgestanden hätten, wären die Tage hier länger gewesen, die Sonne früher aufgegangen und später verschwunden, vielleicht auch die Jahreszeiten deutlicher geworden, einheitlicher, in der langen Hitze des Sommers und in der langen Kälte der Wintermonate, nicht so zerlegt, zergliedert und zerhackt, daß die Zeit hier in lauter kleine Teilgebiete und Gärten aufgegliedert war, wie der Raum in den Talwaben der Gebirgszüge.

„Scherz und Lyrik beiseite,“ brach Dr. Anderselbst das Schweigen: „Da Du nun einmal so sehr für die Technisierung der Ethik eingenommen bist, könnte ich Dir vielleicht ein recht interessantes Geschenk zu Deinem bevorstehenden Geburtstag machen. Das ist doch am 23. Juni. Zur Zeit der Sonnenwende.“

„Ja, und Du meinst den Verlagsabend bei Dr. Nordenwand?“

„Selbstverständlich. Eigentlich müßtest Du für diesen Mann, der nicht nur hier in Zürich, sondern immer zugleich in New York und auch an den Antipoden sitzt, die allergrößte Sympathie haben. Wir wissen nicht einmal ganz genau, mit welchen Mitteln er die Technisierung seines Verlages so konkurrenzlos durchgeführt hat, aber vielleicht scheint irgendein Nordlicht doch in die Dunkelkammer, in der Dr. Marcantonio Nordenwand seine Literatur technisiert und

möglicherweise bist Du der gegebene Mann, um diese geistigen Alchemistenküchen richtig zur Vollendung zu bringen.“

„Das würde mich gar sehr wundern,“ schloß Dr. Ludwig Stulter das Gespräch ab und ging langsam zur Tür, während Dr. Anderselbst schnell noch mit Lydus abrechnete.

Der Weltverlag des Dr. Marcantonio Nordenwand

Cancer = Krebs-Kapitel

22. Juni bis 23. Juli

Am Nachmittag des 23. Juni telephonierte Anderselbst gar nicht erst in die Pension, sondern gleich ins eigentliche Hauptquartier.

Lydus, die das Gespräch abnahm, kannte schon den Ton, in welchem diese Herren wünschten, daß man mit ihnen verkehre: „Ja, Herr Dr. Stulter ist anwesend, aber ich glaube, er befindet sich in einer Konferenz. Ich werde sehen, ob er an den Apparat kommen kann. Einen Augenblick, bitte.“

Stulter kam sofort ans Telephon: „Grüezi,“ sagte er wohlwollend, „ja, ich kann Dir Audienz gewähren, um Deinen Glückwunsch entgegenzunehmen. Im Augenblick habe ich ein Interview mit einem berühmten Afrikareisenden...Jawohl, wenn Du in einer halben Stunde herkommst, störst Du uns nicht mehr.“

Dann kehrte er zu seinem Interview zurück. Dem berühmten Afrikareisenden sah man an, wie viel er durchgemacht hatte. Es mußte auch im tropischen Afrika viele Hafenkneipen geben, Bars, Arbeiterlokale, in denen sich die Nase mehr rötet als das Antlitz sich gerbt und bräunt.

„Das nächste Mal, Herr Doktor, bin ich dann an der Reihe, Sie frei zu halten,“ erklärte er jovial. „Wir müssen bestimmt noch einmal zusammenkommen. Ich habe noch vieles Interessante von Afrika zu erzählen, von den Oasen, von den Sahara-Gebirgen, von der Fremdenlegion. Die Schweiz ist klein, aber wir Schweizer kommen weit herum in der Welt. Ich könnte ein Glauser sein, aber mir liegt das Schreiben nicht. Ihnen wohl umso besser und es würde mich sehr freuen, wenn ich Ihnen eine mühsame Forschungsreise ins Niger-Gebiet erspart haben sollte.“

Während der Fremde sich derart allmählich seelisch zum Aufbruch rüstete, wurde er so bierehrlich und kameradschaftlich, so treuherzig, daß Dr. Ludwig Stulter auf den Gedanken kam, ein kleines Experiment zu machen. Er bestellte dem Mann, der zufällig

an seinem Geburtstage hier an seinem Tische saß, noch einen Cognac und entfernte sich dann für kurze Zeit. Schneller als erwartet, kehrte er zurück und traf seinen Saufkumpan schon im vollen Aufbruch. Der Mann schritt leise schwankend auf die Tür zu und, sieh da!, er trug Stulter's neuen Hut, etwas nach hinten geschoben, auf dem Kopf. Als Dr. Stulter ihn wegen dieses Versehens freundschaftlich ansprach, lachte er still vergnügt und sagte:

„Sehen Sie, Herr Doktor, entschuldigen Sie, pardonnez moi, aber daran sind Sie selbst schuld; Sie haben mir soviel Rotwein aufgenötigt, daß ich nun tatsächlich unsere Hüte verwechselt habe...ja, das ist wirklich der Ihre. Ich weiß gar nicht, ob ich dabei einen guten Tausch gemacht hätte,“ grinste er noch, während er nunmehr seine nur archäologisch wertvolle Kopfbedeckung vom Haken nahm.

Dann verschwand er mit dem Schritt unerschütterlicher Biederkeit und im gleichen Augenblick trat auch schon Dr. Anderselbst herein: „Liebes Stulterli, ich wünsche Dir alles Gute. Wie alt bist Du nun an diesem Sonnwendtage geworden?“

„Siebenundvierzig Jahre. Ich habe nun noch knappe dreizehn Jahre um auf meinen sechzigsten Geburtstag die Herausgabe meiner Sämtlichen Werke vorzubereiten. Die Studien hierzu sind nunmehr abgeschlossen. Heute bin ich das letzte Mal der Illusion erlegen, hier in dieser Beiz einen Mitmenschen zur Kollaboration fortreißen zu können.“ Und er berichtete lachend, was ihm mit diesem Manne widerfahren war: „Hiermit gebe ich endgültig den Versuch auf, die Menschen in dieser Weise auszubeuten oder zu übertölpeln, sie für meine Gedanken zu begeistern und sie zu verführen, von sich aus daran weiterzuarbeiten.“

„Dazu sind die Leute viel zu klug,“ versetzte Anderselbst. „Sie lassen sich nicht wie Stroh von Deinem Feuer mitanstecken. Sie nehmen Deinen Alkohol hin und lassen Dich ruhig in Dir selbst abbrennen. Wenn dieser Mann Dir das endgültig beigebracht haben könnte, hätte er Dir ein prächtiges Geburtstagsgeschenk gemacht, vielleicht wertvoller als das meine. Ich habe Dir à conto Deiner Sämtlichen Werke zwei Monatsmieten auf Deinen Postscheck überwiesen. Im übrigen habe ich mir den heutigen Abend äußerst billig eingerichtet. Ich erzählte Dir doch von unserem Schwingerkönig, dem

Verleger Dr. Marcantonio Nordenwand, der hat schon seit Jahren den Geburtstag seines Verlages auf die Sonnenwende festgesetzt und ich hab ihm neulich gesagt, ich würde Dich mitbringen. Er wird sich sehr freuen, Dich kennenzulernen. Wie Du merkst, ist das eine glänzende Kombination von mir! Du kommst zu einer pompösen Geburtstagsfeier, es kostet uns keinen Rappen und Du bekommst auch noch Fühlung mit dieser Weltfirma. Wie spät ist es?“ Anderselbst sah nach der Uhr, „halb sechs, gerade richtig. Mein Auto ist nämlich in Reparatur und ich schlage Dir vor, wir brechen jetzt auf und gehen zu Fuß.“

Die beiden Kumpane machten sich auf den Weg. Auf Treppen und Kehren stiegen sie langsam den Zürichberg hinan. Der Abend war wunderschön. Sogar Dr. Ludwig Stulter empfand zunächst kein Bedürfnis etwas zu sagen, sondern er nahm nur den Tatbestand dieses herrlichen Sommertages stillschweigend auf. An einer bestimmten Kehre in der Nähe der Kirche Fluntern machte er halt und wandte sich nach der Gegend zurück, wo in der Tiefe am See seit sieben Jahren seine Heimat lag.

„Schau mal dort unten dieses Stadtbild aus der Vogelschau. Das soll nun alles umgebaut werden. Da müssen wir wirklich voran machen mit meinen Sämtlichen Werken, damit nicht unsere Arbeit spurlos mit weggewischt wird. Du weißt doch, wie das ist bei stadtfesten Bürgern? Wenn irgendein Platz umgebaut werden soll, so protestiert alles gegen die Verschandelung unvergeßlicher städtebaulicher Aspekte. Trotz dieses Protestes wird die Umgestaltung vollzogen und vier Wochen nachher ist kein Mensch mehr imstande, sich überhaupt noch darauf zu besinnen, wie es vordem gewesen war. Da sind wir Wilden, wir Literaten, wir Asphaltiker, Bohemiens, Berufssäufer, Maler und Dichter doch bessere Leute. Es täte mir weh, wenn im Zusammenhang mit dem Umbau unser historischer Tisch in der Beiz ‘Zum Großen Bären’ vom Asphalt eines neuen Verkehrsknotenpunktes verdrängt würde.“

Anderselbst winkte mit lautlosem Lachen ab: „Das kennen wir nun schon, daß dort unten irgendwo ein historischer Tisch steht.“

Dr. Ludwig Stulter sah in großen Sorgen hinab: „Wenn dann demnächst die halbe Stadt umgebaut wird und auch jenes Haus nieder-

gelegt werden muß, so schlage ich vor, mitten auf dem macadamisierten Platz diese eine Ecke der 'Beiz zum Großen Bären' stehen zu lassen. Eine einzelne Mauerecke wie bei Ruinen, die man in verschollenen Städten aus dem Boden gräbt. Die Ecke vom Haus mit dem Fenster, wo unser Tisch steht. Dazu der Boden, den man nur euphemistisch Parkett nennen kann und dann der Radiator, der Tisch mit der einen Bank und dem einen Stuhl da, auf dem ich zu sitzen pflege.“

Dr. Anderselbst hielt es dem Freund zugute, daß er Geburtstag hatte und man an seinem Geburtstag leicht auf Todes- und auf Unsterblichkeitsgedanken kommt. Auch entsann er sich, daß Dichter oft dasjenige am Besten beschreiben, was sie nie, außer mit ihrer Sehnsucht, geschaut haben. Hier war Dr. Stulter von seiner Stammbeiz geradezu fasziniert, von Heimweh nach ihr ergriffen, wo er bereits etwa 100 Meter über ihr schwebte und nur noch aus der Vogelschau auf sie zurückblickte.

„Ein sehr vernünftiger Gedanke,“ lobte Dr. Anderselbst mit wohlwollendem Lächeln: „Große Denkmäler stören immer den Verkehr. Wie würde das alte Troja den Verkehr in einer neuen Stadt am Hellespont behindern? Wie stört Trajan den heutigen römischen Verkehr? Neulich dachte ich, man müßte, auch wenn das ganze Quartier dort unten niedergelegt wird, nur die eine Ecke des Hauses stehen lassen, wo im fünften Stock das Dachstübchen steht, wo ein gewisser größtenwahnsinniger Dr. Ludwig Stulter haust. Nicht das ganze, gewaltige Haus. Darauf kommt es archäologisch nicht an, sondern nur ganz steil und pittoresk ausgezackt die eine Ecke des Hauses bis oben zum Dach. Das bliebe wie ein Leuchtturm untergegangenen Geistes mitten auf dem neuen Verkehrsplatz stehen und dürfte ehrenhalber alle Wagenzüge umlenken.“

„Das ist aber ein sehr schönes Geburtstagsgeschenk, was Du mir da zgedacht und gezeichnet hast,“ erwiderte Stulter, „denn ich nehme ohne weiteres an, Du hast es wie Deine geliebten Sternkonstellationen zeichnerisch festgelegt.“

„Freilich,“ grinste Dr. Anderselbst. „Es hat eine sehr schöne Zeichnung ergeben und ich habe sie sogar schon meinem Freund, dem Psychiater vorgelegt, der sie sofort zu seinen Akten genommen hat.“

Keine dumme Allegorie, kein Brunnen, der von irgendjemandem, von irgendeinem Architekten in Zusammenarbeit mit irgendeinem Bildhauer geschaffen worden ist, weil diese beiden armen Künstler doch schließlich etwas verdienen wollten. Kein Verlegenheitsdenkmal also, welches als Gotthelfbrunnen oder Kellerbrunnen oder Meyerbrunnen letztendlich in irgendeinem maustoten Winkel aufgestellt wird, wo niemand Wasser braucht als die Spatzen unter dem Himmel, wo es gerade nicht stört und wo auch niemand weiß, was es eigentlich bedeutet.“

„Sehr richtig,“ unterbrach Stulter voller Dankbarkeit, „all diese toten Altstadtplätze, wo solche Tränenbrunnen der Dankbarkeit aufgestellt werden, sind nichts als tote Winkel. Ein Denkmal sollte geradezu stören.“

Derweilen war es schon gegen halb acht geworden und der Kamm des Uetliberges begann das Licht vom Tale abzufangen.

„Ganz richtig, ein Denkmal muß stören,“ versetzte Anderselbst, indem er äußerst melancholisch in die Landschaft sah. „Aber vielleicht wollen wir Schweizer deshalb niemals irgendeinem von uns ein wirklich großes Denkmal setzen. Sieh diese Gebirge, diese Ketten und Falten, wie sie die Täler und die ganze Landschaft abschatten.“

„Ja,“ meinte Stulter, „man könnte sich auch denken, die Lichtseite der Gebirge sei ein anprallender Sturm und die Schattenseite sei das, was man auf See den Windschatten nennt. Lee und Luv, auch Kathedralen und gotische Türme werfen wohl Schatten, aber neben den echten Gebirgen hat noch niemand ein großes Gebäude gestellt. Der Turm zu Babel, die gotischen Kathedralen, die Wolkenkratzer sind immer in flachere Landschaften hineingebaut worden.“

Hiermit wandte sich das Geburtstagskind von der Landschaft ab und begann unvermittelt weiterzugehen. Auch Dr. Anderselbst sagte nichts und sie fingen sogar an, sich zu beeilen, denn das Haus des Dr. Nordenwand lag noch eine Strecke weiter.

Schon von weitem erkannte Dr. Ludwig Stulter, daß sie sich dem Ziel näherten, denn es stand eine ganze Reihe von Wagen vor einer drei Stockwerk hohen, pompös ausladenden Villa. Ein gedeckter Gang, der über einen tiefer gelegenen Park zum Hause führ-

te, hatte mit der Seufzer-Brücke zu Venedig eine entfernte Ähnlichkeit.

Über der Tür standen die Initialen des Verlages in den Stein eingemeißelt: A.M.N.Z., über deren Bedeutung man sich stritt. Manche behaupteten es heiße: Aires, Moskau, New York, Zürich, andere deuteten die Inschrift als Marcantonio Nordenwand A bis Z.

In der Garderobe legten diejenigen Herren, die nicht im Wagen gekommen waren, die Hüte ab, dann ging es weiter in den eigentlichen Vorraum, wo der Gastgeber die Ankommenden begrüßte.

„Meine Herren!“ rief er, „Ich begrüße Sie! Als Symbol dessen, was Sie heute erwartet, gestatten Sie mir, Ihnen hier an den Wänden die zwei neuesten Stücke meiner kleinen Kunstsammlung zu präsentieren. Hier zur Linken, diese 6 Quadratmeter Leinwand, ein noch unbekannter Rubens. Bisher unbekannt, aber authentisch: 'Susanna im Bade'. So badet das Weib. Sie benutzt die Fluten, um ihre nicht ungefälligen Körperformen darin zu spiegeln und gleichzeitig stellt sie mit heuchlerischem Entsetzen fest, daß dort im Gebüsch liebesgierige Greise lauern. Wie gesagt, so badet Eva, die Unverbesserliche. Wie aber badet Adam, der Mann? Das sehen Sie dort drüben zur Rechten im Pendant, welches mein Freund Félicien Servac in edlem Wettbewerb mit Rubens und speziell für mich gemalt hat. Das ist nicht das Bad der Susanna, sondern das Bad des Archimedes. Der greise Forscher, ein großer Artillerist im Sinne der Antike, dazu Erfinder der Differentialrechnung, wenigstens behauptet dies mein Freund Dr. Anderselbst, sitzt im Bade. Eine Sklavin, die würdig wäre, auf einer Versuchung des heiligen Antonius zu figurieren, hat ihm eine Wachstafel und ein Schreibstilet gereicht, und der gewaltige Greis, unangefochten von den Versuchungen des Fleisches, hockt im Wasser und schreibt darauf, mit der Gebärde des Buonarottischen Moses, wie auf die Tafel der zehn Gebote. Was schreibt er? Das sehen Sie dort oben in der Ecke des Bildes, wo die Schreibtafel noch einmal en face wiedergegeben ist: Heureka, ich hab's gefunden! Wenn ich ins Wasser tauche, so verliert mein Leib soviel an Gewicht, wie das Wasser wiegt, welches durch mein sterbliches Fleisch verdrängt wird! Das, meine Herren, ist das Bad des Archimedes. Das erklärt Ihnen, warum wir an diesem Abend

keine Susanna in unserer Mitte finden werden, auch nicht die Hausherrin, die Sie herzlichst grüßen läßt. Wie mein Verlag nur dem Geist geweiht ist, wollen wir uns heute, bei der Geburtstagsfeier dieses wohlgeratenen Kindes, an das Vorbild des Archimedes halten. Susanna mag ein andermal zu ihrem Rechte kommen, etwa zur Wintersonnenwende, wenn wir einen kleinen Ball geben.“

Von seiner Ansprache aufs Äußerste befriedigt, gab Dr. Nordenwand seinen Gästen das Beispiel eines wahrhaft erderschütternden Gelächters. Alle Anwesenden stimmten mit ein und verteilten sich rasch in die Räume des zweiten Stocks, die durch das Öffnen großer Schiebetüren zu einem wahren Saal vereinigt waren.

Dort bekam man vom Geiste des Barock, vom Geiste Peter Paul Rubens mehr zu spüren als in der Vorhalle. Das Ganze glich einem bunten, strotzenden, feisten Stilleben, wie die Niederländer es aus der Üppigkeit ihrer alten burgundischen Natur zu malen liebten.

Ein flaches Buffet streckte sich quer über den ganzen Hintergrund. Große gekochte Schinken in prächtigen Spitzenmanschetten waren frisch angeschnitten. Man sah das blassrosige Fleisch im Kranz des weißen Fettes. Dr. Stulter wunderte sich, wo es Schweine mit solchen ungeheuren Oberschenkeln geben möchte. Daneben leuchteten, viel dunkler, im Rot der Schnitte, gewaltige Stücke Roastbeef. Brathähnchen streckten, gleichsam tief sonnengebräunt, die hilflosen Stümpfe ihrer wohlschmeckenden Gliedmaßen aus der grünen Garnierung. In schönen Porzellanschüsseln türmten sich ganze Pyramiden von Früchten. Lachs hatte fast die Farbe der Orangen, ins Gelbliche spielend. Blasser die Bananen; blankrote Äpfel wie Kindergesichter. Dr. Stulter, der all dies nicht gewohnt war, mußte lachen über die kannibalischen Visionen, die ihm kamen.

Er bemerkte das Summen und Raunen, die bienenmäßige Geschäftigkeit, die sich all dieser durchgeistigten Menschen bemächtigte.

„Wie an der Börse bei Hausse,“ meinte ein riesiger Herr zu seinem winzigen Nachbarn.

„Ja, gewissermaßen Speisung der darhenden geistigen Arbeiter. Einmal im Jahr läßt sichs der Nordenwand etwas kosten.“

„Für unser Geld,“ versetzte der andere, indem er sich ausgiebig

Roastbeefsnitten auf seinen Teller zu packen begann.

„Ja, ganz verhärtet ist der Dr. Nordenwand eben noch nicht. Einmal im Jahr, statt zu verrechnen und uns die Tantiemen und Honorare richtig auszuzahlen, gibt er uns satt zu fressen. Panem et Circensem. So läßt das Volk sich betrügen.“

„Richtige Abrechnungen wären uns vermutlich lieber,“ meinte der Riese, bereits kraftvoll kauend, obgleich jedermann hier in diesen Fachkreisen wissen konnte, daß seine Aphorismen, die teils von La Rochefoucauld und Pascal, teils von Nietzsche in ihren schwachen Stunden hätten verfaßt sein können, so gut wie gar nicht gekauft wurden. Selbst gute Buchhändler mußten sich erst mühsam darauf besinnen, daß dieses Buch existierte.

„Quelle Bombance,“ meinte ein Welscher mit einem gewissen inneren Nasenrumpfen: „Avez-vous remarqué ces tonneaux de bière dans les coins? Je trouve ça passablement boche.“

„Dévorons quand même,“ versetzte der andere mit einem Gott ergebenem Seufzer: „Le mauvais goût ne se rapporte pas aux viandes. Un peu moins de viande, un peu plus de chair serais préférable“, dann unterbrach er sich und wandte sich einem Menschen zu, den er ganz besonders haßte: „Ah, très cher confrère, quel bon vent vous amène...“

„Ich habe gehört,“ meinte ein anderer, „daß Nordenwand außerordentlich pessimistisch über die Weltlage denkt.“

„So, so, also dies hier, das wäre so etwas wie eine Henkersmahlzeit für uns arme Literaten, bevor die Brotkarte kommt und die Rationierung.“

„Ja,“ versetzte der andere, „man trägt ja auch mit Recht keine Hosenträger mehr, sondern Gürtel. Enger schnallen, mein Lieber, enger schnallen.“

„Sie sagten vorhin, der Doktor sei pessimistisch. Verkauft er?“

„Bücher vielleicht, Aktien gewiß, so sagte mir wenigstens Dr. Fuchs gestern. Er stößt ab, als verzweifle er an Europa. Aushöhlung der alten Mitte, wie ich Ihnen schon neulich sagte. Die Welt ist momentan eine Zentrifuge, alles flüchtet an die Peripherie unserer Welt: USA, Ostindien und Insulinde, China, dort ist die Zukunft, alles, nur nicht Europa.“

„Wehe, wehe,“ ächzte der Gesprächspartner, „aber, verehrter Meister, über die Sorgen vergessen Sie doch bitte das Essen nicht. Carpe diem. Dieses bleigraue Zeug dort drüben, das sind keine Schrottkügelchen, das ist Kaviar.“

„Wie hoch steht die Auflage des neuesten Shiva?“

„350.000 und bereits in drei Sprachen übersetzt. Alles gleich von Nordenwands Verlag aus. Sie kennen ja sein System. Mit einem Fuß steht er jeweils auf einem Kontinent, selbst wenn Eurasien untergeht, kann ihm nichts passieren.“

„350.000 sagt man. Man munkelt auch von Nobelpreiskandidatur. Ein Skandal. Dieser Vielschreiber Shiva...Wissen Sie übrigens, wer hinter diesem Pseudonym steckt?“

„Fragen Sie den Dr. Nordenwand, der wird es wohl wissen.“

„Ich traue es ihm zu, daß er seine Autoren ebensowenig kennt, wie ein Käshändler die Sennen, die den Käse gemacht haben.“

„Na, na. Den Shiva wird Dr. Nordenwand schon kennen, wenn er überhaupt existiert und Dr. Nordenwand seine Romane nicht durch geistige Roboter herstellen läßt.“

Hier erhob sich ein dunkler Donner über dem Rascheln, Summen, Gabelklirren, Wispern und Zischen. Dr. Nordenwand stand wie ein höhnisch grinsender Hüne, wie ein rotglühender Leuchtturm im Wellenbranden und wunderte sich höchstlich über die Appetitlosigkeit und Schüchternheit seiner verehrten Gäste: „Meine Herren, meine Herren, Sie essen ja nichts. Was soll meine Frau mit den vielen Resten anfangen, wenn Sie nicht zugreifen. Sie wissen nicht, wie streng es in meiner Haushaltung zugeht. ‘Maximilian Marcantonio’, hat meine bessere Hälfte zu mir gesagt: ‘Du bestellst zuviel für den kleinen Imbiss. Du weißt doch wie launenhaft und unzuverlässig Lyriker und Philosophen sind. Gewissermaßen undiszipliniert, nur den Launen und Eingebungen ihrer Muse folgend. Sie werden uns einfach im Stich lassen, weil sie Besseres vorhaben und wir werden unser eigenes kaltes Buffet 4 bis 6 Wochen lang selbst aufessen müssen.’ Ich habe meine Frau zu trösten versucht, ich hab ihr gesagt: Sie haben mir alle zugesagt, es sind doch Leute, die Wort halten, sie werden schon kommen. ‘Aber nicht pünktlich,’ warnte meine Frau: ‘Dafür gibt es nur kaltes Essen, Aufschnitt und der-

gleichen. Wenn dann die Herren gerade etwas anderes vorhaben, wenn sie sich gerade im Kaffee oder in der Beiz mit einer Braut treffen, wenn sie gerade Jass spielen und uns vergessen, so macht das weniger aus.' 'Lore Claire,' habe ich zu meiner Gattin gesagt, 'ich wette mit Dir, daß die Leute diesmal kommen und sogar pünktlich. Schon aus Neugierde, denn es juckt sie endlich herauszukommen, wer Dr. Shiva ist, der ihnen allen den Rang ablauft in der Gunst des Erdkreises.'

„Ja, Herr Dr. Nordenwand,“ krächte eine Stimme dazwischen. „Heraus mit der Sprache, wer ist dieser aufdringliche Kollege?“

„Unterbrechen Sie mich nicht,“ rief Dr. Nordenwand, „sonst bekommen Sie nachher keinen Dézaley zu trinken. Essen Sie tüchtig. Wo war ich schon? Richtig, bei meiner Frau Gemahlin und bei ihrer Warnung, daß ich mit meiner Familie alle Reste vertilgen müßte und sollte es Wochen dauern. Meine Herren, trotzdem habe ichs gewagt. Immerhin, wenn Sie sich gütigst auf diesen drei Buffets umsehen wollen, werden Sie einsehen, daß Ihr Appetit mich nicht im Stich lassen darf, gar nicht auszudenken...“

Dr. Nordenwand faßte zwei etwas schwächliche Gestalten bei den Schultern und trieb sie vor sich her zum Buffet. Am liebsten hätte er wie ein Unteroffizier alle Mann dazu kommandiert, Essen zu fassen. Plötzlich wandte er sich zu Dr. Anderselbst:

„Nun Rex, mach mich mal mit Deinem Schützling bekannt, mit dem Ideen-Statistiker, Heliotiker und Quarternisten. Du kannst Dir denken, warum der Mann mich interessiert.“

Dr. Ludwig Stulter war etwas desorientiert. Immerhin hatte er sich drei große Schnitten Kalbsbraten mit viel Fleischgelée auf einen Teller getan und vertilgte sie nun an einem der kleinen runden Tische. Neben ihm saßen zwei fremde Herren, zwei Angelsachsen wie es schien, die weiter keine Notiz von ihm nahmen.

Sobald Stulter sah, daß Rex und Dr. Nordenwand sich durch das Menschengetriebe dieser Freßbörse an ihn heranarbeiteten, stand er wie erlöst auf und schüttelte dem Hausherrn die Riesenpranke.

„Sie also sind der Mann mit der Ideenstatistik?“ fragte Nordenwand: „Was Anderselbst mir berichtet hat, interessiert mich sehr.“

„Oh, Herr Doktor,“ versuchte Stulter abzuwehren, „das ist nur

das eine, ich mache auch Gedichte und arbeite an der sogenannten heliotischen Philosophie. Ich komponiere.“

„Das geht mich zunächst nichts an,“ lehnte Nordenwand ab. „Dichten tun sehr viele Leute hier, auch solche, die es besser unterlassen würden und von mir aus hätte die Musik mit Mozart zusammen verenden können.“

Dr. Stulter machte große Augen. Unwillkürlich musterte er den Elefantenbullen, der sich da vor ihm für Meissner-Porzellan begeisterte.

„Ja,“ lachte Anderselbst, „das hättest Du nicht erwartet, aber es ist so. Mit der Zauberflöte oder Cosi fan Tutte kannst Du unseren feuerspeienden Titanen ganz zahm kriegen. Für ihn ist das Sphärenmusik; er wird still und fromm, schon Beethoven dagegen erklärt er für bare Dekadenz...“

„Kommen Sie, meine Herren,“ lenkte Dr. Nordenwand ab. „Dort drüben sehe ich ein freies Plätzchen. Dort wollen wir uns einen Augenblick vernünftig unterhalten.“

„Was ist das für ein Mensch, mit dem Nordenwand den Kopf zusammensteckt?“ fragte ein Schriftsteller nicht ganz ohne Neid.

„Keiner von unserer rechtschaffenen Zunft,“ urteilte der Andere. „Er sieht eher mediocre aus. Übrigens, ist Dir nicht aufgefallen, daß sich heut’ abend hier einige Unbekannte herumtreiben, von denen man nicht weiß, wie sie zu der Ehre kommen?“

„Du meinst die zwei Stillen im Lande, dort drüben, in der Ecke, beim Faß.“

„Die kommen mir verdächtig vor...“

„Ach was, Verfolgungswahn, wie gewöhnlich bei Dir...eher Kleinbeamte, Dessinateure aus einem technischen Bureau, vielleicht Prokuristen aus Nordenwands Geschäftsabteilung. Das sind wahrscheinlich die Leutchen, die für ihn uns und die Steuerbehörde betrügen.“

„Nein, nein, ich war schon wegen meiner Vertragsabschlüsse in den Geschäftsräumen Nordenwands, in diesen Räumen, wo mehr Märchenphantasie entwickelt wird als in 1001 Nacht. Wobei mit strengster, ich glaube nicht nur doppelter, sondern dreifacher Buchführung, mit elektrischen Rechenmaschinen herausgerechnet wird, wie wenig er eingenommen hat, wieviel er verschieben darf, ohne

sich zu schwächen, wie fast gar nichts uns Autoren zukommt, weil wir doch eigentlich nur Parasiten sind, die Vorschüsse von ihm beziehen und dafür wiederum die satzfertigen Manuskripte schuldig bleiben. Dort habe ich Leute gesehen, die dafür ihr Gehalt beziehen, daß sie nachweisen, Dr. Nordenwand sei der Leiter einer Wohltätigkeitsanstalt, die dem Staat die Last abnimmt, Dutzende von talentlosen Schriftstellern über Wasser zu halten. Die Herren, die dort als Buchhalter und Prokuristen auf diese Weise ihr sauberes Brot verdienen, die kenne ich. Nordenwand hätte doch nicht die Dreistigkeit, uns hier, heut abend, diese Feinde des Schriftstellertums auf die Nase zu setzen.“

„Soso,“ versetzte der Andere, tief in Gedanken: „Was sind das dann für dubiose Gestalten? Kümmerlich und beunruhigend zugleich.“

„ Sie sehen, finde ich, trotz ihrer subalternen Visagen frech aus, als machten sie sich über uns Schriftsteller lustig.“

„Finde ich auch. Das intrigiert mich. Ich muß mal den Dr. Nordenwand mit seinen zwei Spießgesellen zur Rede stellen. Er soll uns endlich mit diesen Kümmerlingen bekannt machen, damit kommt am ehesten heraus, was dahintersteckt...Vermutlich gar nichts.“

Nicht nur von ihrem Standesgefühl, sondern auch von gutem Essen und Bier ermutigt, gingen die beiden Schriftsteller auf Nordenwands Ecke zu, begrüßten ihn, stellten sich den beiden Doktoren Anderselbst und Stulter vor, dann sprachen sie schelmisch den Wunsch aus, mit den zwei noch unbekanntenen Kollegen zusammengebracht zu werden, die dort drüben in der Ecke in der Nähe der Fässer saßen.

„Meine Herren,“ sagte Nordenwand, indem er sich zu ganzer Größe erhob; „Ihr Wunsch ist mir Befehl!“

Dann schritt er ihnen voran und geleitete sie in jene Ecke hinüber. Unmittelbar fühlten alle Anwesenden eine Spannung, alle Gespräche verstummten, so daß man Dr. Ludwig Stulter's knarrende Schuhe deutlich hörte.

„Darf ich die Herren bekannt machen,“ sagte Dr. Nordenwand, indem er sich wohlwollend zu den beiden verdächtigen Herren wandte, die sich nunmehr von ihren Sitzen erhoben: „Dr. Wunder und Dr. Märchenhold – und hier Dr. Reginald Anderselbst, Dr.

Ludwig Stulter, und Dr. Walder, Dr. Barschentobler.“

Mit dem verbindlichsten Lächeln, dessen er jetzt noch um 2 Uhr morgens und bei seinem Bierverbrauch fähig war, wandte sich Dr. Nordenwand an die Schriftsteller und sagte: „Das sind meine beiden Archivare Dr. Wunder und Dr. Märchenhold, welche meine große und wichtige, wenn auch noch nicht genügsam berühmte Sammlung von Motiven und Milieus verwalten und für meine Schriftsteller vorverarbeiten. Diese beiden Männer sind, wenn ich so sagen darf, die Herren der 1.500 Schachteln, das heißt, meines Archivs.“

„Was ist das mit Ihrem Archiv?“ rief jemand dazwischen.

Noch um 11 Uhr abends hätte er vielleicht von Dr. Nordenwand nur eine gänzlich ausweichende Antwort erhalten. Jetzt aber warf sich der Chef des Weltverlages A.M.N.Z. AG etwas in die Brust, sah sich um wie ein Feldherr, der seine Truppen persönlich zum letzten Sturm mitfortreißen will und sagte: „Das Archiv der 1.500 Schachteln ist, Herr Doktor, die eigentliche Quelle, aus der die Genialität aller Autoren meines Verlages hervorsprudelt. Vor allem aller Detektivromane und hochaktuellen Romane in allen Sprachen, von denen ich die Unkosten einer höher gestuften literarischen Abteilung speise.“

Einer der Herren wurde zornig: „Warum? Warum legen Sie es darauf an, Herr Dr. Nordenwand, uns Schriftsteller zu beleidigen, indem Sie sagen, der Roman und auch die zeitschriftenmäßige Berichterstattung müsse im Weltmaßstab und tellurisch so organisiert werden wie der Detektivroman? Ich selbst bin gewiß kein Shakespeare. Aber wenn ich fast außer mir bin, wie eben jetzt, so kann ich doch nur immer von neuem betonen, daß die dramatische Spannung, so wie der Detektivroman sie versteht, mir keineswegs genügt. Es ist allzuleicht, das Schema herauszuarbeiten, nach welchem diese ganze Fabrikware, diese Serienproduktion auf dem Felde der geistigen Arbeit vor sich geht. Ich weiß wohl, der Detektivroman stammt von den Klassikern her, etwa von Schillers ‘Geisterseher’, von E.T.A. Hoffmanns ‘Mlle de Scuderi’, von Edgar Allan Poes ‘Mord in der Spitalgasse’. Dann ist er aber zu einem langweiligen, fast möchte ich sagen, fordisierten Schema erstarrt. Und all die großen Detektivroman-Fabrikanten der letzten Jahrzehnte, ich will

keinen nennen, um auch mit meiner Beschimpfung keinem den Vorrang zu geben, haben alle miteinander nicht eine einzige neuartige seelische Wendung erfunden, wie sie einem Dostojewski unwillkürlich beim einfachen Niederschreiben seiner Werke zustandekommt.“

Hier unterbrach ihn Dr. Nordenwand. Er stand groß und breit da wie ein Seemann, sein rundes Gesicht war dunkelrot wie der Mond bei Finsternissen. Zu beiden Seiten seines Schädelfirstes fiel das schilbblonde Haar, blass und schlicht. Dr. Nordenwand grinste trotz seines Germanengesichtes wie ein afrikanischer Negerdämon: „Dr. Guggerli, diese Sachen werden Sie im ganzen Leben nicht verstehen; mit Ihrer Kritik haben Sie ja soeben zugegeben, daß Sie mit verstockter Hartnäckigkeit die Bedeutung des Detektivromans verkenne. Ich muß Sie daher ad hominem fragen, ob Sie jemals selbst einen erfolgreichen Detektivroman geschrieben haben?“

Dr. Nordenwand wußte, daß Dr. Guggerli auf diese Frage hin bestenfalls nur in ein verlegenes Stottern verfallen konnte. Tatsächlich verstummte der Angeredete gänzlich und trank aus lauter Verlegenheit nur sein Glas mit Moselwein auf einen Zug leer.

Umso siegesgewisser hub nun der Volkstribun dieser inoffiziellen Schriftsteller- und Verlegerversammlung zu dröhnen an: „Meine Damen und Herren, Ladies and Gentlemen, Messieurs, Dames, wer von Ihnen niemals auf dem Gebiet des Detektiv- und des Zeitungsromans erfolgreich gearbeitet hat, darf hier nicht als Fachmann mit-sprechen und wäre er selbst ein Hölderlin, ein Rilke, ein Mörike oder ein Rimbaud, die ich zärtlich liebe und eifrig sammle, obgleich ich, offen gesagt, als Kollege mit ihnen nichts zu schaffen haben möchte. Meine Damen und Herren, wie jeder andere Mensch, wie jeder Politiker darf auch ein schlichter Verleger zwei Seelen in seiner Brust bergen, und wie ein Großindustrieller auf der einen Seite Maschinengewehre fabriziert, das erworbene Geld dann aber anlegt, um französische impressionistische Maler zu sammeln, so hab auch ich zwei Seelen. In meiner Privatbibliothek sammle ich Lyriker, exklusive Leute noch jenseits von Shelley, den Brownings, Edgar Allan Poe, Hölderlin, Mallarmé, zum Teil noch ganz unbekannte Leute. Das sind meine Rentnergeschäfte und Kapitalanlagen für die Zukunft.

Wenn Sie mich aber fragen, wo ich das Geld verdient habe, um diese Dinge durchzuführen, so muß ich Ihnen gestehen, daß ich das nicht mit dem Verlegen von lyrischen Werken erreicht habe. Die große Geldquelle, aus der sich in unserem Verlagsgeschäft die Einnahmen organisieren, ist einzig und alleine der Detektivroman. Wir arbeiten nämlich aus dem großen, wissenschaftlichen Grundsatz heraus, von dem unser bierehrlicher Dr. Guggerli keine blasse Ahnung hat: aus dem Grundsatz des Milieus. Lieber Dr. Guggerli, wissen Sie überhaupt, was das heißt, wenn ich z.B. von meinem Verlag aus übermorgen früh, weil Sie morgen doch an einem Kater darniederliegen werden, anfragen sollte, welches interessante und aktuelle Milieu Sie mir zu einem gängigen Roman liefern könnten? Sie würden den Kopf schütteln und mir zurückschreiben, Sie wüßten überhaupt nicht, was ein Milieu ist.“

„Ich weiß sehr wohl, was ein Milieu ist,“ versetzte der Angeredete.

„Ein schlechtes Wort für eine gute Sache. Nehmen Sie Albert Bitzius, genannt Jeremias Gotthelf und lesen Sie seine Romane, dann werden Sie sofort sehen, was Ihr sogenanntes Milieu sein sollte. Da ist ein richtiger Berner, der das ganze Leben seiner Umwelt, die Landschaft, die Sitten seiner Bauern, die er liebt und haßt, als Symbole so handhabt, wie ein Mensch seine Muttersprache, sagen wir einmal wie Hölderlin das Deutsche oder wie La Fontaine das Französische. So wie diese Schriftsteller gar nicht anders konnten als aus dem Geist, aus den Möglichkeiten ihrer Sprache heraus zu arbeiten, von innen heraus, als wären sie ganz mit ihr identisch, so ist Bitzius in seiner Landschaft und in den Menschen, unter denen er als Pastor herumpolterte, eingeschlossen. Er kann nur Sinnbilder wählen, die dieser Landschaft und diesen Menschen entnommen sind, selbst dann, wenn er ganz fremde und weit abgelegene Dinge beschreiben will. Nehmen Sie einen Menschen, der nur deutsch spricht und der nun versucht, die chinesische Kultur zu beschreiben. Dann werden ihm nur deutsche Worte, deutsche Satzgefüge zu Gebote stehen, um seine Aufgabe zu bewältigen und er wird die chinesische Landschaft und die chinesische Kultur durch die deutsche Sprache hindurch beschreiben. Ebenso ist es mit dem Milieu. Für

Bitzios ist die Berner Landschaft, sind die Berner Bauern, ist das Berner Milieu wie ein Handschuh, endgültig über seine Hand gezogen wie die eigene Haut und wenn er eine fremde Landschaft abtasten will, so kann er es nur durch das ihm angeborne, angewachsene Bernische Milieu hindurch. Darauf kommt es an. Die Milieu-Gebundenheit eines großen Schriftstellers erweist sich nicht dadurch, daß er eine Landschaft oder einen Menschenschlag so beschreibt, wie man sie zur Not auch als Fremder von außen her fotografieren könnte, sondern dadurch, indem er, wenn er versucht, ganz andere Landschaften zu beschreiben, ihm ganz ferne und fremde, so verfahren muß, daß seine ursprüngliche Landschaft hindurchschimmert.“

„Das ist,“ rief jemand dazwischen, „die Welt durch Butzenscheiben hindurchgesehen. Die eigene Landschaft, in der er befangen ist, sind die Butzenscheiben. Er kann die Südsee oder Amerika oder Japan oder die Welt Tolstois nicht wirklich sehen, wie sie ist, weil immer die ihm angeborne Landschaft dazwischentritt, die er nicht abstreifen kann.“

„Streifen Sie einmal Ihre eigene Haut von den Händen herunter und versuchen Sie dann Klavier zu spielen oder einen Pfirsich abzutasten,“ rief auf einmal Dr. Ludwig Stulter dazwischen: „Die Schweizer Schriftsteller streiten sich ständig darüber, ob sie mundartlich schreiben sollen oder hochdeutsch. Ich behaupte, vermutlich genau wie Dr. Guggerli, daß sie überhaupt nicht imstande sind, unmittelbar hochdeutsch zu schreiben. Zunächst haben sie ihre Mundart gelernt, sowie auch Goethe und Luther zunächst in irgendeiner deutschen Mundart aufgewachsen sind. Und wenn sie sich dann zum klassischen Hochdeutsch durchgearbeitet haben, so bleibt doch ihre Sprache doppelbödig. So wie die Geigensaiten über dem Hohlraum der Geige resonieren, so schwingt ihr Hochdeutsch auf dem Untergrund ihrer Mundart mit, und ganz ebenso ist es mit dem Milieu. Hinter allen Landschaften, die beschrieben werden, steht die Mutterlandschaft, durch die er erst alles Äußere anfassen kann.“

„Wenn ich Sie recht verstehe,“ schmettete Dr. Nordenwand von neuem los, „vermag ein solcher Milieu-Schilderer eigentlich nur immer eine Landschaft zu schildern, in der er geboren ist? Dann kann

ich ihn in meinem Verlag nicht brauchen, denn er versteht nichts von der Technik des Milieus. Das Milieu ist eine Ware, die von allen Ecken der Welt in mein großes literarisches Warenhaus eingeliefert wird. Bitte sehr, meine Herren, gehen Sie in ein Kaufhaus. Dort werden Sie viele Etagen finden, diese in Abteilungen gegliedert; in der Lebensmittel-Abteilung finden sie Weine aus Bordeaux oder Whisky aus Schottland, Tee aus Ceylon, Tee aus China, Sardinen aus Portugal, Kaviar von der kaspischen See, Kaffee aus Brasilien oder aus Ostafrika usw. Wenn man Ihnen Sardinen aus der Ostsee anbieten würde, so würden Sie es einfach nicht glauben. So ist es mit unserer Kartothek für Milieu-Schilderungen... Kommen Sie mit, meine Herren.“

Dr. Nordenwand stand ohnehin schon aufrecht. Er brauchte nur den Stuhl hinter sich wegzustoßen und geleitete nun die ganze Schar seiner Gäste aus dem Zimmer durch einen Korridor in die Arbeitsräume des Verlages. Sie gelangten durch eine Tür, hinter der es schwarz war und beträchtlich kühler als im Speisesaal, auch roch es hier nicht nach Zigarrenrauch und Speisen, sondern nach Bureau.

Dr. Nordenwand drehte das Licht an und nun sahen alle ein großes Zimmer, kahl wie ein Bureau in einem Verwaltungsgebäude mit Regalen an allen Wänden. Auf den Regalen standen große, gelb und schwarz gescheckte Pappschachteln, auf ihrem Rücken war vorne ein weißes Etikett und auf dem Etikett eine arabische Zahl; im ganzen etwa 1.500 Schachteln, wohlgeordnet in vier übereinander liegenden Regalen, die an den Wänden entlangliefen. So wie Napoleon vermutlich in der Schlacht von Austerlitz seinem Generalstab auf den Feldherrenhügel voranschritt, ging nun Dr. Nordenwand seinen literarischen Gästen voraus, mit dem physischen Vorteil, daß während Napoleon nur halb so groß war wie seine Marschälle, Dr. Nordenwand alle seine Gäste überragte. Mit ein paar großen Schritten begab er sich in die Mitte des Zimmers und als sich alle um ihn versammelt hatten, begann er von neuem: „Sehen Sie, meine Herren, das ist mein Milieu. Meine Sammlung von Milieus. Ich sammle nämlich Milieus, wie ein guter Freund von mir brasilianische Wanzen oder wie ein bekannter Industrieller impressionistische

Malerei. Sie sehen diese Schachteln, wohl numeriert. Dort im Tisch ist ein großes Buch. Passen Sie einmal auf.“

Er ging zum Tisch, zog umständlich einen Schlüsselbund aus seiner Tasche, öffnete ein Fach und hob einen Band auf den Tisch, halb dem Adressbuch einer Weltstadt, halb dem Gästebuch einer Studentenverbindung oder dem Photographiealbum einer behäbigen Familie ähnlich. Er schlug den Band auf, blätterte darin herum und zeigte den Umstehenden das alphabetisch angelegte Register. „Hier sehen Sie, meine Herren, z.B. Feuerland – Kap Horn. Schachtel 93.“ Nordenwand wies auf die entsprechende Schachtel im zweiten Regal. „Sehen Sie, das ist das Milieu von Feuerland und Kap Horn. Die Beschreibung der dortigen unwirtlichen Gegend, ich habe sie von einem Kapitän für teures Geld erstanden, der die Gewohnheit pflegte, mit einem Segelschiff unzählige Male um das Kap Horn herum zu turnen. Der Mann war ganz durchtränkt von dem Tatsachenbestand dieses Milieus. Wie unwirtlich dort alles ist, die Brandung, die Felsen, der Gegensatz zwischen dem Kap Horn und der Magellanstraße, die Natur des Feuerlands, alles, was an Tatsachen zu jener Gegend gehört. Aber der Mann war kein Dichter, gewiß nicht und er hätte niemals die Fähigkeit gehabt, aus alledem ein Epos oder einen Seeroman zu machen, und andererseits ist nicht jeder Dichter ein Joseph Conrad. Die meisten Dichter wären in dieser Gegend der Erde derart seekrank geworden und nicht dazugekommen, das zu beschreiben, was sie erlebten. So habe ich denn vom undichterischen Kapitän die sachgemäße Beschreibung des großen Milieus Kap Horn angekauft und nun bin ich auf der Suche nach einem Dichter, der mir daraus einen Roman macht. Vielmehr bin ich nicht so sehr in Verlegenheit um diesen Schriftsteller, als vielmehr auf der Lauer nach dem Augenblick, wo dieses betreffende Milieu aktuell werden könnte. Sehen Sie dort oben diese andere Schachtel Nummer 1.007. Eine Lieblingsschachtel von mir; war auch sehr teuer, betrifft die Antarktis, die Gegend um den Südpol. Es ist nämlich eine fixe Idee von mir, daß dermaleinst oder irgendwann die Antarktis unmittelbar in den Brennpunkt der weltpolitischen Kombination, geradezu dramatischer diplomatischer Verhandlungen und akuter Kämpfe geraten muß. Wenn dies eintritt, das heißt sobald

man merkt, daß dies innert 100 Tage eintreten wird, muß mir jemand heran und einen Detektivroman herunterschmettern, dessen Milieu die Antarktis ist. Wie soll der Mann das innerhalb von drei oder vier Wochen zustandebringen, wenn er selbst vielleicht Europa niemals verlassen hat? Eine solche Forderung wäre unmenschlich. Auch von einem Journalisten können Sie den Nekrolog eines großen Mannes nicht innert zwei Stunden verlangen, wenn nicht alles schon im Archiv der Zeitung vorbereitet ist oder aber im Privatarchiv des Journalisten.“

„Halt,“ rief Dr. Guggerli dazwischen: „Jetzt haben Sie sich aber verraten, Herr Dr. Nordenwand. Sie wollen ganz einfach das Verlagsgeschäft auf das Niveau der Tages-Journalistik herabdrücken, denn für eine Zeitung stimmt das, was Sie sagen, aber was hat ein Zeitungsnekrolog mit der Milieuschilderung eines großen Romans zu tun?“

„Alles,“ dröhnte Dr. Nordenwand, „denn ich kann nur wiederholen, es ist nicht jeder ein Conrad. Es kann nicht jeder Schriftsteller irgendeinen Lebensberuf einschlagen, nur, um nachher das Milieu besonders gut und echt beschreiben zu können. Dazu ist eben ein Weltverlag da, der in seiner Kartothek, in seinem Archiv die Milieus aller Landschaften der Erde sammelt. Dort in der Ecke habe ich ein Tiefsee-Milieu. Dicht daneben eine Schachtel mit dem Milieu einer Klinik, daneben das Milieu eines großen Irrenhauses. Unmittelbar nebenan, wie es sich schickt, das Milieu der Briefmarkensammler. So ad infinitum. Und ich kann Ihnen garantieren, daß meine Sammlung hier vollständiger ist als die Phantasie eines Shakespeares, und sie ist mindestens ebenso wertvoll wie irgendeine Privatsammlung alter Gemälde, kostbarer Radierungen oder seltener Kleinplastiken. Solange ich lebe, werde ich diese Sammlung benutzen, um meine Autoren in den Stand zu setzen, mir aktuelle Romane derart zu liefern, daß sie im rechten Augenblick herauskommen können und nach meinem Tode kommt diese Sammlung an meinen guten alten Freund, Prof. Dr. Schwertbacher vom ‘Geographischen Institut’, der sie durchaus zu schätzen weiß und ernst nimmt.“

„Jetzt verstehe ich, Herr Dr. Nordenwand, warum Sie uns heute eingeladen haben...“

„Gestern, gestern, lieber Freund, denn es ist schon 3 Uhr früh,“ verbesserte der Hausherr: „Das können Sie daran erkennen, daß Sie schon Weißwein bekommen haben. Bei meinen Bierabenden gibt es den Weißwein immer erst ab punkt halb drei morgens.“

„Seien Sie doch nicht so pedantisch, meinetswegen gestern, jedenfalls weiß ich, warum Sie versuchen, uns hier betrunken zu machen.“

„Versuchen ist gut,“ unterbrach Nordenwand von neuem: „Der Versuch ist mir bereits durchaus gelungen, wenigstens bei den meisten von Euch.“

„Bei mir aber durchaus nicht,“ replizierte der andere, „und ich denke mir, daß Sie es mit uns so versuchen, wie der Kapitän eines halbwracken Schiffes, der die Matrosen bezechen muß, um sie anzuheuern und an Bord zu bekommen.“

„Auch große Kriegsherren wie Friedrich der Große bekamen ihre Soldaten nicht anders,“ ergänzte Dr. Nordenwand mit unerschütterlicher Gewissenhaftigkeit.

„Gut. Ihr Verlag scheint auch so eine Firma zu sein wie ein Totenschiff oder eine Armee des 18. Jahrhunderts. Sie hoffen uns an Ihre Schachteln heranzukriegen, wenn Sie uns betrunken gemacht haben.“

„Immerhin hat sogar Herr Dr. Guggerli derweilen kapiert, was ein Milieu ist und wenn wir in einigen Wochen merken, daß sich ein großer Skandal in der Serum-Fabrikation vorbereitet, so kann ich Herrn Dr. Guggerli in nüchternem Zustande einmal herbestellen. Ich gebe ihm die Schachteln 907 bis 910 und nach 8 Tagen weiß er, wie man das Milieu eines Bakteriologen wie Paul Ehrlich, Robert Koch oder Menschnikow plastisch darstellt. Oder lieber Herr Dr. Guggerli, wie wärs mit einem Detektivroman ‘Selbstmatt’? Sehen Sie, hier die Schachtel 870 und die Schachtel 871, Titel: Kaffeehaus. Nicht Spielhölle, nicht Casino, sondern Wiener Kaffee, Billard, Schachweltmeister, Bridgespieler. Sie wissen doch, wie dann der Kriminalroman ‘Selbstmatt’ verlaufen müßte. Der Weltmeister im Schach wird ermordet. Man weiß nicht, ob seine Frau daran schuld ist, die er vernachlässigt, weil er auch nachts blind spielt, oder ob er bei der entscheidenden Partie seines Wettkampfes um die Weltmeisterschaft vor Aufregung tot zusammenbricht, oder was sonst los ist.

Ob die Konkurrenz dahinter steckt, weil in manchen Ländern das Schachspiel ein Teil des imperialen Prestiges bedeutet. Oder aber vielleicht ist der Schachweltmeister so nebenbei auch ein wichtiger politischer Agent. Sehen Sie, wenn ich Sie mit der Anfertigung eines solchen Detektivromans beauftragen würde, so wären Sie dazu nicht imstande, wenn ich Ihnen nicht die betreffenden Schachteln, die Milieu-Schachteln zur Verfügung stellte. Denn bin ich recht informiert, so spielen Sie nur Karten und das auch nicht besonders gerissen.“

„Erst müßten Sie mich fragen, ob ich Lust dazu hätte, mich mit einer solchen Milieu-Schachtel abzugeben?“

„Warum denn nicht, es ist äußerst lustig. Sie finden dort ganz prächtige Anekdoten und keiner von uns ist imstande, alles das durchzuleben. Haben Sie vielleicht Lust, 30 Jahre Ihres Lebens in einem Weltstadtkaffee zuzubringen, um das Milieu, die Valeurs der Schach- oder der Billard-Welt zu erfassen? Meine Herren, glauben Sie mir altem Veteran auf dem Schlachtfelde des Buchhandels. Die Literatur hört auf, eine Kunst zu sein, sie wird zur Wissenschaft und zwar gehört sie nicht zur Universität, sondern zur Eidgenössischen Technischen Hochschule. Der einzig vernünftige Mensch, den ich Ihnen heute nacht vorstellen wollte, hat nicht kommen können. Das ist mein Freund Dr. Huberli von der ‘Hydrographischen Anstalt’ oder wie das Ding sonst heißt. Der macht Modelle. Modelle vom ganzen Amazonasgebiet, vom Sambesi, vom Eisgeschiebe auf Grönland oder auf der Antarktis. Der macht Modelle von unseren Gletschern, von unseren Lawinen, er hat mir gezeigt, wie man an einem solchen Modell Flußkorrekturen berechnet, wie man im Kampf gegen unsere Lawinenunglücke dazu gelangen wird, den Schneefall und die Schneelagerung so zu regulieren wie unsere Flüsse mit ihren Staus und Gefällen. Das wird immer mit Modellen gemacht und voll von solchen Modellen ist hier das ganze Zimmer, in dem wir stehen. Hier in dieser Ecke, gleich am Anfang, in dieser Schachtel Nr. 13 finden Sie das Milieu des Tabak-Handels. Was wissen Sie vom Tabakhandel? Sie rauchen Ihre Stumpen, Ihre Brissago, Ihre Pfeife, vielleicht ungezählte schlechte Zigaretten oder aber Sie haben eine wissenschaftliche Anwendung und holen sich ein national-

ökonomisches Lexikon, um zu erfahren, wieviel sogenannter türkischer Tabak in Bulgarien erzeugt wird oder auf Cuba. Hier diese Schachtel enthält etwas ganz anderes. Das ist das Milieu, der 'struggle for life' der Tabakproduzenten, der Tabakhändler. Hier finden Sie wissenschaftlich dargestellt, wie sich die Ehetragedie eines alternen Magnaten an der Tabakbörse entwickeln muß, der ein sehr schönes Mädchen am Schwarzen Meer geheiratet hat. Der Kern der Sache ist immer der gleiche, aber die Einkleidung wechselt eben nach dem Milieu. Alle Detektivromane sind im Grunde gleich. Es muß mathematisch genau zwei Tote geben, einmal den Ermordeten, sodann den Mörder, der zur Strafe und zum Ausgleich hingerichtet wird. Die Handlung darf niemals um Liebe gehen, sondern um Geld oder um die Treue zu einem Klan. Das Ergebnis muß aber dann merkwürdigerweise immer eine Liebesheirat sein. Diese Liebesheirat darf niemals der Zweck sein, um deswillen gemordet wird, und sie fällt gleichsam als Nebengewinn, aber als notwendiger Nebengewinn dabei heraus. Es ist nicht erlaubt, für eine Frau zu kämpfen, man muß in einem guten Detektivroman völlig sachlich für etwas sein Leben einsetzen, was im Grunde so uninteressant ist wie die Gerechtigkeit. Hat man sich aber da bewährt, so ergibt sich eine Liebesheirat. Dazu braucht es das Milieu und das Milieu, wenn es immer verschieden ist, hindert die Menschen daran, zu bemerken, daß es immer wieder dasselbe ist.“

Dr. Nordenwand stockte, wurde philosophisch: „So glaubt ja der Mann auch etwas anderes zu tun, wenn er sich in eine brünette Frau verliebt statt in eine blonde.“

Hier unterbrach ihn Dr. Ludwig Stulter mit einer ganz präzisen Zwischenfrage: „Herr Dr. Nordenwand,“ krächte er kampflustig aus der Schar der Gäste, „woher kommt es eigentlich, daß Sie in all diesen vielen Milieu-Schachteln offenbar keine einzige Schachtel über den Alkoholismus haben? Sagen wir einmal über die Welt einer Beiz 'Zum Siebengestirn' oder einer schlechten Bar, einer Matrosenkneipe, eines Arbeiterlokals?“

Dr. Nordenwand sah Dr. Ludwig Stulter mit einem Blitz der Anerkennung an: „Sie haben recht, gerade diese Schachteln habe ich wohl vergessen. Vielleicht sind sie draußen!“

Er machte kehrt und ging der Tür zu: „Meine Herren,“ sagte er, „kehren wir zur einzigen Landschaft zurück, die ich nicht aus meinen Schachteln kenne, sondern aus der Wirklichkeit. Ich meine zur Landschaft, zum Milieu des Alkohols.“

Wie ein Tambour-Major vor seiner Militärmusik stampfte er vor seinen Schriftstellern einher, in das große Eßzimmer zurück, wo als Ersatz für die Milieu-Schachtel, die auf den Alkoholismus hätte Bezug haben müssen, noch eine ganze Anzahl Flaschen mit Bier und Weißwein auf dem großen Tisch standen.

Derweilen war es 4 Uhr morgens geworden und das Gelage kam nicht mehr in Schwung. Dr. Anderselbst wunderte sich über die völlige Nüchternheit und Ruhe Dr. Stulters: „Ich danke Dir sehr, Rex, das war wirklich eine ganz schöne Geburtstagsfeier, die Du mir da verschafft hast.“

Dr. Anderselbst wurde etwas verlegen: „Nun, es hat mich ja nicht viel gekostet und Du könntest sagen, daß ich mir Deinen Geburtstag sehr billig eingerichtet habe.“

„Gar nicht, mein Sohn,“ meinte Dr. Stulter. „Gar nicht. Wenn Du Virginia Curchod kurz vor ihrer Verheiratung gezwungen hättest, große Anstalten wegen meines Geburtstages zu treffen, so hätten wir dabei doch nicht so neuartige Welten entdecken können wie hier, heute nacht.“

„Ich wollte Dich aber näher an Nordenwand heranbringen.“

„Das ist natürlich ganz undenkbar. Das wird vermutlich immer undenkbar bleiben.“ Dr. Stulter bekam ein Gesicht, als wenn er ein großes, menschenfernes und trauriges Gedicht hätte verfassen wollen: „Sieh’ mal Dr. Nordenwand, der ist wohl auch nicht mehr ganz nüchtern.“

„Freilich nicht, aber es bricht ja auch alles auf.“

Die Gesellschaft zerbröckelte. Die Tür zum Treppenhaus stand weit auf und in kleinen Gruppen trieben die müden Gäste ernüchtert und etwas eingeschrumpft nach kümmerlichem Abschied die Treppen hinunter, während man unten auf der Straße schon die ersten Autos starten hörte, mit denen sich diese Menschen wechselseitig nach Hause brachten.

Die meisten Gäste waren schon fort. Einige klebten noch oben.

Ludwig Stulter und Reginald Anderselbst gingen nebeneinander allein die Treppen hinunter. Kurz bevor sie das Parterre erreichten, entstand oben gellendes Geschrei einer Frauenstimme. Sie sahen empor und gewahrten ein seltsames Schauspiel. Quer über das Treppenhaus ging eine Stange. An dieser Stange hing, vier Treppen hoch, Dr. Nordenwand und machte Klimmzüge. Übers Geländer hängte sich seine Frau im Schlafrock und beschimpfte ihren Mann, indem sie ihn anflehte, diesen wüsten Unfug zu lassen. Er aber machte unentwegt seine Klimmzüge und Schwünge weiter und sein riesiger Körper baumelte wie eine Glocke im Abschiedsgeläut über das Scheiden der Gäste.

Unten vor der Tür standen noch zwei Autos: Das Auto eines Bankiers und das Auto eines Eisenfabrikanten. Im Ganzen ergab das 12 Plätze, weil die Herren selbst chauffierten, aber es standen noch immer mindestens 15 Herren herum, die untergebracht sein wollten.

„Weißt Du Rex,“ sagte Dr. Ludwig Stulter. „Ich mag nicht Schlange stehen. Lassen wir die Leute um die Billette zanken und gehen wir einfach zu Fuß.“

Auf den Hängen des Zürichbergs gingen Anderselbst und Stulterli selbender wie stramme Soldaten. Einmal überholte sie eines der Autos, voll beladen mit den letzten Gästen, sonst aber war die winzige Weltstadt, die sich Zürich nennt, noch nicht aufgewacht. Alles lag still, die Büsche rochen und der Lärm der Vögel konnte sich noch breit machen, als gäbe es in der ganzen Welt keine Industrie, keine Hochöfen, keine Kreissägen und kein Verkehrsgeräusch.

„Ich glaube, Du hast auf Dr. Nordenwand gar keinen schlechten Eindruck gemacht,“ meinte Dr. Anderselbst im Schreiten. „Ich werde nächstens bei ihm wieder auf den Busch klopfen.“

„Klopf weder auf den Busch, noch auf die Schulter dieses behäbigen Mannes,“ versetzte Dr. Ludwig Stulter. „Daraus wird im Leben nichts. Wie ich vor Zeiten einmal ganz jung war, hatte irgendjemand die Freundlichkeit, mich für außerordentlich begabt zu halten, und er hat mich an den Chefredakteur einer großen Zeitung empfohlen. Ich kam hin, setzte mich schüchtern auf die Kante eines Stuhls und sagte schlicht 'Ihre Zeitung hat ein großes Interesse

daran, mich anzustellen, denn ich habe die Absicht, neue Methoden in die Weltpolitik einzuführen...’ Derweilen bin ich nun wohl älter geworden, aber Deinem Dr. Nordenwand hätt’ ich im Grunde genau dasgleiche sagen mögen. Für dreidimensionale Spießer, für tellurische Menschen mag seine Kartothek, sein Zimmer voll Milieuschachteln erschütternd und zähmend sein, wie eine glühende Eisenstange für einen Tiger. Mir aber ist das alles vollkommen vertraut und Dir auch, wo Du doch Bescheid bekommen hast mit dem kontrapunktischen Tierkreis.“

Dann schritten sie weiter fürbaß, ohne zu sprechen. Ganz sachte kamen die ersten Menschen auf den Straßen in Bewegung. Sie kamen zum Haus des Dr. Anderselbst, nahmen dort Abschied. Dr. Anderselbst öffnete die Haustüre und ging schlafen, im Augenblick, wo man aufstehen muß, um auf anständige Weise sein Brot zu verdienen.

Vom Winter der Städte Leo = Löwe-Kapitel

23. Juli bis 23. August

Es war am ersten Schultag nach Ferienende um 6 Uhr morgens. Frau Virginie ging ans Fenster, zog den schweren Vorhang beiseite, drehte die Holzjalousien auf, ließ das Fensterglas hinunter und schaute durch die breite Öffnung hinaus über die Stadt am See und dann nach links zu den Bergen, die aber nicht besonders deutlich zu erblicken waren. Jetzt am frühen Morgen war es noch kühl, aber schon ganz hell und so wunderbar mild, als habe die Luft die gleiche Temperatur wie das eigene Blut.

Einige Stunden später, gegen Mittag, würde die Luft vermutlich wieder vor Hitze zittern und der Körper würde wieder schwer zu arbeiten haben, um sich von der auf ihn eindringenden Hitze nicht überwältigen und ersticken zu lassen. Jetzt aber war das Gleichgewicht noch vollkommen, die Luft, die von außen her sachte hereinquoll, wirkte wie die Wellen eines Bades, das völlig der Körperwärme angepaßt sein würde. Hätte Frau Virginie an krankhafter Untertemperatur gelitten, so hätte sie eine übermäßige Wärme empfunden, eine lästige Wärme. Wäre sie an Fieber erkrankt gewesen, so hätte sie gefröstelt, so aber erschien ihr die gesamte Atmosphäre wohl temperiert auf den eigenen Körper. Bei dieser Temperatur wurde man in seinem Körpergefühl so arglos und hingegen, daß man auch die Wände und die Decke hätte wie überflüssige spanische Wände zusammenfallen und wegstellen können. Was unterscheidet das Frieren, die Angst und die Scham?

Frau Virginie sah sich nach dem Hintergrund des Zimmers um, wo es noch dämmrig war und von Dr. Reginald Anderselbst ebensowenig irgendetwas verlautete wie von einem Toten. Sogar ein Neugeborenes hätte weit deutlichere Lebenszeichen von sich gegeben: Zeichen von Mißtrauen oder von Hunger, beginnende Stimmübungen, mißtrauisches, ganz leises Knurren. Aber Dr. Anderselbst

schien keinerlei Beunruhigung zu spüren, auch keine solche, wie sie sich aus dem Schlaf kund gibt.

„Herr Gymnasiallehrer Dr. Anderselbst!“ rief Frau Virginie. Dann horchte sie hin und nun begann das Bett zu ächzen, woran man merken konnte, daß das Gewissen des Schläfers allmählich wach wurde und ihn zu beunruhigen begann. Frau Virginie verließ nun das Fenster, ging zum Bett hin und tippte mit dem Zeigefinger leise an die Stirn ihres Mannes, der auf diese schwere Kränkung hin die Augen aufschlug.

„Hör’ mal, Rex, wie stellst Du Dir eigentlich Deine weitere Karriere bei einem derartigen Übermaß an Faulheit vor? Gestern Abend hast Du mir doch ausdrücklich gesagt, ich solle Dich um 6 Uhr früh wecken, weil Du Deine Perserkriege für die Geschichtsstunde heute um 9 Uhr noch nicht präpariert hast.“

„Perserkriege,“ murmelte Dr. Anderselbst noch etwas heiser: „Ja, richtig, Mardonios, der Schwager und Generalstabschef des Perserkönigs Xerxes war ein ganz ausgezeichnete Ingenieur und Eduard Meyer kann gar keine Worte finden, um zu beschreiben, wie vorzüglich der Perserfeldzug gegen Griechenland organisiert war, der doch, Du weißt, liebe Virginie, mit dem ungeheuerlichen Bankrott von Salamis und Platää geendet hat.“

„Ja, ich weiß, Herr Gymnasiallehrer,“ lachte Frau Virginie, „aber mich brauchen Sie nicht mehr durchs Abitur zu peitschen. Ich bin aber überzeugt, wenn Sie Ihren Schülern dergleichen beibringen, die armen Jungen nur durchs Examen fallen und sich dann zu einer Mörderbande gegen Sie zusammenschließen werden...“

Schwer ächzend erhob sich Dr. Anderselbst vom Lager: „Ja, Du hast wohl recht und das ist der Grund, weshalb ich Dir habe befehlen müssen, mich schon um 6 Uhr zu wecken. Das ist das Leiden von uns großen Gelehrten! Da habe ich nun jahrelang die Geschichte Vorderasiens, der trojanischen Kriege, der Perserkriege insgesamt, der Alexanderzüge, der Kämpfe zwischen Griechen und Semiten in Vorderasien, ja noch der Kämpfe zwischen Islam und Byzanz durchgearbeitet. Dazu habe ich die Perserkriege des Mardonios technologisch geprüft, so daß ich sie jederzeit vom Gesichtspunkte eines heutigen Ingenieurs darstellen könnte; um nun heute, vor

meiner Geschichtsstunde über die Perserkriege, diese präparieren zu müssen. Wie ein unbegabter Primaner, der sein Pensum trotz mühsamen Paukens nicht hat kapieren können. Ich muß mich von Dir wecken und böse mahnen lassen. Du wirst doch zugeben, liebe Virginie, es ist ein bitteres Schicksal...“

„Schon, schon, schon,“ machte Frau Virginie ihren Mann nach, „aber ich möchte auch nicht erleben, daß Du nun bei der nächsten Abstimmung über die Lehrerstellen aus Amt und Würden fortgejagt wirst, weil Du den Jungen in 45 Minuten nicht den gesamten welt-historischen Kampf zwischen Persern und Griechen, Asien und Europa hast examensgerecht diktieren können.“

„Du bist würdig, das rechtschaffene Weib des Landammanns Stauffacher persönlich zu sein oder es nachträglich zu werden,“ bekannte Dr. Reginald Anderselbst, indem er seinem Weib sonnenhaft in die Augen schaute. Er küßte sie auf den Hals und ging dann an seine Tagesarbeit.

Hernach beim Frühstück war Dr. Anderselbst schon wieder völlig zerstreut und trank seinen Kaffee, ohne überhaupt auf die Tasse zu sehen. Er hatte ein großes Heft neben sich und schrieb und strich emsig darin herum: „Siehst Du, das ist eben immer wieder der Punkt, wo ich sozusagen nicht umhin kann, für diesen elenden Strolch, für den Stulterli eine gewisse Nachsicht zu empfinden. Denn diese ewige Bremsarbeit, das ist doch wohl das Allerschwerste an unserem Lehrerberuf. Da habe ich so schöne Sachen und so wahre Dinge, die auch für unser heutiges Geschehen anwendbar wären, in meinen Notizen und nun muß ich alles zusammenstreichen, damit ich meinen Jungen richtig erzählen kann, – wie es nicht gewesen ist.“

„Was ist denn schon nicht so gewesen?“ suchte sich Frau Dr. Anderselbst zu unterrichten.

„Siehst Du, Mardonios, der Schwager und Generalstabschef des Königs Xerxes...“

„Ja, der ist doch schon lange tot und den kannst Du kaum mehr dadurch retten, daß Du ihn rehabilitierst, lieber Rex,“ sträubte sich Frau Virginie. „Was hast Du eigentlich mit dem Mann? Es wäre doch vielleicht vernünftiger, wenn Du für Dich und für mich, dazu

auch noch vielleicht für etwaige Kinder sorgen wolltest.“

„Ist es nicht komisch, daß Du jetzt gerade so viel von diesen Dingen sprichst, wo die Welt so schön ist,“ sagte Anderselbst, indem er durchs offene Schaufenster hinausblickte.

„Das könnte Dir schon so passen,“ meinte Frau Virginie, „wenn ich nun Bali spielen würde.“

„Was heißt das, ‘Bali spielen’?“

„Nun, Bali sind doch diese paradiesischen Inseln.“

„Es sei denn, daß Fliegerbomben hinunterfielen?“

„Es sei denn, daß Fliegerbomben darauf herunterfielen,“ bestätigte Frau Virginie gelassen, „aber immerhin ist doch Bali etwas wie ein Begriff. Eine Insel, wo es das ganze Jahr mild ist, wie hier in Zürich heute um 7 Uhr früh und wo also eigentlich alles zunächst so überflüssig werden würde wie jetzt unser ganzes Haus.“

„Ja, das ist die Gefahr,“ gab Dr. Anderselbst zu, der sich nun für seine Perserkriege gar nicht mehr interessierte: „Und das ist eben der Punkt, wo ich diesen schrulligen Kerl, das Stulterli, niemals mehr los werde, denn ich weiß doch sehr genau, wie er jetzt grinsen würde, wenn er bei uns wäre. Wie er jetzt hinausweisen würde auf den See und triumphierend ausrufen, das sei eben die Bestätigung seiner Theorie. Dieser Sommer der Landschaft sei der Winter der Städte, wo sie überflüssig werden und abfallen wie welches Laub, wo man der Versuchung verfällt, alles Städtevermögen abzustreifen wie überflüssige und lästige Kleider, bevor man ins sommerliche Bad hinabsteigt.“

„Ja, aber der Stulter wird niemals vernünftig werden,“ wandte Frau Virginie ein: „So kann man es nicht machen. Er ist ja doch nur schädlich. Ich meine gar nicht wegen des Geldes. Die paar tausend Franken, für die Du ihm in seiner Beiz und Pension gut bist, sind nicht so sehr wichtig, aber was machen wir nun mit dem Burschen?“

„Das ist ja eben die Frage, was machen wir mit dem Lümmel?“ lachte Dr. Anderselbst. Dann schwieg er einen Augenblick und fragte: „Denn Du elende Kanaille hast ihn ja auch sehr gerne.“

„Schon, schon,“ erwiderte Frau Virginie voller Hoheit, „aber erstens gehts Dich gar nichts an...“

„Warum gehts mich gar nichts an?“

„Weil es Dir niemals schaden wird. Auch nicht einmal in der Liebe. Siehst Du, gerade heute, wo Stulter, der sicherlich ein Genie ist und sehr charmant, grundlegend recht behält, weil nämlich tatsächlich die Stadt, das Vermögen der Städte eben jetzt im Sommer überflüssig wird und irrelevant, habe ich ja trotzdem gar keine Lust von Dir wegzulaufen, gar keine, mein Kind.“

„Das mag schon sein,“ erwiderte der Gatte düster, „das entspricht übrigens einem wahrhaft platonischen Gespräch, das ich vor zwei Monaten mit Stulter auf seiner Bude hatte. Dort wurden wir uns vollkommen einig, als er mir sagte, ich brauchte ihm nur mein Vermögen abzutreten und dann würdest Du vielleicht anfangen, mich viel interessanter zu finden als ihn.“

„Ja, das hat aber keinen Zweck, Dich nun umzubringen, um Dich zu beerben und hinternach zu merken, wie sehr ich es bereuen muß, weil ich Dich ja doch sehr gerne gemocht habe.“

„Lady Macbeth,“ lachte Dr. Anderselbst seine Frau an.

„Ein wenig schon. Ihr habt mich ja verdorben, Stulter und Du. Am besten würden es die Herren der Schöpfung vermeiden, unverdorbenes Mädchen dauernd zu ihren geistigen Cocktails zuzuziehen, denn am Ende verstehen wir von diesen platonischen Gesprächen doch etwas mehr als eine weiße Katze, die schnurrend daneben am Kaminfeuer liegt.“

„Wir können aber nicht mehr wie in ewigen Flitterwochen zusammenplaudern,“ sagte Gymnasiallehrer Anderselbst, indem er sich erhob. „Es gibt in der Theorie der Wirtschaft den homo ludens, den verspielten Menschen und den homo faber, den Arbeitsmenschen. Jetzt, Madame, erhebt sich der homo faber in voller Würde vor Ihnen und muß Abschied nehmen, denn wenn ich nicht noch eine Stunde lang meine Perserkriege präparieren darf, so fallen meine Abiturienten möglicherweise doch durchs Examen. Im umgekehrten Verhältnis zum Quadrat der Bemühungen, die ich auf sie gewandt haben dürfte.“

„Das ganze Unglück,“ erklärte Frau Virginie, „kommt von der unmöglichen Zusammenstellung Deiner Unterrichtsfächer. Es ist eben ungesund, daß Du die Fakultas für Geschichte hast und daneben

noch für Physik und Mathematik. Das paßt nicht zusammen, daher kommt Deine Manie, die Geschichte nicht künstlerisch, sondern ingenieurmäßig aufzufassen.“

„Das ist aber günstig für die Geschichte,“ verteidigte sich Dr. Anderselbst.

„Gar nicht. Wir hatten einen Geschichtslehrer, der daneben auch Deutsch und Literatur gab und wenn er uns die Perserkriege erzählte, so war es wie ein Gedicht.“

„Kann ich mir denken,“ grollte Anderselbst. „Er hat Euch einfach den Bericht der Schlacht von Salamis aus den Persern des Aeschylus vorgelesen.“

„Freilich und das war sehr schön. Die halbe Klasse schwärmte für den Mann.“

„Es war nicht schön, es war ein Verbrechen. Tragische Helden kommen immer um und sind erfolglos. Solange man die Geschichte künstlerisch als eine Tragikkomödie behandelt, wird der Geschichtsunterricht für Kinder nur schädlich sein.“

Damit zog er sich zurück und überlegte sich, wie er seinen Primanern die beiderseits miserable Schlachtführung der Schlacht von Plataä verständlich machen sollte. Schließlich gab er es auf und beschloß, einfach den Text vorzulesen, der im Schulbuch darüber stand und weil das Wetter so unvergleichlich schön war, machte er sich zu Fuß auf, um in den großen Kehren zur Schule hinunter zu gehen. Um diese Zeit waren die Straßen leer von Menschen, wie ausgestorben. In der Straßenbahn schienen die Trambahner und Schaffner nur zu ihrer Unterhaltung bergauf und -ab spazieren zu fahren. Alles, was Anderselbst an Bauten um sich sah, schien überflüssig: ‘Vom Winter der Städte!’ Gerade jetzt bog der grübelnde Gymnasiallehrer in eine Serpentine und die weite Asphaltfläche leuchtete unter der grellen Sonne derart, daß er die Vision einer Schneelandschaft hatte. Alles war leer, tot, öde, erstarrt wie eine vereiste Landschaft im Winter. Er wußte im voraus, seine Schüler würden der gleichen Meinung sein. Hätte das Gymnasium sie nicht gezwungen, nach Zürich zurückzukehren, so würden sie weiter draußen in der Landschaft hausen und auf die Stadt pfeifen, denn der Mensch ist undankbar und er hat ein kurzes Gedächtnis. Manchmal vergißt er

im Frühling, seine Wintersachen richtig einzumotten, denn der Winter ist vorbei und man muß sich mühsam darauf besinnen, daß er nach 8 Monaten wiederkehren wird.

Anderselbst überlegte, daß dies auch nicht der richtige Augenblick gewesen wäre, um große Bautenprojekte zur Abstimmung zu bringen. Das Wetter verlockte einen zu sehr, leichtlebig zu sein wie ein Neapolitaner oder wie ein Südasiate auf seiner Bananeninsel. Jetzt war auch nicht der richtige Augenblick, um die Güte der Menschen auf die Probe zu stellen. Es können in einem guten Jahr einmal soviele Äpfel an den Bäumen wachsen, daß selbst ein geiziger Bauer nichts dagegen hat, wenn die Dorfkinder kommen und einige davon stibitzen. Wenn aber demaleinst wieder schwere Winterstürme kämen, würden die Menschen nicht mehr all diese Häuser und Einrichtungen wie ausgetretene Schuhe für die Kehrlichtabfuhr stehenlassen.

Vom Winter der Städte und von ihrer Vergreisung! Nun standen die Städte kahl wie entlaubte Bäume, gleißend weiß von Schnee und jetzt blühte die Landschaft draußen und die Menschenbienen wollten dort herumschwirren, um ihren Honig zu suchen. Dr. Anderselbst konnte sich auf jenes Gespräch zu dritt mit Stulter und Barski besinnen, im Zeichen der Amphora, in der Beiz 'Zum Großen Bären', als draußen die Landschaft kahl und verödet gelegen hatte, dagegen die Lichtreklamen am Quai geblüht hatten wie lauter farbige Blumen. Wie wenig originell war doch dieses Gleichnis, wie unendlich trivial. Und wie kam es doch, daß große Wirtschaftspolitiker noch niemals daran gedacht hatten, es zu verwenden, um das Verhalten der Menschen zu erklären. Nicht das Verhalten, wie es sein sollte, sondern wie es ist. Der Mensch, dieses Kind der ganzen Erde, will am liebsten immer gerade das haben, was an den Antipoden seiner Welt ist. Ein ganz kleines Kind vor dem Weihnachtsbaum und ein Erwachsener, dem eigentlich nur immer das am Besten mundet, was in seiner Heimat und zu dieser Jahreszeit nicht zu haben ist. Wo bleibt da der große Unterschied?

Als Dr. Anderselbst vor seiner Schule anlangte, war gerade Pause und die Jungen trieben ihren Unfug mit einem Fleiß, den sie auf

eine vernünftige Betätigung nur ungern angewandt hätten.

Dr. Anderselbst blieb stehen und sah sich an, was da geschah. Dort stand eine kleine Gruppe beisammen, wie Pinguine auf einem Eisberg der Antarktis. Sie schienen mit Briefmarken zu handeln. Beileibe nicht mit Briefmarken, die noch brauchbar gewesen wären, um etwa einen Brief an ihre Freundin zu frankieren, sondern grundsätzlich nur mit durch Abstempelung entwerteten Briefmarken. Wenn sie eine blaue Mauritius in der Hand gehabt hätten, so wäre es für sie ebenso erschütternd gewesen wie für einen Paläontologen, wenn er in seinem Garten das Skelett eines noch unbekanntes Sauriers aufgefunden hätte.

Dort in der andern Ecke war eine Gruppe von vier Knaben damit beschäftigt, Reiterkampf zu spielen. Sie amüsierten sich damit, wie Pferde geritten zu werden, während die aufsitzenden Reiter heftig miteinander rangen und sich wechselseitig auf den Boden zu werfen suchten.

Drüben prügeln sich zwei und zwar so nachdrücklich, daß der Turnlehrer Egli, der gerade Inspektion hatte, sich langsam auf sie zu bewegte, um eventuell einzugreifen. Weshalb verhauten sich die beiden Knaben so? Dr. Anderselbst, der keine Inspektion hatte, konnte in Muße darüber nachdenken, ob den Menschen die Vorwände nicht billig wie Brombeeren sind, wenn sie daran gehen wollen, sich umzubringen.

In einer anderen Ecke wurde Sport getrieben. Dort gab es eine Strecke von etwa 50 Metern und die Sekundaner stellten sich je zu viert auf für ein Wettrennen. Ein paar Tertianer strolchten herum als Schlachtenbummler und als Beobachter und hätten vermutlich gern mitgemacht, aber zwischen einem Sekundaner und Tertianer ist ja der Abstand kaum geringer wie zwischen einem Millionär und einem Bettler. Sie wurden daher mit kühler Überlegenheit abgewiesen und sie rächten sich offenbar dafür, indem sie über die gestoppten Zeiten weithin sichtbar die Nase rümpften.

Dr. Anderselbst schüttelte sein weises Haupt vor Sorge darüber, wie man diese Welt von Lümmeln zur wahren Vernunft und zur Weisheit erziehen sollte. Da die Pause jetzt gleich zu Ende gehen mußte, ging er ins Schulhaus, ins Lehrerzimmer, legte seine Mappe

auf seinen Platz ab und entnahm ihr nur das Dossier, auf dem mit blauer Schrift geschrieben stand:

Weltgeschichte Westeuropas

Antike

Wie es kam, daß die asiatischen Mächte,
die sogenannten arischen Völker, sich in die
äußerste atlantische Ecke des Kontinen-
tes Europa zusammendrängten.

Dr. Reginald Anderselbst betrachtete diesen Aktendeckel einige Sekunden lang, dann sah er sich ängstlich um, ob nicht irgendein Kollege dieser ominösen Aufschrift ansichtig werden könnte. Er betrat das Schulzimmer in dem Augenblick, wo das Stundensignal eben ausgeklungen war, hinter ihm kamen noch zwei von den jungen Weisheitsbeflissenen im Dauerlauf herein, schwer atmend. Draußen auf dem Hof die allerbesten Freunde und Trainingsgenossen, hier in der Klasse aber gehörten sie ihrer Leistung nach sehr weit auseinander. Dr. Anderselbst bestieg das Katheder und während er mechanisch sein Dossier aus der Mappe holte, warf er einen düsteren Blick auf das geöffnete Klassenbuch und sah dann auf die hoffnungsvolle Rotte, die er zu betreuen hatte. Dr. Anderselbst sah in die treuherzigen Gesichter, die zu ihm emporschauten und überlegte sich, was an düsteren Konspirationen unter diesen schuldlosen Gesichtern verborgen sein mochte, an gangsterhaften Ringbildungen, an Komplotten gegen seine Autorität. Er dachte mit Melancholie an eine kommende Zeit, wo all diese lümmelhaften Primaner gezähmt und tatsächlich schon den sogenannten Ernst des Lebens erfaßt haben würden, so daß sie nur noch um ihre künftige Karriere beflissen sein konnten.

Es gibt die Lebensweisheit schon im Wickelkissen, wie bei den Termiten und bei den Bienen, wo die Embryonen beim Eintritt ins Leben nur kurz geputzt und dann sofort an die Front des Lebenskampfes vorgeschickt werden. Zunächst war der Mensch noch nicht so, dachte Dr. Anderselbst, und diese nichtsnutzige Gesellschaft dort unten stand noch im vollen Aufruhr gegen die Weisheit, mit der er sie pflichtgemäß gegen das Leben zu impfen beamtet war.

„Setzen!“, kommandierte Dr. Anderselbst. Dann fragte er: „Müller,

sie hatten doch in der letzten Stunde Mesopotamien mit dem Pharaonenland verwechselt. Haben Sie diese Lücke nachgeholt?“

Müller erhob sich in voller Größe: „Ja, Herr Doktor, ich weiß jetzt, daß Ägypten in Afrika liegt.“ Dann begann er einige Zahlen herzubeten, über deren Wert er vermutlich genau die gleiche Meinung hatte wie Gymnasiallehrer Dr. Anderselbst. Dr. Anderselbst erklärte sich zufrieden und schrieb eine gute Note in seine Leistungsbilanz, dann sagte er: „Jetzt werde ich Ihnen erzählen, wie die Perserkriege nicht verlaufen sind!“

Für einmal hat Dr. Ludwig Stulter starken Zulauf **Virgo = Jungfrau-Kapitel**

23. August bis 23. September

„Lieber Rex, es sollte mir leid tun, wenn Ihr Euch meiner wegen in ein Defizit gestürzt haben solltet. Die Jahreszeit ist wohl noch nicht günstig für Vorträge. Auch bin ich ja nur bei ganz wenigen Leuten berühmt, im übrigen aber weitgehend unbekannt. Nun habt Ihr zu meinem Vortrag diesen großen Saal gemietet und ich bin bloß neugierig, wieviel von der Saalmiete wir durch Billettverkauf wieder hereinbekommen. Heute Nacht habe ich einen schlimmen Angsttraum gehabt. Die Herren von der KOSMOS-Gesellschaft hatten sich allesamt krank gemeldet vor Ärger, weil im Ganzen nur vier Billette verkauft worden waren. Ich stand auf dem Podium und im ganzen Saal saßen nur vier Leute. Ganz vorne Du mit Virginie und im Hintergrunde meine Wirtin und die tüchtige Beiztochter Lydus. Denen hatten wir die Billette geschenkt. Mir war ganz übel vor dem großen leeren Saal und meine Stimme klang, Du weißt doch, wie das dröhnt, wenn man anfängt ganz für sich in der Badewanne zu singen. Alle waren weggeblieben, so mußtest Du gleichzeitig Vorsitzender und Publikum spielen. Das war wie der Mann in Molières ‘Geizhals’, der bald als Kutscher und bald als Küchenchef auftritt. Du hast den Vortrag eröffnet, dann bist Du als Publikum auf Deinen Platz gelaufen, mir aber blieb im leeren Raum einfach die gesamte Heliotik und kopernikanische Astrologie im Halse stecken. Sie würgte mich, ich sprach asthmatisch mit hoher, dünner, zirpender Stimme und höchstens ein Grillenweibchen hätte ich mit dieser Sprechtechnik überzeugen und gewinnen können.“

Dr. Anderselbst lachte: „Das ist ganz normales Lampenfieber, was Du da hast. Übrigens typisch die Art von Lampenfieber, wie es junge Privatdozenten befällt. Wenn diese zu Semesteranfang zur Vorlesung antreten, erwarten sie immer, es würde nur ein einziger Hörer dasitzen und auch dieser würde sich nur im Hörsaal geirrt haben. Ich habe gehört, daß der Vorverkauf ausgezeichnet ist und

unsere Herren von der KOSMOS-Gesellschaft werden gewiß vollzählig antreten.“

„Aber wie habt Ihr das nur angestellt, wo ich doch völlig unbekannt bin? Hat denn Eure Gesellschaft eine derartige Autorität? Da können ja sogar die politischen Parteien nicht mit. Du weißt doch, wie unsere Eidgenossen sich bei Reverenden um die Parolen der Partei gar nicht kümmern, sondern irgendeinen Vorschlag wuchtig bachab schicken, obgleich sämtliche Parteien ihn zur Annahme empfohlen haben. So sollte es auch sein, wenn Eure KOSMOS-Gesellschaft nicht einen prominenten Ausländer, sondern einen prinzipiell unbekanntem eidgenössischen Berufssäufer und Asphaltliteraten präsentiert.“

„Ja, mein liebes Stulterli, Du bist Dir eben selbst über Deine propagandistische Begabung noch nicht im Klaren. Dein Vortragstitel 'Eine neue Aera der Astrologie' ist ganz vorzüglich und würde jeden Saal füllen, genauso als wenn er etwa lauten würde: 'Graphologie und Weltpolitik'. Du wirst sehen, wie zahlreich Dein Publikum sein wird, allerdings nicht lauter Techniker, Ingenieure und Physiker, auch nicht sehr viel Wirtschaftler, aber umsomehr Frauen, Damen, Damen, Damen. Denke doch nur, diese erwarten alle, daß Du die Astrologie entscheidend verbessert hast und sie erhoffen von Dir eine neue Form von Horoskop.“

„Das ist ja entsetzlich,“ rief Dr. Ludwig Stulter, „sie werden mich ja steinigen, wenn sie merken müssen, daß ich eigentlich von ganz anderen Dingen rede. Kann man mich nicht wegen unlauteren Wettbewerbs belangen? Ich darf doch auch nicht an meinen Laden schreiben: Hier frischer Blütenhonig! Und wenn dann die Leute in meinen Laden treten, verkaufe ich ihnen halb verfaulte Heringe oder sonst irgendwelche Ware, die der Käufer nicht sonderlich zu schätzen weiß.“

„Ach, Du Hasenherz in Büttenpapier gehüllt,“ spottete Anderselbst über die Ängste seines weltfremden Kneipengenossen: „Natürlich wird das ganze Publikum bitter enttäuscht sein, denn was Du ihm zu bieten hast, ist durchaus nicht das, was sie erwarten und das darf ich Dir wohl zugeben, für einen zweiten Vortrag von Dir würde ich nicht noch einmal einen solchen Riesensaal mieten. Wenn die

Leute erlebt haben, daß Du einen Vortrag ankündigst, eine neue Phase der Astrologie und Du ihnen dann unter diesem Titel vollkommen vernünftige Sachen über die Entwicklung der Technik und der Überteknik erzählst, so müssen wir selbstverständlich damit rechnen, daß die Allermeisten zutiefst enttäuscht sind und sich gewissermaßen betrogen fühlen, wie bei einem Film, wo in der Voranzeige brutale Orgien angekündigt wurden, von denen natürlich im Film selbst gar keine Rede sein darf. Vielleicht werden aber statt eines plumpen Bacchanals im Film wunderbare Landschafts- und Charakterstudien abrollen. So ist auch das, was Du, soviel ich weiß, vortragen wirst, geradezu wertvoll und selbst die zutiefst Enttäuschten unter den Zuhörern werden sich schwer hüten, sich zu verraten, indem sie sich über Dich öffentlich beschweren oder gar ihr Eintrittsgeld zurückverlangen.“

„Lieber Rex,“ ächzte Dr. Ludwig Stulter: „Du glaubst zwar Gott weiß wie lebensklug Du bist, weil Du Deine Stelle als Gymnasiallehrer prächtig ausfüllst und mit einem hervorragend schönen Mädchen verheiratet bist, in Wahrheit aber verstehst Du vom Menschen und von der Praxis des Lebens so gut wie gar nichts, sonst würdest Du nicht eben jetzt kurz vor meinem Vortrag theatermoralisch derartig vernichten. Wenn Du klug wärest, würdest Du mir jetzt gut zureden und mich belehren, wie ich mein Publikum durch die Offenbarung ganz neuer weltpolitischer Gesetze zu wahren Orgien der Begeisterung, zu einer Art von religiösem Fanatismus hinreißen würde. Statt dessen machst Du mir hier in aller Freundschaft klar, daß das Publikum genötigt sein würde meinen Vortrag wie einen ganzen Rosenkranz von bitteren Pillen herunterzuwürgen. Wie soll ich nach dieser Seelenmassage nun den Marathonlauf gewinnen, den eine öffentliche Rede bedeutet?“

Dr. Anderselbst sah ziemlich schuldbewußt seinen Freund an: „Liebes Stulterli, vielleicht und eigentlich hast Du recht und ich bin ein ausgemachter Idiot. Aber warte mal, da unten ist die Beiz ‘Zum Kuttelochsen’. Gehen wir hinunter, dort unten bekommst Du irgendetwas, vielleicht ein Kaviarbrötchen und dazu einen ordentlichen Cognac, einen großen oder zwei große, aber beileibe nicht mehr. Dann kriegst Du Courage und vielleicht können wir

noch etwas an Deinem Manuskript verbessern, noch etwas einflicken, was mit echter Astrologie einiges gemein hat, so daß Du Dich möglicherweise sogar mit einem Teil des Publikums versöhnst, das nur gekommen ist, um eigentlich Astrologie zu vernehmen.“

Wenige Minuten später saßen Dr. Ludwig Stulter und Dr. Reginald Anderselbst in den getäfelten Räumen des ‘Kuttelochsen’ einander gegenüber. Mit etwas schlechtem Gewissen, weil es hier nicht die alte Beiz ‘Zum Großen Bären’ war.

„Komisch,“ meinte Stulter, „wenn die wackere Lydus hier Spitzel hätte, so dürfte sie sich darüber beschweren, weil wir hier eine Zeche machen, von der sie keinen Vorteil hat.“

„Durchaus nicht, sie dürfte sich nicht beschweren,“ protestierte Anderselbst: „Erstens einmal könntest Du sie gleich heiraten, wenn Du Dir die Eifersucht der guten Lydus in dieser Weise gefallen läßt. Zweitens ist ihre Beiz vom Vortragssaal zu weit entfernt und drittens hat sie weder Kaviarbrötchen noch guten Cognac, und es ist doch ganz selbstverständlich, daß Du in diesem Moment nur leichte und exquisite Sachen zu Dir nehmen darfst, um nicht während des Vortrages vor Wut über das Publikum entweder aufzuhören oder aber in unerträgliche Ausfälle hineinzugeraten. Aber jetzt gehen wir zu unserem Gegenstand über. Wo hast Du Dein Manuskript, das Du hoffentlich nicht wie eine Gebetmühle herunterzuleiern gedenkst?“

Mit wohl abgemessenen einigen Minuten Verspätung betrat Dr. Ludwig Stulter, von Dr. Reginald Anderselbst gleichsam dezent auf dem Präsentierteller vor sich hergetragen, das Podium. Und im Gegensatz zu seinem Traum erstarrte er innerlich über diese Fülle von mindestens tausend Menschen, die ihm dicht zu Füßen saßen. Leicht ist es für den Dichter und Philosophen, die Masse Mensch zu verachten und in der eigenen Klausur ganz klar zu sehen, wie das Schicksal die Geschlechter dahinmährt und von welchen lächerlichen Parolen die Vielzuvielen sich in ihr eigenes Verderben locken lassen. Wird dann ein solcher Philosoph aus seiner Klausur geholt, wie eine Perle aus ihrer Muschel und steht er an der Stelle eines Tenors, eines Tribünen auf der Bühne beim Souffleurkasten, hoch vor und über dieser Masse Mensch, so stockt ihm der Atem, als

würde ein schlechter Schwimmer vom hohen Felsen in die Brandung geworfen, und er läuft Gefahr, zu dieser Myriade zu sprechen, als säße er ängstlich, ein blosser armer Bittsteller in einem kleinen Zimmer, seinem Mäzen gegenüber, dem er mit supplicanter Stimme zuredet, er möge ihm helfen. Im Augenblick, wo Dr. Ludwig Stulter an den Tisch der veranstaltenden Vereinigung trat, sich leise verbeugte und dann neben Anderselbst Platz nahm, stand der Vorsitzende der KOSMOS-Gesellschaft auf, ein gewaltiger Mann, etwa wie ein Seehund, am mächtigsten in den Brustpartien, mit schwerem und gemütlichem Kopf, voller Autorität und Wohlwollen. Dieser Herr verdankte die große Zahl der Erschienenen, das sei ein offenkundiges Anzeichen dafür, daß die KOSMOS-Gesellschaft neue Themen anzuschlagen wisse und es wohl verstehe, ihren Mitgliedern und Gästen das darzubieten, was in den kommenden Weltstunden aktuell sein werde. Andererseits hätten aber auch Mitglieder und Gäste das Vertrauen, niemals irgendwelche ausgefallenen Verstiegenheiten anhören zu müssen. Leicht sei es, altbekannte Grammophonplatten immer von neuem ablaufen zu lassen, leicht sei es auch, den Boden der Realität unter den Füßen zu verlieren und sich in einem sogenannten Ikarusflug an der Sonne die Wachsfügel zu verbrennen. Worauf es ankäme, sei das rechte Ebenmaß von Überschwang und Maß, das Ebenmaß von Macht und Maß. In diesem Sinne habe die KOSMOS-Gesellschaft nun auf die Anregung des hochverdienten Präsidialmitgliedes Dr. Reginald Anderselbst den bekannten Astrologen Dr. Ludwig Stulter zu einem Vortrag über 'Eine neue Phase der Astrologie' aufgefordert. Die Zuhörer und Zuhörerinnen möchten von vornherein davon überzeugt sein, daß dieser Vortrag keine Niete sein werde, auch nicht allzu gewichtig, sondern richtig in der Waage hangend zwischen dem, was man nur allzu leicht versteht, weil es altgewohnt ist und dem, was man von vornherein ablehnt, weil es allzu neu ist...

Nunmehr trat Dr. Ludwig Stulter freundlich aufgefordert an das Pult heran, legte das Manuskript vor sich hin und schaute fieberhaft und mit tückischem Mißtrauen auf all diese Menschen, die nun von ihm betrogen sein wollten.

„Meine Damen und Herren!“ so begann er nicht gerade originell:

„Meine Damen und Herren, wenn Sie in der Geschichte der Redekunst aller Zeiten nachlesen und forschen, so werden Sie finden, daß bei den größten Rednern der Welt, wie beim athenischen Staatsmann Perikles und auch bei andern seiner großen Kollegen, es gerade die berühmtesten Reden sind, wo er ein ganzes Volk mitriß, obgleich er ihnen nichts Angenehmes zu sagen hatte. Es ist wahrscheinlich leicht, vor einer Versammlung, auch vor Ihrer Versammlung, einen fulminanten Erfolg zu erzielen, indem man den Anwesenden mit einigen Varianten und mit leichten Neuerungen das verkündet, was sie schon zu hören gewärtig waren. Wenn Sie sich in so dankenswert großer Anzahl heute Abend hier eingestellt haben, so muß ich annehmen, Sie seien zum überwiegenden Teil der Astrologie günstig gesinnt und einige von Ihnen werden sich sogar als Fachleute herbegeben haben, um darauf acht zu geben, daß alles mit rechten Dingen zugeht und Ihrer Lehre nicht zu nahe getreten wird. Nur ein kleiner Prozentsatz von Ihnen könnte vielleicht doch aus Gegnerschaft gegen die Astrologie gekommen sein, in der schadenfrohen Erwartung eines Angriffes. Würde ich mich also zur Astrologie bekennen, so wäre ich sicher, Ihre überwiegende Sympathie zu finden. Wollte ich sie einfach als Torheit oder als groben Unfug, als Ketzerei oder wüsten Aberglauben entlarven, so könnte ich immerhin einen starken Sensationserfolg, den Beifall einer kleinen Minderheit und den Unwillen der Mehrzahl unter Ihnen erwarten.

Ich werde aber weder das eine noch das andere tun. Die Astrologie ist, wie die Schriften Homers, die griechische Tragödie und andere ähnliche Geisteswerke, der Restbestand, sozusagen das archäologische Getrümmer einer großen Religion, einer Religion, die sich vor etwa 6000 oder 5000 Jahren im nahen Orient unter dem unvorstellbar klaren und sterngewaltigen Himmel Mesopotamiens entwickelt hat. Die dann mit den Legionen des römischen Reichs mitgewandert ist, bis zum Niederrhein, bis nach Frankreich und Spanien. Die katholische Kirche hat sich später mit ihr genauso auseinandersetzen müssen wie mit andern großen Konkurrenzreligionen und Ketzereien.

An den Namen unserer Wochentage in so gut wie allen europäischen Sprachen erkennt man noch die astrologischen Stundengöt-

ter, Tagesgötter, Wochengötter, Monatsgötter, in deren Geflecht der Mensch dieser Glaubensstufe geradezu unentrinnbar verflochten war. Daneben gingen entsprechende Zahlsymbole: die 30 Tage des Monats entsprechen den 30 Jahren des Saturns; den 12 Jahren des Jupiter die 12 Stunden und die 12 Monate desgleichen. Den sieben Tagen der Woche entsprach im Raum die Siebenzahl der Wandelgestirne, die sieben Hauptsterne des Orion, die sieben Hauptsterne der Plejaden, der Ursa Major, der Ursa Minor usw. usw. Ich darf Sie darauf aufmerksam machen, daß in alldem etwas wie eine mythisch-poetische Vorform der Relativitätstheorie steckt, das dauernde Bestreben, Zeitharmonie und Raumharmonien nicht nur in Parallele, sondern in Funktionszusammenhang miteinander zu bringen. Meines Erachtens ist daraus nicht nur der dritte Keplersche Satz erwachsen, sondern die Grundlage der analytischen Geometrie, überhaupt von jeher die Neigung, geometrische und algebraische Gesetze zu einer Einheit zu verschmelzen. Wenn moderne Physiker einen wahren Triumph in der Möglichkeit erblicken, mathematisch mit Hilfe der Gruppentheorie die Zahl und sogar die Artung der überhaupt möglichen Kristallklassen und Kristallarten zu errechnen, so stehen wir nur vor einer moderneren und exakteren Realisation desselben Ehrgeizes, den schon die Astrologie an den Tag legte.

Religion heißt offenbar das Gegenteil von Freiheit, wenigstens in dem Sinne, wie der normale Mensch den Begriff der Freiheit auffaßt; es ist das Verbundensein mit dem All. Und wenn der astrologische Mensch, wie eine Marionette an ihren Fäden, an seinen Stundengöttern, Tagesgöttern usw. hing, so ist damit offenbar gesagt, daß die Astrologie eine Religion war. Heutzutage ist sie aber als Religion mehr zur Privatsache geworden, insofern man weniger die Nativität, das Schicksal ganzer Völker und Kulturen darin sucht, als nur das private Schicksal der einzelnen Menschen. Wir haben in der Astrologie die 12 Tierkreiszeichen, die das ganze Jahr unentrinnbar umgürten und wir finden nun die Geburtsstunde, die Nativität der Menschen über diese 12 Zeichen mit ihren Schicksalsmöglichkeiten verteilt und zwar in offensichtlicher Streuung und mit erstaunlicher Gleichmäßigkeit. Vor mir habe ich hier eine die Schweiz betreffende Geburtenstatistik nach Monaten verteilt. Sie

betrifft also ohne jede Rücksicht auf höhere oder geringere Begabung einfach die Geburtenhäufigkeit des Menschen als Querschnitt. Wir finden hier im Total von Männern und Frauen:

im Januar	5.218	im Juli	5.502
„ Februar	5.269	„ August	5.328
„ März	5.963	„ September	5.055
„ April	5.837	„ Oktober	4.998
„ Mai	5.798	„ November	4.873
„ Juni	5.369	„ Dezember	4.873

Sie erkennen also ohne weiteres die erstaunlich gleichmäßige Verteilung der Geburten und ich darf gleich hinzufügen, daß sich dies auch wiederholt, wenn man nicht die ganze Schweiz, auch nicht die Städte nimmt, sondern das flache Land, von dem man annehmen sollte, daß hier die Spannung der Jahreszeiten die Kurve der Geburtenhäufigkeit stärker beeinflussen sollte. Geht man nun über vom Durchschnittsmenschen zum Menschen besonderer Begabung, zu den Menschen also, deren Horoskop für den Astrologen eine ganz besondere Bedeutung erhält, so findet man im Grunde genau dasselbe. Ich habe völlig auf gut Glück 150 berühmte Männer aus allen Gebieten, lyrische Dichter, Feldherrn und Staatsleute, Mathematiker, Musiker, Forschungsreisende nach ihrer Nativität zusammengestellt und ich habe gefunden:

Januar:	13	August:	12
Februar:	16	September:	11
März:	14	Oktober:	12
April:	19	November:	11
Mai:	16	Dezember:	11
Juni:	8		
Juli:	9	Summa:	152

Sie werden mir einwenden, diese Zahl sei für eine Statistik viel zu gering. Umso bemerkenswerter und schon jetzt ersichtlich ist, wie auch die großen Begabungen sich im Kreislauf des Jahres weitgehend gleichmäßig verteilen, ganz ebenso wie die Geburtenhäufigkeit der Durchschnittsmenschen, und ich bin überzeugt, je größer die Zahl der ausgewählten Hochbegabten ist und je sorgsamer man

sie nach unterschiedlichen, aber in sich vollständigen Begabungsgruppen aufsucht und zusammenstellt, desto mehr wird sich auch die Geburtenverteilung des Genies gleichmäßig über die astrologischen Schicksalshäuser und über den Zodiak verteilen. Wenn wir unterstellen, daß tatsächlich an die verschiedenen Häuser und Konstellationen bestimmte Schicksale, wenigstens Schicksalsmöglichkeiten gebunden sind, so verfügt das menschliche Wesen offenbar über diese Möglichkeiten insgesamt.

Um zu ermessen, was das bedeutet, wollen wir an die Lebenskurve aller laubwechselnden Bäume denken, aller an Brunstzeiten gebundenen Tiere, vor allem an die Insekten, ganz gleichgültig, ob wir Fliegen, Maikäfer, Hirschkäfer oder entsprechende Gattungen auswählen. Diese Tiere brechen aus ihrem Puppenzustand hervor, wie die Blumen, wie die Blüten eines Baumes zu ihrer, fast möchte ich sagen, brünstigen Stunde, im Jahr. Die Insekten gehen in einer Art von Himmelfahrt in gewaltigen Schwärmen empor, gatten sich, legen eine neue Generation an. Ihr ganzes Lebensschicksal erfüllt sich innerhalb weniger Wochen, vielleicht insgesamt im Monat Mai, den die Dichter so gerne besingen. Und wenn man auch diesen Wesen ein astrologisches Schicksal zubilligen wollte, so wären sie damit auf ein oder zwei Häuser oder Zeichen beschränkt, etwa auf den Stier oder auf die Zwillinge. Forscht man nach Pflanzen und Tieren, die sich anders verhalten, so wird man vor allem auf die Tropen verwiesen, wo nicht nur die Bäume das ganze Jahr hindurch grünen (allerdings muß man die Trockenzeit berücksichtigen), sondern wo auch Wesen wie Termiten Sekunde für Sekunde, Tag für Tag, Woche für Woche das Jahr hindurch ihre Eier abzulegen scheinen, so daß der große Termitenforscher Escherich diese Tätigkeit schon mit der Produktion einer Ziegelfabrik verglichen hat.

Leicht ersichtlich ist, worauf es hier ankommt. Der Mensch kann seine Nativitätsmöglichkeiten, die Chancen seines astrologischen Schicksals nur deshalb gleichmäßig, in einer Art von Freiheit über den ganzen Jahreskreis ausbreiten, weil er es fertigbekommen hat, die Lebensbedingungen der Tropen über die ganze Erde, auch über Zonen auszubreiten, in denen sonst an Fruchtbarkeit im Winter gar nicht zu denken wäre. Bei meinen Nachforschungen ist es mir

aufgefallen, daß der russische Physiker Mendelejew am 2. Januar im sibirischen Tobolsk geboren wurde. Denken Sie bitte an das dortige Klima! Wohl wird man einwenden können, daß auch Pinguine ihre Eier im Schnee der Antarktis ausbrüten. Der Mensch aber als Säugetier möchte wohl kaum die Möglichkeiten eines Blauwals, einer Seerobbe oder eines Pinguins mit den entsprechenden Deformationen erkaufen. Meine Behauptung geht dahin, daß diese unsere moderne Technik, wenn sie ihr eigenständiges Klima über die ganze Erde trägt, gar nichts weiter tut, als das Lebensprinzip des Säugtiers auf die Spitze zu treiben oder konsequent durchzuführen, indem sie eine innere Sonne schafft, die ihr Klima allerorten mit sich führt, allerorten und zu jeder Zeit.

Sie kennen den Goethe'schen Vierzeiler:

Wär nicht das Auge sonnenhaft
Die Sonne könnt es nicht erblicken
Lebt' nicht in uns des Gottes eigene Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches erquicken.

Für die Heraufkunft der Technik als neuer Weltreligion kann man dichten:

Als die Sonne uns verließ,
Weckten wir das eig'ne Herz zur Wonne.
Eingemeilert in den eigenen Vlies,
Schmort der Bär im Eis von innerer Sonne.

Etwas anders drückt es Blaise Pascal aus, wenn er sagt: *Le froid est bon pour se chauffer.*

Jedes Bauernhaus und jede Eskimoschneehütte im Winter lebt diesem Ideal nach, tunlichst eine nahezu tropische Hitze, ein tropisches Binnenklima innerhalb der Behausung zu erzeugen, gerade dann, wenn draußen boreale Zustände herrschen. Dieses Bestreben des Menschen, der menschlichen Warmblütlerkultur, könnte zur Paradoxie führen, daß mitten im Winter, zum Beispiel in der Fastnacht, eine Art von ethischem Frühlingsrausch entsteht, ein Zeugungsbacchanale, dem dann neun Monate später eine besonders große Geburtenhäufigkeit entspräche. Wir können also unmittelbar behaupten, die Möglichkeit, seine Nativität in irgendeinem Hause des Tierkreises zu finden, ist für den Menschen ein Geschenk der

Technik. Da die Technik wiederum offensichtlich ein Geschenk der Sonnenenergie ist, kann man weiterhin feststellen, daß der Schicksalsreichtum des Menschen aus seiner Streuung im ganzen Zodiak ein Geschenk der Sonne ist und die Frucht eines solaren, eines heliotischen Schicksals.“

Hier wurde Dr. Ludwig Stulter unliebsam unterbrochen. Aus der dritten Reihe der Zuhörer erhob sich der bekannte Astrologe Dr. Staub zu einem ebenso schrillen wie umfangreichen Zwischenruf: „Dies ist eine Verirrung. Die solare Phase der Zivilisation liegt bereits hinter uns. Sie war ein Irrtum wie der Bau des Turms zu Babel und der Mensch hat sie mit Ausdörrung und Sterilität bezahlen müssen. Zwar ist der Mond in seinem virginalen Licht auch unfruchtbar, aber wir kehren zum tellurischen Wesen zurück, zur Erde als unserm Planeten. Sie stellt die Mütterlichkeit und das mystisch schöpferische Dunkel dar, fast möchte ich sagen die Schamhaftigkeit des Lebens. Der heliotische Mensch dagegen ist zwar leuchtend wie ein New-Yorker Wolkenkratzer, aber er ist seinem schamlos durchsichtigen, übermäßig rationalen Wesen nach steril und er ist sozusagen gänzlich durchröntgt von mordendem Licht. Der Solarier, der Heliotiker schafft in der ewigen Nacht der Pole nur überheizte und überlichtete Tanzsäle, um darin an Kinderlosigkeit auszusterben...“

Dr. Ludwig Stulter erfaßte diesen Augenblick, wo Dr. Staub Atem schöpfen mußte, um wiederum das Wort zu ergreifen: „Wenn Sie all diese interessanten Dinge jetzt schon erwähnen, so werden Sie sie nachher nicht mehr in der Diskussion zur Geltung bringen können. Das Prinzip der Säugetiererei, wenn ich so sagen darf, ist dem Grundsatz der Mütterlichkeit durchaus nicht feindlich. Das geht ja schon reinweg aus dem Namen hervor. Säugetiere sind ja eben Wesen, die mitten in einer darbenden Landschaft von ihrer Mutter getränkt und genährt werden. Und wenn der Glaube des Menschen eine Illusion sein sollte, ein Übermut, eine Art von kosmischem Größenwahn, der Glaube, nämlich sich selbst unabhängig von der Zone und der Jahreszeit eine eigene paradisische oder tropische Landschaft erschaffen zu können, so ist diese Illusion vor allem in der Tatsache begründet, daß die Säugetiermutter ihrem Wurf

nicht nur während der Austragungszeit, sondern auch noch im Nest und nach der Geburt eine künstliche, wohltemperierte Tropenlandschaft verschafft. Wenn der Industrialismus nun den Ehrgeiz zeigt, dieses Prinzip nicht nur aufzunehmen, sondern gewaltig zu übersteigern, so ist damit der Fluch der Sterilität noch keineswegs endgültig verbunden. Worauf es ankommt ist zunächst die einfache Feststellung: die Emanzipation des Menschen vom Klima als Schicksal und die Aufrichtung eines Zeitalters, in dem er sich sein optimales Klima selbst macht, fällt mit der Technik zusammen. Wenn wir also von einem kommenden heliotischen Zeitalter sprechen, so können wir auch sagen, es sei das Zeitalter der voll entwickelten Technik...“

„Alle Ihre Gedanken sind veraltet,“ rief Dr. Staub wieder dazwischen: „Sie sind veraltet, wie die moderne Technik bereits überholt ist. Sie hat sich durch das Chaos, das sie angerichtet hat, selbst widerlegt.“

„Hochverehrter Dr. Staub,“ schmetterte fröhlich Dr. Ludwig Stulter, „die Technik als heliotische Landschaft des Menschen und als Weltreligion ist nicht veraltet, sie ist erst in ihren Anfängen. Ich möchte es so formulieren: die vierdimensionale oder heliotische Technik zwischen 1850 und 1950 ist erst zu ihrer Pubertät herangereift und sie befindet sich in ihren welthistorischen Flegeljahren. Ich gebe auch zu, es haftet ihr noch ein hochstaplerisches Wesen an. Sie hat noch ein schlechtes Gewissen, weil sie noch mit erborgten Mitteln, also gewissermaßen mit planetarischen Substanzen arbeitet, wie es die Kohlen, das Holz, das Öl, fast alle Brennstoffe sind, mit denen wir unsere technischen Energien erzeugen. Es ist gar nicht nötig, die moderne Technik von außen her anzugreifen, von der Theologie her oder aus astrologischen Gesichtspunkten. Soweit ist die moderne Technik durchaus schon in sich selbst gereift, um ihre Kritik in sich selbst zu tragen. Und zwar liegt diese Kritik im Mißtrauen der Techniker gegen die energiespendenden Stoffe, von denen sie zehren und an denen sie Raubbau treiben müssen, um, wie der geehrte Herr Zwischenrufer sagte, am Nordpol einen überheizten und überlichteten Tanzsaal zu erzeugen. Der Mensch mißtraut der Kohle, er mißtraut dem Öl, er mißtraut

grundsätzlich allen Werkstoffen, die er zu seinem technologischen Übermenschentum nötig hat. Dieses Mißtrauen ist durchaus nicht nur räumlich geartet, indem auf der Oberfläche der Erde, wo die Mächte so verteilt sind wie die Sternbilderbereiche am Himmelsgewölbe, jede Macht dauernd am rechnen ist, welche Grundstoffe an Öl, Kohle, Holz, Wolfram, Eisen in ihrem Bereich vorhanden sind oder nicht. Mindestens so wichtig ist das zeitgerichtete Mißtrauen des Technikers zu seinem Werkstoff. Die dauernde Frage, wie lange die Kohlenfelder und die Ölfelder der Erde vorhalten können, wie hoch man ihren Verbrauch steigern kann, ohne bereits nach wenigen Jahrzehnten in einen akuten Rohstoffmangel zu geraten. Man beachtet viel zu wenig dieses zeitgerichtete Mißtrauen des Technikers gegen sich selbst und gegen die Basis, auf der er sein Reich aufgerichtet hat. Man läßt seine Aufmerksamkeit völlig vom sogenannten Imperialismus aufsaugen, das heißt vom Raum-gerichteten Streit um die Rohstoffquellen. Daneben gibt es aber noch einen zeitgerichteten Imperialismus, der das Wachstum und das Nachwachsen des Materials berücksichtigen müßte. Man hat diese Seite der Sache überhaupt kaum beachtet, wenigstens nicht in der Praxis des Abbaus und des Raubbaus. Nur ganz vereinzelte Soziologen rechnen die Rohstoffreserven immer wieder nach, wie ein vereinsamer Finanzminister seine Guthaben in Kriegszeiten. Daran ist vor allen Dingen schuld, daß unsere Astrologie als Religion noch in ihrer antiken, in ihrer ptolemäischen Phase steckt und sich noch nicht zum kopernikanischen System bekehrt hat. Meine Herren und Damen, meine Damen und Herren vielmehr, Sie wissen alle, in der Astrologie werden die Planeten als mächtiger angenommen als die Gestirne. Planeten können Sterne, das heißt Sonnen als Vertretung bekommen und die ältere Astrologie setzte nach dem Spektrum der Gestirne etwa den rötlichen Mars mit dem rötlichen Stern Antares gleich. Hier werden Zustände vermengt, die scharf voneinander geschieden werden müssen. Die Planeten leuchten nur in erborgtem Licht und der Widerschein, den sie aussenden, ist ganz gleichwertig, mag es sich um die blendende Venus, um den rötlichen Mars, um den silbernen Mond oder um den bleiernen Saturn handeln.

Dies ist ein Abbild z.B. unserer Kohlenwirtschaft. Die Kohle ist nämlich gar nichts weiter als reflektierte Sonnenenergie. Aus der Sonne stürzen ungeheure Katarakte von Licht und Treibkraft und sie ergießen sich auch auf die Erdoberfläche in einem solchen Ausmaß, daß selbst unsere höchst gesteigerten technischen Ansprüche unmittelbar befriedigt werden, obschon wir bis heute nur den tausendsten Teil dieser unmittelbar aus der Sonne auf uns niederbrandenden Quellenfülle praktisch und nutzbar erfassen können. Das wundert niemanden. Denn bisher hat es nur tellurische und planetengläubige Menschen gegeben, die das Licht der Venus oder des Jupiter, dieses reflektierte polarisierte und entwertete Licht, diesen bloßen Widerschein für bare Münze genommen haben, für wahres Licht, für unmittelbares Kraftgefälle eigenwüchsiger Gestalten. Das war, wenn ich mich banktechnisch ausdrücken darf, der große Fehler des Buchhalters Mensch gegenüber der Natur. Er hat immer nur den Schein für die Münze angenommen, den planetarischen Widerschein, fast möchte ich sagen, den Widerschein für das ursprüngliche Licht, das aus der Sonne quillt. Ganz ebenso steht es nun mit dem Holz unserer Wälder und mit dem paläontologischen Holz unserer Kohlenflöze. Die Energie, die dort investiert ist, diese Energie, die sich in unseren Maschinen so schlecht und nur zu einem ganz geringen Prozentsatz wiederum mobilisieren läßt, verhält sich zur unmittelbar einstürzenden Sonnenenergie wie der Widerschein der Planeten in ihrem blassen Spiegelleuchten zum durchdringenden kraftvollen Licht der Sonne und aller andern selbstleuchtenden Geschwister unseres Tagesgestirns in der Milchstraße und in allen andern Milchstraßen der Welt.

Der heliotische Mensch ist also keineswegs größenwahnsinnig und übermütig im Verhältnis und im Gegensatz zum Übermut eines tellurischen oder selenischen oder planetarischen Menschen. Denn der Sonnen sind mehr als der Erden!

Früher hat man gedacht, es ist noch nicht lange her, noch zur Zeit Ludwigs des XIV., einem Menschen eine übermenschlich vereinsamte, auserlesene Stellung zuweisen zu können, wenn man von ihm sagte, er sei eine Sonne. Weil mehr Planeten um die Sonne kreisen als aus unserer Perspektive Sonnen sichtbar sind, nämlich

nur eine einzige, die 'unsere' Sonne ist, glaubte man, der Sonnenmensch sei der größtenwahnsinnige Übermensch, der einzige unter den vielen subaltern Kreisenden. Wir wissen es heute besser! Der Sonnen sind mehr denn der Erden! Und wenn wir lehren und wenn wir darauf bestehen, man müsse vom tellurischen und vom planetarischen Menschen zum solaren und zum heliotischen Menschen übergehen, so fördern wir merkwürdigerweise damit gleichzeitig, wenn ich so sagen darf, die Demokratisierung der Welt, die gleichmäßigere Verteilung der Welt auf eine sehr viel größere Anzahl von eigenen Zentren – und Menschen.

Meine Damen und Herren, erlauben Sie mir diese Ausführungen mit einem sehr banalen und platten Gleichnis abzuschließen. Zur Zeit Ludwig des XIV. und seines Epigonen Napoleons I. waren die Straßen selten und noch seltener die miserabel abgedeferten Kutschen, in denen man, zwar wie ein Juwel in Gold eingefaßt, aber an jeder Straßenecke seine Wagenachsen brechend, mühsam von Ort zu Ort dahinholperte. Im Gegensatz dazu, denken wir uns ein modernes Auto oder ein Flugzeug. Ein Serienfabrikat, also im Sinne einer alten Staatskarosse kein Kunstwerk, auch weniger geschmückt, ganz anders geartet, dafür weit schneller in der Bewegung, sicherer in der Geschwindigkeit, kein Kunstwerk mehr, trotzdem darf ich wohl sagen: technologisch näher der Sonne.“

Hiermit hörte Dr. Ludwig Stulter auf zu reden. Dieser Schluß war etwas befremdend für die Zuhörer, war doch in diesen letzten Sätzen von Astrologie so gar nicht mehr die Rede. Eine Weile verharren die Menschen noch, weil sie noch irgendein energisches Finale, irgendein Abschlußfeuerwerk oder auch nur eine Wiederanknüpfung an das eigentliche Thema erwarteten. Aber Dr. Ludwig Stulter stand nur noch oben, neben seinem Pult, war seines Mißerfolges gewiß und sann darüber nach, ob Menschen noch existenzfähig sein könnten, die von so großartigen Dingen nichts wissen wollten.

Nachdem das Publikum vom Redner selbst in dieser Weise fallen gelassen worden war, konnte der Beifall nur schwach einsetzen. Ein mäßig lautes Klatschen ging nur wie ein Irrlicht über die Fläche der Zuhörer hin und her und starb dann ab.

Nun erhob sich auch der Vorsitzende und verdankte die Rede. Der herzliche Beifall bezeuge genügsam, auf welches Verständnis die hoch interessanten Ausführungen gestoßen seien. Der Redner sagte: „Manchmal sitze ich in großer Sorge da, ob die von uns veranlaßte Rede auch geraten würde. Ich darf wohl sagen, daß ich diesmal eine solche Sorge keinen Augenblick verspürt habe, vom ersten Satz des Redners empfand ich, daß er voll mit dem Herzen dabei war und dann findet sich auch der Kontakt mit den Zuhörern.“

Während das Publikum sich langsam verließ, ließ sich Dr. Stulter von Dr. Anderselbst zum Zimmer führen, das für die Dozenten vorbehalten war: „Wirst Du nun veranlaßt werden, aus dem Präsidium der KOSMOS-Gesellschaft auszuscheiden?“

„Du meinst, weil ich schuld an diesem Vortrag bin?“ lächelte Anderselbst. „Ich glaube doch nicht. Allerdings steht unser verehrter Vorsitzender dort drüben mit den Herren, die für ein Zeitungsreferat in Betracht kämen und es kann wohl sein, daß er Deine Person ihnen gegenüber in einer Weise lobt, die es an Hand gibt, sich sehr kurz und vorsichtig zu fassen. Mir hat ganz gut gefallen, was Du vorgebracht hast; vielleicht war es aber doch ein bißchen zu schön für diese Welt. Vor allen Dingen war es ja eigentlich gegen Ende kein Vortrag mehr über Astrologie.“

Im Dozenten-Raum fanden sich einige wenige Leute ein, die sich über die gesagten Dinge besonders gefreut oder besonders geärgert hatten.

Im Zwielficht des Jahres Libra = Waage-Kapitel

23. September bis 23. Oktober

Am 26. September gegen 6 Uhr morgens erwachte Dr. Ludwig Stulter in wahrhaft mörderischer Laune. In Aprillaune sozusagen. Das nahm ihn nicht wunder, denn die Herbst-Äquinoxien sind mit der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings mehr verwandt als wir wahrhaben wollen. Ein anderer Mensch würde gedacht haben, er habe schwer geträumt. Dr. Ludwig Stulter aber hatte trotz seiner Gereiztheit das Empfinden, das Bergwerk der Gedanken sei ihm über Nacht gut nachgewachsen. Die Menschen schlafen nicht zum selben Zwecke. Die Meisten schlafen nur mit dem Gefühl, daß der Körper sich über Nacht regeneriert und sich die Feder wieder aufzieht, die dann in der Muskularbeit des folgenden Tages von neuem abläuft. Dr. Stulter aber schlief nicht in diesem Sinne. Auch bei ihm mochte der Körper den Schlaf benutzen, um sich zu regenerieren. Ihm lag aber eigentlich etwas anderes näher am Herzen. Wenn die Menschen das Anthrazit verbrauchen, so machen sie sich wenig Gedanken darüber, wann diese schwarzen Diamanten, die Kohle, gewachsen ist und ob sie nachwächst. Und so fragt man sich auch im allgemeinen wenig, aus welchen Schächten die Gedanken kommen, woher sie wachsen, wann sie wachsen und ob sie jemals überhaupt in merklichem Ausmaß nachwachsen können. Viele Menschen glauben, die Gedanken kämen von der Jugend her. Dann hat man einmal in der Jugend eine geologische Frühzeit gehabt, in der die Gedankenschätze, die Edelmetalle, die Kohle sich entwickelt haben. Später zehrt man von diesem einen unwiederbringlichen Vorrat. Bis zu einem gewissen Grade mag das auch so sein. Im Kleinen, so glaubte Dr. Ludwig Stulter, wiederholt sich dieser Vorgang im Kreislauf eines jeden Tages. Was für die Erde die archaischen Zeiten sind und für den Menschen die Jugend, das ist für jeden Tag die voraufgehende Nacht. Daher arbeitete Stulter niemals in die Nacht hinein, sondern nur aus der Nacht heraus, aus der Mitternacht

empor. Daher konnten ihm die Gespenster nicht viel anhaben, die den müden Menschen zwischen Mitternacht und 1 Uhr früh zu behelligen suchen. Stulter ärgerte sich schon im Dunkeln, weil ihn verschiedene Träume überlistet hatten und wie hochhüpfende Forellen blitzschnell wieder in die Tiefe entschlüpft waren, aber er machte doch Licht und griff nach dem dicken Heft mit dem steifen Pappdeckel, seinem Tag- und Nachtbuch. Ihm fiel ein, daß es gut wäre, sein Testament zu machen. Auf jeden Fall aber war es angebracht, mit dem Vorrat dieser Nacht tüchtig zu wuchern. Im Heft stand bereits eine Notiz vom vorigen Abend:

Curriculum vitae Dr. Ludwig Stulter

Ein politisch-jungfräuliches Dasein, ein vom Erfolg jungfräuliches Dasein. Dies könnte eine Ausflucht sein. Aber sei es drum, schreiben wir getrost: ein politisch-jungfräuliches Dasein. Viele Rettungskähne haben sich erboten, mich mitzunehmen, als das Schiff versank, von dem ich nicht mehr weiß wie es hieß, aber vielleicht war ich Elefant zu schwer für diese Rettungsboote, und sie wären nur unter mir gesunken. Tatsächlich besteht keiner mehr von den Menschen, die leutselig herablassend und wohlwollend zu mir haben sein wollen.

Ludwig Stulter las diese Notizen nur mühsam durch, denn sie waren so schlecht geschrieben, als habe er sich ihrer geschämt. Es gibt Kryptogramme, schriftliche Vexierbilder, in denen das, was man meint, versteckt ist wie der Hirsch auf einem Vexierbild, auf dem man zunächst nur den Jäger und seinen Hund erblickt, dazu die Bäume mit ihrem Gezweig. Blickt man aber mit der richtigen Konzentration darauf wie auf eine Schachaufgabe, so springt plötzlich der Hirsch aus dem Gezweig, er zerreißt sozusagen das Gespinnst der Bäume. Er verbraucht den Wald, um sich selbst darzustellen und wenn man einmal den Hirsch erblickt hat, kann man den Wald nie mehr ganz so sehen wie beim ersten Blick auf die Zeichnung. Merkwürdig ist, daß Dichter, Schriftsteller, Mathematiker, Künstler sich so gern selbst mit Vexierbildern und Kryptogrammen überraschen, indem sie in einer Art von Schamhaftigkeit oder als hätten sie Angst vor dem, was sie tun, als hätten sie ein schlechtes

Gewissen, ihre Niederschrift unklar gestalten, um selbst schwer über das eigene Vexierbild zu grübeln haben.

Wie dem auch sei, für dies eine Mal gelang es Dr. Ludwig Stulter noch, zu enträtseln, was er geschrieben hatte und nun gefiel es ihm sogar recht gut.

Bei alldem fiel ihm auf, daß er anfang französisch zu denken. So schrieb er weiter:

Man braucht nicht einmal zu schlafen, um in die Kindheit zurückzureisen. Es genügt, wenn man müde ist und die Augen schließt. Dies genügt um zu träumen. Dann sehe ich Gesichter, Figuren und einfache Szenen, ganz wie im Traum und man kann sich dabei denken, was man mag. In Wahrheit aber wird es immer so sein, daß man sein Leben dabei rückläufig aufrollt. Dem tiefsten Schlaf entspricht die früheste Kindheit bis zur eigenen Zeugung und dann spricht man auch eine andere Sprache, wenn man in einem anderen Land geboren ist...

Hüben und Drüben.

Denn ich höre aus der Tiefe der Vergangenheit
Das Weinen unserer Äolsharfe auf dem Dache...

D'où vient ce vent qui pleure au coin du mur
Et qui le rend si triste?

Les hirondelles sont assises
Sur tous les files du telegraphe

Le long des routes...

Und wie der Orgelspieler mit den Füßen
Die Stimmen tritt,

So halten sie die Drähte mit den winzigen Krallen
Et les oiseaux s'en vont quand vient l'hiver.

Wenn ich sehr müde bin, beginne ich also wunderlicherweise französisch zu dichten. Obgleich dies bei mir durch Jahrzehnte hindurch so völlig eingerostet sein müßte wie eine Mundharmonika, die man im Herbst verloren hat und im Frühling im Garten wiederfindet.

La Chanson des Syrènes.
En descendent les heures
J'entends la mort qui pleure,
Qui pleure au fonds des nuits...
De cascade en descente,
Torrent qui toujours fuit,
J'entends la mort qui chante,
Qui chante au fonds des nuits...

Hier bin ich also noch jünger geworden, denn dieses zweite Gedicht ist schon rein französisch, auch wenn ich schreibe:

Les Revenants et la Vie.
Il faut toujours refaire les choses.
Il faut toujours y revenir...
Après l'hiver revient la rose,
Le passé après l'avvenir...

So falle ich gesetzmäßig in die Sprache zurück, in der ich empfand und in der ich mich ausdrückte, als ich noch als kleiner Junge in Chailly spielte. Sous les noyers. In der Musik kann man die Partitur vom Text lösen. Man kann ihr andere Worte unterstellen, bis zur Travestie. Eine Travestie wäre es auch vermutlich, wenn man eine Rose mit Veilchenparfum übergießen wollte. Eine ähnliche Travestie ist es für mich offenbar, wenn ich versuche, den Lac Léman mit deutschen Worten zu beschreiben. Darüber könnte ich aber doch vielleicht einmal mit dem Weltverlag des Dr. Nordenwand und mit seiner wundersamen Kartothek in schwere Konflikte geraten. Aus der Landschaft heraus und dann nur in der Jugendsprache oder aber in die Weltlandschaft hinein und dann vermutlich nur in der Eroberersprache der Mathematik...

Dr. Ludwig Stulter hörte auf mit Schreiben, schraubte seinem etwas verrückt gewordenen Füllfederhalter sein Käppchen auf und erhob sich zum Tage. Das war wieder einmal ein ganz ordentliches Stück Ideen-Statistik und Dr. Stulter beschloß, dies ganze Material mit Dr. Anderselbst zu besprechen. Er sah nach der Uhr, es war 8 Uhr morgens. Anderselbst würde wohl noch zu Hause sein. Er verspürte ein lebhaftes Bedürfnis, all diese Dinge bei ihm zu verankern, weil sie ihm nun schon wieder nicht mehr recht gefielen.

Dr. Ludwig Stulter zog sich an, begab sich zum Kaffeetrinken nach unten in die Wohnung und verabedete sich telephonisch mit Anderselbst für den Abend auf 5 Uhr. Dann begab er sich ins Eßzimmer, wo Frau Büsy Tag für Tag ein Dutzend Menschen zu speisen hatte. Die meisten Tische waren schon jetzt fürs Mittagessen vorbereitet, nur noch ein Tisch war zum Frühstück für die Nachzügler bereit. Dr. Ludwig Stulter strich sich seine Butter aufs Brot, sah die Marmelade nur geringschätzig an, tat Zucker in seine Tasse, goß Kaffee darüber, etwas Milch dazu und war im Grunde tief beleidigt, weil hier in dieser Wohnung niemand wußte, welche prächtigen Sachen er oben auf seiner Sternwarte zurechtgekocht hatte.

Dann kehrte er in seinen 5. Stock zurück und öffnete das Fenster, so weit ein derart kleines Fenster des Dienstbotengeschoßes überhaupt aufgetan werden kann. Er stellte fest, daß der Tag in fast störender Weise schön zu werden versprach und dann machte er sich an die Arbeit, die erledigt werden mußte, wenn die Zusammenkunft mit Anderselbst einen Sinn erhalten sollte.

Er schloß den Schrank auf und nahm der Reihe nach die 20 Schachteln heraus, die bei ihm dem Archiv seines Feindes Dr. Nordenwand entsprachen. Wie Zinnsoldaten stellte er sie auf den Schreibmaschinentisch und seinen großen Sperrholztisch. Die Pappschachtel mit der Aufschrift: 'Verträge und Quittungen' betrachtete er voller Skepsis und Unlust. Er stellte sie als erste wieder in den Schrank. Dann kamen die Partituren dran, die Romanentwürfe, die Briefe, die Schachteln über Physik und Mathematik, über Philosophie der Technik. Zum Schluß standen nur noch insgesamt 7 Schachteln auf dem Tisch, mit der Ideenstatistik der 7 Jahre, in denen er hier oben in diesem Dienstbotengelaß gelebt und unten am Quai für den Umsatz der Beiz 'Zum Großen Bären' gearbeitet hatte.

Ludwig Stulter nahm eine von diesen Schachteln vom Tisch hoch. Er wunderte sich, wie ungeheuer schwer sie war. Papier wiegt eben sehr viel, dachte er, dann stellte er sie wieder ab, ging zum Schrank und hob eine der Schachteln heraus, in der eigentlich nichts lag als einige Dossiers zu zwei Dramen, die vermutlich niemals bühenfertig werden würden.

Man sagt, ein Bierkutscher sei ein starker Mann, weil er vor den

Beizen, die er bedient, Faß um Faß vom Wagen herunterrollt, vor die Kellerluke schafft, dann die leeren Fässer in Empfang nimmt und auf seinen Lastwagen trägt. Um den Preis dieser Arbeit ist dieser Schwingerkönig ein Schwerarbeiter. Wenn er dann in der Beiz am Kontor seine Quittung abholt und die seine ausstellt, bekommt er einen halben Liter oder einen Kirsch obendrein. Das versteht ein jeder...

Schwer wäre es aber, den Menschen klar zu machen, wie gewichtig einem Philosophen wie unserem Dr. Ludwig Stulter eine Pappschachtel voll von unverarbeiteten Manuskripten lasten kann.

Man muß schon ein Atlas sein, um eine Welt zu tragen. Jeder Philosoph, jeder Dichter glaubt eine Welt gebären zu können. Wenn er auch nur in seinen eigenen Manuskripten abwägen sollte, was da noch zu tun übrig bleibt, so könnte es sein, daß er nicht mehr die Kraft hätte, diese Schachteln vom Schrank bis zum Schreibtisch zu tragen. Und doch, wenn er all den Kram zum Versatzamt trüge, so würde er dafür nicht soviel erhalten, um seine nächste Miete davon begleichen zu können. Seltsam, seltsam.

Wann hatte er seine großen Gedanken seinerzeit als Wirklichkeit erfaßt, so daß er von diesem Augenblick an in ihnen gelebt hatte wie in seinem Haus, in seiner Familie, in seiner Welt? Das mochte um sein achtundzwanzigstes Jahr gewesen sein, vor rund 20 Jahren. Damals aber war es kein so schöner Herbsttag im Zwielflicht des Jahres, sondern ein jammervoller Februartag, voller Armut, Regen, Graupeln, Nebel und Wind. Mit nassen Füßen in schlechten Schuhen. Damals war der Keim einer Welt in ihm entstanden und nun hatte er dieses wachsende Gebilde im Grunde doch mit viel Geduld durch die Jahre weitergetragen, trotzdem dieses Gebilde allmählich so schwer geworden war wie eine überfüllte Kruke, die ein Hausierer über Land zu schleppen hat. Und nun blieben ihm nur kurze Stunden abzuwarten bis zur Begegnung mit Dr. Anderselbst und diese Stunden kamen ihm unerträglich vor, wie zwei oder drei Jahrzehnte des Mißerfolges.

Je mehr Dr. Ludwig Stulter vor seinen Schachteln Angst bekam, desto deutlicher wurde ihm klar, wie wundervoll dieser Herbsttag war. Er dachte, daß es gut sein werde sich etwas Bewegung zu ma-

chen, um die Ungeduld zu dämpfen. Jetzt war es 9 Uhr, nein kurz vor halb 10. Stulter bekam unverkennbare Herzbeschwerden und beschloß ausnahmsweise seine Pflichten in der Beiz zu vernachlässigen und einen Spaziergang am Seeufer zu machen.

Dieses Wetter, dachte Dr. Stulter, dieses Wetter ist Glatteis für die Seele und er begab sich nun doch in die Beiz 'Zum Großen Bären'. Auch Bürobeamte mußten ja an diesem herrlichen Tag in ihre Arbeitsstube gehen. Dort saß er nun mit schlechtem Gewissen an seinem vorderen Stammplatz. Schon diese gähnende, sozusagen gelangweilt-mißbilligende Leere, die ihn umgab, hätte ihn darüber belehren können, wie vernunftwidrig dies sein bacchantisches Treiben war. Selbst die erpichtesten Kartenspieler und die unverbesserlichsten Säufer, die sonst ringsum weltschou auf ihren Sitzen klebten, hatten das Weite gesucht und würden irgendwo auf den Höhen um den Zürichsee wandeln: 'Der Sonne letzte gold'ne Strahlengarben lesend', wie ein Dichter sagt.

Dr. Stulter aber sog, der ganzen Welt zum Trotz, an seinem Bier. Mit dem Rücken zur Straße und zum Lichte. Vor sich hatte er die große Glasscheibe, die den Schanktisch vom Gastraum trennte. In dieser Glaswand spiegelte sich von hinten das Leben der Straße, geradeaus aber, hindurch wie ein Schatten, gewahrte er, wie die Serviertochter Lydus sich ein Ansehen gab, indem sie hin und wieder ein sauberes Bierglas noch einmal spülte. „Arbeitsbeschaffung in einer schon vollendeten Welt,“ sann Ludwig Stulter und bestellte sich noch ein Glas.

Aber eben jetzt fuhr er etwas zusammen, denn im gleichen Augenblicke öffnete sich die Tür dicht hinter ihm und auch ganz weit vorn die andere Tür bei seinem Stammtisch I. Zwei sehr groß gewachsene Herren traten durch die beiden entgegengesetzten Türen herein. Beide mit der gleichen ungewöhnlich geräumigen, gewichtigen und vielgeteilten Schweinsledermappe. Sonst aber einander ganz unähnlich. Der Gast, den Dr. Ludwig Stulter von vorn herein kommen sah, war unendlich mager. Er hätte ein Engländer sein können, allerdings war sein Gesicht gelblich. Sah er nicht aus wie ein leberkranker Araber-Scheich? Sehr zerstreut setzte er sich an einen Tisch in der halbdunklen Mitte des Lokals und hakte gleich-

sam die Serviertochter Lydus mit langem, gekrümmtem Zeigefinger zu sich heran. An der Art, wie sie auf diesen Gast zuing, sah Dr. Stulter deutlich, daß er ihr neu war.

Völlig anders beschaffen war der hinter seinem Rücken eintretende Fremde, so wie ihn Stulter in der spiegelnden Riesenscheibe vor sich sah. Gleichfalls sehr hoch gewachsen, schritt er schwerfällig dahin, mit wiegendem Haupt. Sein Kopf war groß und rund, pausbackig, zur Not hätte er ein Bruder des Dr. Nordenwand sein können, rot von Wein und übermäßigem Geblüt. Auf dem Hinterkopf aber saß ihm ein merkwürdig kreisrundes, beigefarbenes Hütchen, wie nur Künstler es heute noch tragen, mit rundem Kopf, kraterartig eingestülpt und mit einem Rande, der sein Gesicht wie ein Heiligenschein umgab oder so, wie bei der Sonnenblume die Blütenblätter die von Kernen strotzende Mitte umstehen. Die Mitte, die, wenn man sie ausgepickt hat, aussieht wie eine Bienenwabe.

Diese Sonnenblume von einem Menschen nun blieb eine Weile zögernd stehen, alles musternd. Dann kam er schnurstracks auf Dr. Stulter zugeschritten, an seinen Tisch zu sitzen begehend. Mit fast schon verdächtiger Höflichkeit zog der Menschenberg seinen Hut: „Störe ich etwa, mein Herr Doktor? Mein Name ist Dr. Epa-minondas Selbergott, Versicherungsmathematiker.“

„Ich bitte darum. Ich bitte Sie, gütigst Platz nehmen zu wollen. Mir kommt nur mein eigener Stuhl zu,“ versetzte Dr. Stulter voller Zurückhaltung. „Dr. Ludwig Stulter,“ fügte er dann hinzu, „Stulter ist mein Name.“

Die Sonnenblume unter den Menschen, Dr. Selbergott geheißten, wollte, wie es sich bei heliotropen Wesen gehört, der Sonne ins Auge schauen. Jetzt am Vormittag wenigstens dem Licht. So setzte er sich Dr. Stulter gerade gegenüber.

In seinem ganzen Leben hatte Stulter noch kein so treuherziges Menschenantlitz geschaut und daher überkam ihn eine ungeheure Angst. Vorhin, wie er sein Zimmer verlassen hatte, um hierher zu kommen, war ihm schon eingefallen, wie leicht das Haus mit seinen gesamten Manuskripten abbrennen könnte. Im 3. Stock saß doch diese Kunsthändlerfirma, von der es hieß, daß sie ihre gefälschten Bilder nur schwer an den Mann brachte, aber die Expertisen waren

da und dementsprechend auch die Leute gewiß hoch versichert. Wenn sie nun bankrott gingen, wie nahe lag es, einen Brand zu stiften wie auf einem veralteten Ozeandampfer, um die Versicherungssumme auf ehrliche Weise einzukassieren. Dann brauchte das Haus nur vom 3. Stock aufwärts bis zum Dachstuhl abzubrennen. Leider aber war sein Stübchen im Dachstuhl und würde infolgedessen in Flammen aufgehen. Deshalb hatte er ja auch seine wichtigsten Sachen aus den letzten Tagen in einem Durchschlag in der Mappe hier bei sich. Nun kam es ihm aber wiederum vor, als könnten diese beiden Kumpane sehr wohl abgesandte Feinde von ihm sein, die die Absicht hatten, ihn hier in dieser Beiz einzukreisen, um ihm seine unersetzlichen Manuskripte zu rauben. Die raffinierte Art, wie diese beiden Mappen-Männer gleichzeitig zu den entgegengesetzten Türen des Lokals hereingekommen waren, konnte schwerlich auf Zufall beruhen. Zur Not hätten es auch Kriminalbeamte sein können, aber in dieser Beziehung hatte Dr. Ludwig Stulter ein sehr ruhiges Gewissen. Wahrscheinlicher war die Annahme, daß es Abgesandte politischer Mächte waren, die das Aufkeimen seiner Welt bereits im Embryonalzustand ersticken wollten.

Abtreibung auf welthistorischem Gebiete, überlegte sich Dr. Stulter genau, indem er gleichzeitig prüfte, wie er sich dieser Leute notfalls erwehren könnte. Ganz einfach lag die Sache nicht, denn er trug nie eine Browning bei sich. Mit einem der beiden allein getraute er sich schon fertig zu werden, aber das ist eben die Schwäche der Jiu-Jitsu Methoden, daß man sich dabei allzusehr auf einen einzigen Gegner konzentrieren muß.

Dr. Ludwig Stulter begann also darüber nachzusinnen, mit welchen Mitteln er zwischen diese beiden Feinde ein Zwiespalt säen könne, damit sie außerstande sein würden, einheitlich gegen ihn vorzugehen. Er gedachte die Leute bei ihrer Geldgier anzufassen und daher wandte er sich mit hoher Liebenswürdigkeit an sein Gegenüber, den Dr. Epaminondas Selbergott und fragte: „Sie sind Versicherungsfachmann, Herr Doktor?“

„Gewiß, gewiß,“ erwiderte der Betreffende schlagfertig, „aber es ist nicht ganz leicht, in unserem Geschäft all die Kulanz zu entwickeln, die das Publikum von uns erwartet. So haben wir fast all-

täglich Anfragen gewisser Leute zu beantworten, die den Wunsch äußern, gegen Krieg versichert zu werden, auch gegen Revolution. Da schreiben uns Könige, Präsidenten, sie fürchten nun von irgendeinem bösen Nachbarn überfallen zu werden, desgleichen seien Umtriebe im Gange und sie bangten davor, durch revolutionäre Aufstände gestürzt zu werden; dagegen sollten wir sie nun versichern... Natürlich nur wenn es ihnen gelingt, beizeiten im Flugzeug aus dem betreffenden Land zu flüchten.“

„Ich verstehe, ich verstehe,“ nickte Dr. Ludwig Stulter voll Mitgefühl: „Das sind schon Grenzfälle, selbst für einen gewiegten Versicherungsmathematiker.“

„Ich sehe, Sie sind vom Bau,“ antwortete Dr. Selbergott mit tiefer Anerkennung: „Aber Sie werden mir vielleicht gestatten, einen noch viel schwierigeren, noch viel dubioseren Grenzfall der Versicherungsmathematik zu nennen.“

„Ich habe eine gewisse Ahnung,“ versetzte Dr. Stulter, indem er sich mit unschuldigem Gesicht zu seinem Gegenüber hinbeugte: „Aber ich würde mich doch freuen, zunächst Ihre eigene Formulierung zu vernehmen.“

„Der Grenzfall aller Versicherungsmathematik,“ antwortete Dr. Selbergott, indem er den Kopf langsam hin und her wiegte, „wäre für uns gegeben, wenn Napoleon I. schon in Brienne seine ganze Karriere bei uns hätte versichern wollen.“

„Und wären Sie unter Umständen bereit, mein Lebenswerk zu versichern?“ fragte Dr. Stulter mit unschuldsvollem Gesicht, „auch mich zu versichern gegen Gedankenschwund; dagegen, daß mir vielleicht plötzlich nichts mehr einfiel. Sie versichern ja auch die Hände eines Geigers oder eines Pianisten?“

„Ja, aber doch nur rein kaufmännisch. Bei einem weltberühmten Virtuosen läßt sich genau feststellen, wie viel seine Hände ihm jährlich einbringen, wie viel er also einbüßte, wenn irgendein Unfall es ihm unmöglich macht, weiter zu spielen. Darf ich Sie fragen, was Ihre Gedanken Ihnen jährlich einbringen?“

Dr. Stulter errötete wie ein junges Mädchen. „Nichts,“ bekannte er. „Meine Gedanken bringen mir zunächst nicht nur nichts ein, sie kosten mich sogar noch etliches Geld, aber es sind große Ge-

danken und sie werden später sehr wichtig sein.“

„Trotzdem dürfte der Versicherungsvertrag sehr schwer zu formulieren sein.“

Es wurmte Dr. Stulter einigermaßen, daß dieser Experte sich derart weigerte, ihn als versicherungswürdig zu betrachten. Er sagte daher: „Ja, es wäre für Sie ja auch nicht möglich, die Menschheit dagegen zu versichern, daß die Sonne plötzlich in ihr Novastadium träte.“

„Ganz richtig,“ nickte Dr. Selbergott, ohne auf den bösen Nebensinn dieser Äußerung einzugehen: „Wenn die Sonne in ihr Novastadium eintreten würde, dürfte ihre Strahlungskraft 100,000 Mal größer werden als bisher und nach 8 Lichtminuten würde die gesamte Menschheit mitsamt allen Versicherungsgesellschaften und ihren Tresors blitzartig in Dampf aufgelöst sein. Wir wären also niemals im Stande, die Versicherungssumme auszuzahlen, selbst dann, wenn die Versicherten weiter existieren könnten. Es wäre also unfair, einen solchen Handel einzugehen.“

Dr. Stulter bemerkte nun, daß er Gefahr lief, sein Mittagessen zu versäumen, denn es war schon 1 Uhr und auch Dr. Selbergott begann die Speisekarte zu studieren, die auf dem Tische lag. War es ihm auch nicht gelungen, sein Lebenswerk zu versichern, so hatte er doch offenbar die Einkreisung durch seine beiden Feinde vermieden und es gelang ihm, mitsamt seiner Mappe das Lokal unbehelligt zu verlassen, während Dr. Selbergott sich nun zum leberkranken Araber-Scheich hinübersetzte und Anstalten traf, mit ihm zusammen zu speisen.

Dr. Stulter dagegen hätte es vor seinem Gewissen niemals verantworten können, soviel Geld unnütz auszugeben, während das schlichte Menu der Frau Büsy oben für ihn bereit stand. Als er sich vom Tisch erhob, klingelte Dr. Anderselbst an, über den Nachmittag habe er eine wichtige Sitzung, Stulter solle erst um 7 Uhr zum Abendessen kommen.

So nahm Dr. Stulter resigniert einige Schachteln vor und arbeitete daran, das Material zu ordnen, was ihn immer ganz besonders anstrengte, als sei er schwer geladen wie eine Granate. Oder sogar wie ein Stern, der sein Licht nach allen Seiten hin vergeudet, ganz

ohne Ansehen dessen, ob in einer gewissen Richtung gerade ein Planet steht mit einer Menschheit darauf, die dieses Licht gut einfangen kann und zu nutzen weiß. Eine Sonne kann nicht haushälterisch mit ihrer eigenen Strahlung umgehen, mit den Katarakten von Licht, an denen sie sich langsam verblutet. Sie beleuchtet den Weg, das Pflaster und auch die Bäume, die zu beiden Seiten stehen, ganz ohne sich darum zu kümmern, wer von ihren Strahlen den größten Nutzen hat. Dr. Stulter schüttelte den Kopf darüber, wie unrationell so eine Sonne doch angelegt ist, wenn man sie als Scheinwerfer betrachtet, der dazu geschaffen ist, die Herrlichkeit der Menschen zu beleuchten und ihnen die schädlichen Mikroben wegzubrennen.

Als Dr. Ludwig Stulter am Haus Urania klingelte, kamen Dr. Anderselbst und Frau Virginie zugleich an die Türe. Frau Virginie aus der Küche und Dr. Anderselbst aus dem Wohnzimmer.

„Das wird ja eine famose astronomische Sitzung werden,“ meinte Frau Virginie spöttisch, weil es draußen gerade leise zu regnen begann.

Aber die beiden Herren waren einhellig anderer Meinung: „Umso besser,“ erklärte Stulter entschieden. „Kein Astrologe braucht die Sterne anzusehen, um ein Horoskop zu stellen, und ein Astrophysiker sitzt auch viel besser in seinem Laboratorium an seinem Schreibtisch. Der Augenschein täuscht nur und lenkt ab.“

Frau Virginie lachte, denn sie merkte, daß die beiden unverbeserlichen Kumpane wieder ausgezeichnete Laune waren: „Aha, nun verstehe ich, aus diesem Grunde also, lieber Rex, hast Du Tausende hinausgeworfen, um auf dem Dache unseres Hauses Deine sogenannte Sternwarte aufzubauen.“

„Das ist ja nur ein Alibi,“ stellte Anderselbst ernsthaft fest, „eine Ausrede, ein Ablenkungsmanöver, damit die andern Menschen Hochachtung vor meiner astronomischen Beflissenheit bekommen. Übrigens kannst Du doch mit hineinkommen, denn die gute Marie wird doch wohl im Stande sein, uns das Essen ohne Deine weitere Beihilfe zu servieren?“

Sie gingen nun zu dritt ins Wohnzimmer, wo die Bibliothek nur das große Fenster auf den See freiließ und alle drei mußten sie lä-

cheln, weil gerade jetzt der Regen anfing, gegen die große Schau-
fensterscheibe zu prasseln.

„Denke doch nur, liebe Virginia, was auch im besten Falle unsere
Sternwarte wert sein könnte bei dem ewig dunstigen Wetter in Zürich,
das viel zu tief in einem Talkessel liegt. Du weißt doch, wie ich Dir
gezeigt habe, daß man bei den Planeten überhaupt keine wirklichen
Vergrößerungen ansetzen kann...“

Mitten im Reden hatte Anderselbst schon eine Schublade aufge-
tan und holte einen großen, jüngst erschienenen Sternatlas hervor,
auch eine Karte des nördlichen Sternhimmels, diesen einfachen
und praktischen Apparat, mit dem man jederzeit die am betreffenden
Tage sichtbaren Sterne einstellen kann.

„Siehst Du, liebe Virginia,“ sagte Anderselbst, indem er seiner Frau
die Sternkarte streng vor die Nase hielt, „das ist der heute sicht-
bare Sternhimmel. Darauf müßte man also die Ursa Major erblicken
können, den Cepheus, den Draco, den Bootes, die Auriga, den
Perseus, die Cassiopeia, die Andromeda, den Pegasus, den Schwan,
den Adler, auch den Ophiuchus, Serpens, den Sagittarius, den Capri-
cornus...“

Hier wurde Dr. Stulter eifersüchtig, denn er griff ein: „Und wie-
viele Sterne erster Größe! Nicht nur den Arktur, die Wega, die Ca-
pella, den Atair, den Deneb, sondern ganz tief unten am Horizont
den Antares und die Formalhaut, allerdings nur in der Theorie,
denn alles dies würde nur gelten, wenn Zürich nicht in einem Tal-
kessel, sondern als flache Insel mitten im Ozean liegen könnte.
Wenn der Himmel ganz klar wäre, so würde immer noch der Zürich-
berg und der Uetliberg drüben wie steinerne Wolken sich über den
Horizont hochtürmen und ganze Bezirke des Himmels abdecken.
Wozu also erst mit Hangen und Bangen sternklare Nächte ab-
warten, wenn wir es doch hier auf dieser Karte so sehr viel besser
haben?“

Derweilen hatte Dr. Anderselbst seinen modernen Sternatlas auf-
geschlagen und zeigte photographische Aufnahmen der verschie-
denen Sternbilder, Aufnahmen, die mittels so gewaltiger Vergröße-
rungen gemacht waren, daß die Sternbilder der früheren Astronomie
bis zur Unkenntlichkeit zerdehnt waren. Es wurden nun ferne Milch-

straßen sichtbar, die selbst mit einem modernen Fernrohr niemals ein Menschauge wird erblicken können.

Jetzt aber klopfte es an der Tür, denn das Fräulein Marie wurde ungeduldig, weil ihr Abendbrot nunmehr bereit und überbereit war. In diesem Hause konnte sie nicht so verfahren, wie der Koch des Kaisers Napoleon, der bis zu fünfzehn Hähnchen hintereinander braten mußte, weil man nie wußte, wann der Imperator belieben würde, sich zu Tisch zu setzen und weil immer gerade in diesem Augenblick ein Brathühnchen rôti à point serviert werden mußte. Hier ging es sparsamer zu, zwar gab es vor allen Dingen Hors d'oeuvre, also Speisen, die etwas warten können, aber in einem gut bürgerlichen Hause muß alles seine Ordnung haben.

So saßen sie nun zu dritt und auch zum letzten Mal beisammen, aßen, tranken etwas Wein und machten sich darüber lustig, daß sie hier in diesem Raume vom Himmel und den Sternen viel mehr gewahren konnten als oben auf dem Dach, selbst bei sternklarer Nacht.

„Wir sind ja jetzt im Zwielficht des Jahres,“ sagte Dr. Ludwig Stulter, „in seiner Zweideutigkeit, in seiner Unentschlossenheit und da wird immer der Mensch nachhelfen müssen, um die Lage klarzustellen.“

„Nun gehst Du schon daran,“ meinte Frau Virginie, „die Jahreszeiten zu verbessern.“ Dann wandte sie sich zu ihrem Mann und fragte ihn: „Bist Du eigentlich mit diesem wüsten Komplott einverstanden, lieber Rex?“

„Vollkommen,“ bestätigte Dr. Anderselbst.

„Dann, meine Herren,“ sagte Frau Virginie mit etwas hochgezogenen Augenbrauen, „möchte ich Sie fragen, ob Sie auch die menschlichen Leidenschaften zu verbessern gedenken, zum Beispiel die Liebe oder den Haß.“

„Ganz gewiß,“ erklärte Stulter ohne Zögern und auch Anderselbst nickte dazu: „Mit einem Gewehr schießt man wirksamer als mit einem Flitzbogen. Reginald und ich sind vollkommen einer und derselben Meinung. Auch die sogenannten natürlichen Leidenschaften sind im Grunde verbraucht, überholt und wir werden auf dem Umwege über eine gesunde Philosophie der Technik zu einem viel

rationelleren und sogar gesünderen Wiederaufbau der Leidenschaften gelangen. Schon aus dem einfachen Grunde, weil sie ja gar nicht mehr vorhanden sind. Leidenschaft ist ja nur noch eine Fiktion zum Zwecke geschäftlichen Betruges.“

Frau Virginie sah ihren Mann an und sie stellte fest, daß er mit diesen merkwürdigen Äußerungen durchaus einverstanden war. So fügte sie nichts weiter hinzu und derart ging diese wunderliche astronomische Sitzung gegen 11 Uhr abends zu Ende.

Sainte Virginie l'Hospitalière (Allerseelen)

Scorpion-Kapitel

23. Oktober bis 22. November

Am 2. November kam Dr. Ludwig Stulter vom Kirchhof her. Vor Zeiten war sein Vater durch einen Unglücksfall am Allerseelentage gestorben. Im Columbarium hatte er die Urnen seiner Eltern aufgesucht. Nun schritt er rüstig seiner Beiz entgegen.

Das Wetter war fürchterlich, regnerisch und neblig, trotz des stürmischen Windes, der sich in den fast ganz menschenleeren Straßenschluchten verfieng. An den Kreuzungen geriet die Windströmung gegen sich selbst. Die kämpfenden Luftströme wirbelten sich dann in heulenden Zyklonen empor.

Wäre es um ein geringes ärger gewesen, so hätten die Winde angefangen den Häusern die Dächer abzuheben wie den Menschen die Hüte. Noch ein wenig ärger und die aufsteigenden Windhosen hätten begonnen, wie gespenstische Drillbohrer nicht mehr nur jeden Staub gleichsam pedantisch vom Pflaster abzuheben, sondern sie hätten begonnen, auch die Gräber aufzuwirbeln, sie wie am jüngsten Tag zu endgültiger Befriedigung der kämpfenden Werte aufzurufen.

Tuba mirum spargens sonum
Per sepulcro regionum
Coget omnes ante thronum.

Tuba dröhnend grausen Ton
Durch die Gräber Region
Rufet alle vor den Thron.

Jetzt wurden die großartigen dichterischen Gedankenketten des Dr. Stulter abgerissen, weil er knochenkannibalisch und gottserbärmlich, geradezu bettlerhaft zu frieren begann. Um in diesen peitschenden Stürmen von eisigen Tropfen und von Schneedomengraten weiterzuschreiten, ohne seine Philosophie zu verlieren, hätte man, wie die Eskimos, in Seehundsfellen eingehäutet sein müssen. Dr.

Ludwig Stulter, der es nur zu einem Wollmantel gebracht hatte, begann nun, völlig animalisch, jedes Licht, wo es auch immer aus dem teuflisch jagenden Dunste mit warmen Orangetönen hervorstach, als heimatlich zu empfinden.

Wärmer noch als alle andern Lichter war das Schild der Beiz 'Zum Großen Bären': im Wappen über der Tür standen die sieben hellblau glänzenden Lichtnägeln, deren Anordnung genau die Konstellation der Ursa Major wiedergab und zugleich das Gerüst zum Wappentier der Firma. So wie ein Versicherungsmathematiker sich eine dauernde, drohende Katastrophenstimmung wünscht, die er zu bannen und die Menschen davor zu retten vorgibt, so hätten alle Wirte dauernd ein solches Wetter brauchen können, das auch Abstinenzler auf den Gedanken bringen mochte, ausnahmsweise einmal einen Grog, Punsch oder Glühwein zu sich zu nehmen.

Umso erstaunlicher war es, daß Dr. Ludwig Stulter gerade dies eine Mal an der Beiztüre vorbeiging, vorbei, anderswohin, und dies eine Mal sogar die Verschwendung nicht scheute, ein Trambillet zu kaufen, teuer zu erstehen, um zu Nr. 113 der Nordoststraße emporzufahren. Als er an der Ecke seine Wohnung gewahr wurde, dachte er einen Augenblick daran, hinaufzugehen um telephonisch anzufragen, ob Dr. Anderselbst zu Hause sei. Dann scheute er aber doch die Mühe, die vielen Treppen hinaufzuklettern. Außerdem kostete ein Telephongespräch auch 20 Rappen, also nur 10 Rappen weniger als das Trambillet. Anderselbst mußte wohl zu einem Kongreß nach Genf, aber erst später, entsann er sich ziemlich genau.

Außerdem schien es Dr. Stulter jetzt instruktiv, unter die Menschen zu gehen. Selbst für einen Mann in den besten Jahren war es nicht ganz leicht, ins Innere der Trambahn zu gelangen. Soeben hatten die Geschäfte geschlossen und alle Menschen strebten nach Hause. Wegen des Stoßbetriebs stand an der Haupthaltestelle ein Ordnungsbeamter im Wirbelsturm der Winde und Menschen, der die Leute jeweils auf einen der drei Tramwagen verteilte. Dr. Ludwig Stulter kletterte mühsam hinauf, vereist unter den Vereisten, Mensch unter Menschen, gedrängt und gestoßen, im Grunde nicht gerne gesehen. Nur einem sehr kümmerlichen Wirtschaftstheoretiker wäre es dabei als Gewinn erschienen, daß er im Gedränge bis

zum Ende der Fahrt nicht dazu kam, sein Fahrgeld zu entrichten.

In einer großen Kehre hielt das Tram. Stulter mußte hier aussteigen, um zum Haus Urania zu gelangen. Hätte er nicht aussteigen mögen, so wäre er hinausgestoßen worden, denn ein ganzes Bündel von Menschen drängte hinter ihm aus dem Wagen. Wie Blätter im Wind stoben alle Leute auseinander, die das gleiche Ziel gehabt hatten wie er. Nur er stand noch da wie ein Fels, hob ein Zwanzig- und ein Zehnrappenstück hoch und winkte damit dem Schaffner verzweifelt, um ihm kund zu tun, daß er die Absicht habe, seinen Obolus für die Fahrt um jeden Preis zu begleichen, aber es war umsonst. Der Schaffner war im Innern des Wagens eingekeilt und er mußte das Zeichen zur Abfahrt geben, ohne ihm das Geld abnehmen zu können. Dr. Ludwig Stulter sah den Wagen anfahren und überlegte sich, ob er nicht ein Symbol unverbrüchlicher staatsbürgerlicher Akribie schaffen solle, indem er die 30 Rappen, die er hätte schuldig bleiben müssen, am nächsten Tage auf das Postscheckkonto der Straßenbahngesellschaft einzahlen sollte. Dies wäre doch wohl ein wahrhaft Pestalozzi'sches Beispiel der Volkserziehung zur Disziplin und Ehrlichkeit gewesen.

Derweilen aber schritt Dr. Stulter bereits dem Sturm entgegen, die wohlbekannte Straße entlang und diesmal fiel es ihm nicht ganz so schwer auf die Klingel zu drücken.

Wiederum dauerte es eine Weile, dann öffnete sich die Tür und Frau Virginie stand vor ihm, angetan mit einem Trainingsanzug, über den sie einen dressing-gown geworfen hatte.

„Ist Reginald zu Hause?“

„Nein, er ist doch zum Kongreß, ich glaube der Physiker und Astronomen nach Genf gefahren...“

„So, schon... wann?“

„Heute ganz früh, mit dem ersten Zug; aber komm doch herein, es zieht hier ganz unerträglich.“

Sobald die Tür geschlossen war, spürte Dr. Stulter, daß es wunderbar nach Wachs im Hause roch, überhaupt nach vergangenem Großreinemachen, was sehr anheimelnd wirkte nach dem wüsten Sturm draußen.

Frau Virginie merkte, wie er leise in der Luft herumschnüffelte.

„Ja,“ lachte sie, „wir Hausfrauen haben es nicht leicht, wenn wir unsere Pflichten erfüllen wollen. Sauber soll es sein, aber das Großreinemachen haben die Herren der Schöpfung nicht gern. Besonders oben mit dem Laboratorium und mit eurer Sternwarte ist es ein wahres Kreuz. Alles soll blitzblank sein, wie die Linsen an einem Mikroskop oder Teleskop, andererseits aber will der Herr Astronom niemals gestört sein. So habe ich denn heute morgen gleich seine Abreise benutzt, um sauber zu machen. Das kann auch leicht für den ganzen Winter gelten. Die Putzfrauen sind schon fort und es ist soweit alles wieder in Ordnung.“

Dabei war sie ihm voran geschritten und sie standen nun in der Bibliothek oder im Wohnzimmer. Ein ungeheurer Säuberungssturm mußte über diesen Raum hinweggefegt sein, denn man sah es den Bücherborden an, daß jeder Band einzeln herausgenommen und am Fensterbrett außen abgeklopft worden war. Es roch nicht mehr nach Bücherstaub, sondern nur noch nach Sauberkeit.

Auch Frau Virginie hatte sich offensichtlich nach der schweren Arbeit gesäubert, gebadet, sich mit einem Trainingsanzug angetan und sich als Strohwitwe über irgendein Buch hergemacht, das noch offen neben der Couch unter der großen Stehlampe lag. Sie sagte ihrem Vetter nicht, er möchte sie etwas entschuldigen, weil sie sich erst zurechtmachen müsse, sondern sie standen einfach voreinander. Inmitten all dieser wohlriechenden Wärme und Sauberkeit konnten sie beide nicht umhin, beinahe in vergangene Zeiten zurückzusinken.

Dr. Stulter sah seine Gastgeberin an, wie sie als Bienenkönigin ihren Korb so sauber geputzt hatte und nun schön gebadet und strahlend von gutem Gewissen vor ihm stand, offensichtlich nackt unter ihrem Trainingsanzug.

„Ich möcht Dich gern anfassen,“ dachte Ludwig Stulter.

„Du darfst es ruhig tun,“ dachte Virginie dagegen, und es fiel ihr schwer, sich ihm nicht entgegenzudrängen.

Dem Herrn Dr. Stulter kam es so vor, als hätte er einen Augenblick schielen müssen, weil er eine so große Lust verspürt hatte, sie anzufassen. Aber schon schielte er nicht mehr, sondern sagte, etwas heiser: „Es könnte uns schon so passen, hier den Amphitryon zu spielen...“

Später war Virginia sehr dankbar dafür, daß sie hier mit ihrem Vetter keine verwelkte Komödienszene aufgeführt hatte, obgleich sie in jenem Augenblick sich beleidigt fühlte, gleichsam wütend oder verstört, als habe man sie verhindert, ein gewisses brausendes Gefälle hinabzugleiten. Denn es macht den Menschen Vergnügen, sich herabstürzen zu lassen im Rausch der eigenen Leidenschaft, der eigenen sagt man, wie Wasser von Felsen zu Felsen, talab. Aber der Mensch ist kein Wasser und am Ende ist es niemals für ihn eine schöne Erinnerung, wie Ströme, der Schwere gemäß, nur bergab geflossen zu sein. Auch die Fische klettern, um zu laichen, bis hoch in die Berge. Ergaunerte Liebe ergibt nicht das Triumphgefühl, das wie Salz ist zu dieser seltsamen Speise.

„Ohne Gewalt, Raub und Mord gibt es keinen Genuß mit den Mädchen,“ dachte Dr. Ludwig Stulter.

Und Frau Virginia dachte dagegen: „Ich begreif' Dich schon, mein Junge!“

Als wären sie etwas müde von einer großen Expedition in ferne Lande, wo sie vieles erfahren hätten, setzten sie sich beide hin, unter den Lampenschirm. Frau Virginia auf die Couch, Dr. Stulter auf einen Stuhl gegenüber. Frau Virginia tippte mit dem Zeigefinger auf das offene Buch, in dem sie herumgeschmökert hatte: „Siehst Du, wie gut ich Dich verstehe. Gerade vorhin habe ich im Amphitryon gelesen, vielmehr in der Einleitung, von der ich weiß, daß sie Dir so gut gefällt.“

Stulter sah sie mit einem wunderbar schönen Blick an: „Aber doch nur deshalb, weil ich nicht die Absicht habe, mich lächerlich zu machen, indem ich die Rolle jenes indischen Gottes zu spielen suche?“

„Freilich, Stulterli, aber was nun?“

„Gar nichts mehr,“ erwiderte Stulter: „Immer fängt das Leben im Dunkel der Täler an, man steigt und steigt, man arbeitet sich empor, man gelangt zu einer höchsten Klippe, dann beginnt der Absturz und es kommt nichts mehr als der Abflug zu größeren Höhen. Virginchen, Du weißt ja ganz genau, wie gern ich Dich habe, wenn ich so sagen darf, aber wir dürfen uns doch nicht lächerlich machen.“

„Es wäre schade,“ sagte Virginie.

Stulter nahm den Molièreband vom Tisch und schlug die Seite auf, wo die Einleitung zum Amphitryon begann. Dann sagte er: „Hier steht: Die Fabel zum Amphitryon des Euripides, des Archippos, des Plautus, des Molière ist indischen Ursprungs, und es verlohnt sich auf die indische Sage zurückzugehen, die viel ursprünglicher ist...“

Frau Virginie wurde rot: „Wieso ist die indische Fassung viel ursprünglicher? Ich hatte nur den Eindruck, sie sei besonders krass, fast unanständig.“

Stulter war glücklich, daß sie auf sein Verfahren einging: „Das ist ganz einfach. Du weißt doch das Gespräch neulich, wo ich mit Anderselbst über das Verhältnis von Aischylos zu Euripides sprach. Wo wir feststellten, daß bei Aischylos die Tragödie von vornherein doppelbodig ist und die Welt der Götter neben der Welt der Menschen einhergeht. Bei Euripides dagegen tauchen die Götter, der deus ex machina, erst ganz zum Schluß als Notbehelf auf. Das ist nicht mehr ursprünglich, das ist kennzeichnend für eine spätere Zeit, die keine Religion mehr hat und die doch nicht ohne die Götter als technisches Hilfsmittel auskommt.“

„Ja,“ sagte Virginie, „Rex findet, bei Molière gehe der Abbau noch eine Stufe weiter als bei Euripides. Bei Molière käme nicht einmal mehr ein Gott als deus ex machina am Ende der Tragödie vor, sondern nur der roi soleil, der die Lösung bringt und als überlegener Schiedsrichter waltet.“

„Auch als göttlicher Ehebrecher,“ lächelte Stulter nun wieder in völlig unbefangener Heiterkeit, „denn Du weißt, bei Molière muß Amphitryon, der Gatte der Alkmene sich damit abfinden, daß Zeus seine Gestalt angenommen hat, um mit Alkmene den Herkules zu erzeugen. Es ist dies nichts weiter, als die von Molière einigermaßen liebedienerisch dargestellte Tragikomödie des Marquis von Montespan, der sich dareinfügen mußte, daß ihm der Sonnenkönig seine Marquise wegnahm, um sie zur Maîtresse zu erheben.“

Auch Virginie zeigte jetzt heiter und fast lustig ihre schönen Zähne: „Allerdings nicht gerade, um einen kleinen Herkules mit dieser Alkmene von Versailles zu erzeugen, denn die Kinder Ludwig

XIV. und der Montespan, ihrer sieben, waren ein mißbratenes Pack.“

„Das kann man wohl sagen,“ bestätigte Stulter. „Es ist eben nicht richtig, wenn Menschen und wären es auch sogenannte Sonnenkönige, die Götter plagieren. Es kommt dabei kein Herkules, sondern meistens ein einigermaßen trübseliger Bastard zustande. Es sind zwiespältige Wesen, keine Halbgötter als Vermittler zwischen dem Olymp und der flachen Erde, vielmehr Unglückliche, die nicht wissen, ob sie Prinzen von Geblüt sind oder halb rechtlose, unehe-liche Kinder.“ Dann nahm er wieder den Text der indischen Sage auf und fuhr fort:

Ein Inder, ein Mann von erstaunlicher Kraft, war beglückt mit einer ungewöhnlich schönen Frau. Er wurde eifersüchtig auf sie, schlug sie und ließ sie dann im Stich. Die Frau blieb vereinsamt. Irgendein Gott, keiner von den ganz großen, kein Brahma, kein Vishnu, kein Sib, nur ein Gott niederen Ranges, immerhin ein äußerst gewaltiges und übermächtiges Wesen im Vergleich zu den Menschen, sah nun dieses verlassene schöne Weib und gedachte, sich ihrer anzunehmen. Zu diesem Behufe nahm er die Gestalt des entschwundenen Gatten an und näherte sich ihr. Der verliebte Gott tat innig Abbitte bei seiner Frau, bringt sie dazu, ihm sein Unge-stüm zu verzeihen, er zeugt Kinder mit ihr und erscheint als der Herr des Hauses. Indes kehrt aber der reuige Gatte zurück und wirft sich zu Füßen seiner Frau, die er mehr liebt als je. Da er-scheint aber sein Doppelgänger, der ihn der Hochstapelei und der Zauberei bezichtigt und es kommt zu einem Prozeß vor den Rich-tern in der Stadt Benares. Der Vorsitzende ist ein hoher Brahmane, der sofort durchschaut, daß von den beiden Doppelgängern der eine ein Hahnrei und der andere ein Gott sein mußte...

Hier las Stulter nicht weiter, er wurde rot und bemerkte, daß Virginie gleichfalls errötete, dabei aber die Augen mit einem bösen Ausdruck niederschlug.

Scheinbar unvermittelt stand Ludwig Stulter auf und traf Anstal-ten, fortzugehen. Auch Virginie erhob sich und begleitete ihn in den Vorraum: „Willst Du jetzt fortgehen, bei dem Wetter und kurz vor dem Abendessen?“

„Das hat nichts zu sagen... auch bin ich ja bei Frau Büsy in voller

Pension und wenn ich einmal wegbleibe, wird mir das Abendbrot nicht abgerechnet.“

Er hatte seinen Regenmantel übergezogen und wollte gehen, da sah ihn Frau Virginie noch einmal ganz ruhig mit ihren Augen an, deren Iris schwarz wie Tollkirschen war: „Du verspürst also keine Lust, den unteren Gott zu spielen.“

Stulter sah sie an: „Roy ne puis, Duc ne daigne, Rohan suis. Wir sind doch keine Lakaïen, die im Vorzimmer dem Hausherrn eine lange Nase drehen.“

Merkwürdigerweise umarmten sich Virginie und Stulter in diesem Augenblick und während sie sich mit spitzen Lippen küßten, flossen ihnen die Tränen wie Wasser.

Dann öffnete Dr. Stulter die Tür und ging hinaus, mit schnellen Schritten zur Haltestelle der Straßenbahn. Seine Baskenmütze rollte er in der Manteltasche zusammen und ihm ging durch den Kopf, wie es im Augenblick nützlich war, daß ihn der Regen ins Gesicht schlug.

Wer hat den Spund gebohrt in die Dauben der Welt?

Arcitenens = Schütze-Kapitel

22. November bis 22. Dezember

An diesem Novembernachmittag schien sich Dr. Ludwig Stulter besonders aufgeräumt und munter zu fühlen, denn er erteilte der Serviertochter Lydus eine Belehrung, während er auf Dr. Anderselbst wartete: „Ja, wenn diese Beiz hier ‘Zum Großen Bären’ heißt oder eine andere ‘Zum Kropf’ oder ‘Zum Storchen’, so ist das nichts als eine Erinnerung an die Zeit, wo die Häuser in den Straßen jedes seinen eigenen Namen besaß, keine Nummern, sondern einen eigenen Namen, der gleichzeitig als Firmenschild für den Handwerker oder für den Wirt diente, der dort seinen Sitz hatte.“

Er wurde durch das Hereintreten seines Freundes unterbrochen.

„Was erläuterst Du da soeben unserer wackeren Jungfrau,“ erkundigte sich Anderselbst, während das Mädchen ihm den Mantel abnahm.

„Eigentlich habe ich ihr erklärt, warum ich mich nicht entschließen kann, einen Roman so zu schreiben, wie man es bisher gewohnt war oder vielmehr ich wollte es tun, bin aber nur dazu gelangt, ihr auseinanderzusetzen, daß früher alle Häuser der Stadt seltsame Eigennamen hatten wie heute nur noch die Beizen. Aber das hängt schon aufs Innigste mit dem Thema zusammen, denn es ist ja gerade die Zahl, die leidige Statistik, das Numerieren und exakte Bezeichnen aller Dinge und Zustände, das der freien Phantasie keinen Spielraum mehr läßt.“

„Was hast Du Dir da für eine neue Ausrede zurechtgemacht, um nicht zu arbeiten?“

„Keine Ausrede, sondern ein tief wissenschaftliches Bedenken. Da hatte ich einen Roman angefangen mit folgenden Worten: An einem wundervollen Januarnachmittage klomm Herr Dr. phil. Arnold Wiemschen, Musiker, Journalist und Dichter, auch Philosoph, eine Treppenstraße des Zürichbergs hinan, um seinen Jugendfreund,

den Gymnasiallehrer Herrn Dr. phil. Andreas Meyer in wichtigen Geschäften aufzusuchen. Genauer gesagt, er hatte die Absicht, ihn um Fr.112.50 anzupumpen...

Siehst Du, diese Zahl Fr.112.50, die ich zuerst nur scherzhaft hingeschrieben hatte, scheint sich nun zu einem Wendepunkt in meinem Leben zu gestalten, denn unversehens habe ich das Bedürfnis empfunden, sie zu begründen, das heißt mir eine Rechnung aufzustellen, so wie der uns beiden völlig unbekannte Dr. Wiemschen sie mit äußerst ernsthaftem Gesicht aufgebaut haben mußte, um sein Geldersuchen moralisch zu unterbauen. Fr.112.50! Was ist das wert? Offensichtlich ist es nicht möglich, diese Zahl in Waren auszudrücken oder in Mietpreisen oder überhaupt auf irgendeine Weise, wenn man sich nicht für das Jahr entscheidet, in dem die Handlung vor sich gehen soll. Nimmst Du zum Beispiel das Jahr 1850 oder das Jahr 1900 oder das Jahr 1913 oder das Jahr 1930, so wirst Du jedesmal einem völlig anderen Lebensindex gegenüberstehen und dementsprechend wird die gleiche Summe im Jahre 1850 ein sehr beträchtliches Darlehen darstellen, im Jahre 1950 dagegen wohl nur noch eine äußerst bescheidene Forderung.“

„Ich seh' schon, wo Du hinaus willst,“ lächelte Anderselbst: „Du willst sagen, daß man an der Rechnung, die dieser Summe entspricht, ohne weiteres wird feststellen können, in welchem Jahre die Handlung spielt, selbst wenn das Jahr gar nicht angegeben ist?“

„Ganz recht, und wenn der Dichter zum Beispiel das Jahr 1890 angibt, in Wahrheit aber unwillkürlich Preise und Zahlen des Jahres 1920 verwendet, ganz einfach, weil sie ihm vertraut sind, so wird man ihn ohne weiteres des Anachronismus zeihen können. Wir machen uns lustig darüber, wenn Shakespeare im Altertum Artillerie-salven lösen läßt, aber die spätere Zeit wird eine viel tiefere Form, eine viel feinere Form des Anachronismus erkennen. Wenn man im Jahre 1910 im Roman für ein paar Stiefel einen Preis zahlt, der erst im Jahre 1915 im Zusammenhang mit dem damaligen Weltkrieg üblich wurde, so wird man das ebenso als Anachronismus empfinden als würde erzählt, die Athener seien in Motorbooten zur sizilischen Expedition ausgefahren. Sobald mir dieser Gedanke gekommen war, ging mir der ganze ungenaue Romanbeginn wider

den Strich. Da soll das Wetter an jenem Januarnachmittag gegen 3 Uhr besonders schön, frühlingsmäßig und unzeitgemäß lau, aber stürmisch gewesen sein, wie normalerweise zur Zeit der Äquinoxien. Es gibt aber gewiß gemäß der Wetterstatistik eine ganze Anzahl von Jahren, wo dergleichen im ganzen Januar nicht vorgefallen ist. Und begehe ich gar die Unbedachtsamkeit, ein genaues Datum anzugeben, so könnte mir ein Kritiker aus der Wetterstatistik und ihren Annalen gar zu leicht nachweisen, daß es an diesem Nachmittage in Zürich gottserbärmlich geschneit hatte, mit einer Art von Glatt-eis auf allen Straßen, so daß Dr. Wiemschen, der wunderliche und für uns unverständliche Held dieser Geschichte sich gewissermaßen mit Schneeketten hätte ausrüsten müssen, um seinen Klettergang ohne Unfall durchzuführen.

In früheren Zeiten, da wars noch anders. Da konnte der Dichter noch im passenden Augenblick eine Sonnen- oder Mondfinsternis intervenieren lassen, ohne daß der erste, beste Astronom ihm sofort nachzurechnen imstande war, in dieser ganzen Epoche habe überhaupt kein solches Himmelsereignis stattgefunden. Um ein unglücklich verliebtes junges Weib erschütternd ums Leben zu bringen, war es ohne weiteres tunlich, in einer Neujahrsnacht fürchterlich heulende Schneestürme zu entfesseln und kein Rabulist konnte den Effekt verderben durch den Nachweis, in der fraglichen Nacht habe die Selbstmörderin sich bei mildfeuchtem Grippewetter höchstens den Schnupfen, niemals aber den Erstarrungstod durch Erfrieren zu ziehen können. Einer erdichteten Person durfte man eine große Besit-zung, ein Haus in einer bestimmten Straße andichten, eine Wohnung in einem bestimmten Hause. Kein Einwohnermeldeamt und kein Kataster konnte gegen diese Behauptung Zeugnis ablegen.

Vermochten sich auch Übeltäter, Zechpreller, Diebe, Mörder in jener längst versunkenen, unexakten, mystisch verschwimmenden Welt besser der gerechten Strafe zu entziehen? Ich glaube es kaum. Um uns herum geschieht so vieles, was Unrecht ist und ungesühnt bleibt, daß keine noch so strenge Zuordnung der Tatsachen, Dinge und Personen in Zeit und Raum das Spiel einer grausamen Will-kür ausschließen zu können scheint.“

„Ganz so neuartig, wie Du glaubst, mein lieber Stulter, scheint

mir Dein Gedanke denn doch nicht zu sein. Die Dichter haben das schon immer recht genau gefühlt. Daher lassen sie auch mit Vorliebe alle Daten weg. Man fängt an: Es war ein herrlicher Tag voller Kälte und Sonne..., dann weiß man schon, daß es Winter sein soll und man unterstellt sehr wohl auch andere Wintertage, aber man kann ohne weiteres annehmen daß kein Winter vorkommt, in dem nicht wenigstens einige Tage dieser Beschreibung entsprechen oder man sagt: An einem Sommerabend nach einem Gewitter. Du wirst mir schwerlich auch nur einen einzigen Sommer nachweisen können, wo diese Bedingungen nicht zutreffen würden.“

„Alles schön und gut, aber meine Bedenken gehen sehr viel weiter und tiefer. Die Revolution, die durch meinen Roman bestimmt die ganze Literatur beeinflussen wird, ist durch solche beschwichtigenden Überlegungen nicht mehr rückgängig zu machen. Es ist mir nämlich klar geworden, daß es sogar nichts nützen würde, alle Daten und genauen Örtlichkeiten fortzulassen und sich nur in ganz verschwommenen und nebelhaften Redensarten zu ergehen. Man wird doch zum Beispiel einmal zwei Menschen miteinander reden lassen und siehe da, schon wieder erweist sich meine neue Definition vom Anachronismus als eine unerbittliche Mausefalle, deren Tür schwupp! herabfällt und die Phantasie unerbittlich gefangen setzt. Nur wenn man in so allgemein gültigen Sätzen stecken bleibt wie... Siehst Du, Anderselbst, es ist mir nicht mehr möglich, auch nur den allereinfachsten Satz zu formulieren, der im Jahre 1900 ebenso hätte ausgesprochen werden können wie im Jahre 1930. In jedem Jahr, das Gott werden läßt, geschieht irgendetwas ganz besonderes: eine unerhörte Konjunktur oder ein Zusammenbruch der Börse oder ein Krieg oder eine weltbewegende Erfindung und dieses Ereignis wirkt für die Symbolik der Menschen wie ein Meteor, der in einen Teich fällt, so daß von ihm aus die Wellenkreise ausgehen. Das maßgebende Ereignis jedes Jahres bestimmt die Sprachsymbolik der Menschen. Sobald ich verrate, in welchem Jahre ein Gespräch geführt wird, bin ich auch genötigt, die betreffenden Menschen ganz bestimmte und errechenbare Aussagen, Gedankenblitze, Scherze, Urteile, philosophische Grundanschauungen hervorbringen zu lassen. Auch geistvolle, gelehrte und zum selbständigen Denken

geschulte Männer als da sind Schriftsteller, Sekundarlehrer, Journalisten und Universitätsprofessoren, Soziologen und Bankiers sprechen und denken verschieden, je nachdem Kriegszeiten sind oder Friedens-Prosperity herrscht, je nachdem Inflation oder Deflation, Krise oder Konjunktur im Anzuge ist, je nachdem die große weltpolitische Modewelle auf den kriegerischen, oder auf den pazifistischen Pol der Menschheitsseele zuströmt.“

„Du gibst das Stichwort ‘Mode’ und ‘Modewelle’. Dadurch gibst Du wieder einem übelwollenden Menschen die Handhabe zu behaupten, Du brächtest nur Binsenwahrheiten vor. Nimm Molière, den Du so gern anführst. In einer ganzen Reihe von Lustspielen hat er sich über Modetorheiten in der Sprache seiner Zeitgenossen im Benehmen der Höflinge lustig gemacht, aber es gibt doch auch ewige Formen, die nicht an einen ganz bestimmten Jahrgang des Weltgeschehens gebunden sind. Ich verstehe schon, was Du willst. Dir schwebt etwas vor wie eine Analogie zum Detektivroman. Wie dort angenommen wird, daß der Täter sich der logischen Verknüpfung des Geschehens auf keinen Fall entziehen kann, nimmst Du an, daß jede Handlung überhaupt in den Koordinaten von Zeit und Raum völlig lokalisiert sein muß. Das haben aber gerade die großen Dichter mit ihren ewig-gültigen Dingen durchbrochen.“

„Ebensogut könntest Du einen Roman schreiben mit einem Helden, der alles bewirkt, selbst aber völlig untastbar, unsichtbar, unhörbar, kurz gänzlich unvorhanden ist. Theoretisch kannst Du durch Abstraktion aller denkbaren Eigenschaften ein solches Nicht-Wesen konstruieren, dann ist aber völlig unmöglich, daß es seinerseits irgendwie in das Leben dramatisch eingreift. Genau so ist es bei einem Roman. Du kannst eine Romanhandlung, einen Menschen in einem Roman von allen Schlacken zeitlicher Art reinigen; dann kann er aber überhaupt nicht mehr in Erscheinung treten. Schon wenn Du Dich über irgendeine Mode oder Zeiterscheinung satirisch lustig machst, gibst Du mit aller Schärfe an, daß Du eben zur gleichen Epoche gehörst. Dieser Einwand ist so stichhaltig, daß selbst wenn es solche Übermenschen gäbe, sie eben wegen der Zeitlosigkeit ihrer Gedanken an keiner Handlung und an keinem Gespräch teilnehmen könnten. Mit ihren Äußerungen würden sie ständig aus dem

Rahmen fallen, sie würden immer wieder antworten, als hätten sie bei der Frage des Normalmenschen nicht zugehört. Weit davon entfernt, besonders überlegen und imponierend wirken zu wollen, müßten sie sich notwendigerweise in jeder Gesellschaft lächerlich ausnehmen, nicht viel anders als ein tauber Achtzigjähriger, der, wenn man ihn fragt, ob das Wetter nicht sehr schön sei, antwortet: „Ja, in seiner Jugend, da seien die Menschen noch viel kräftiger und gesünder gewesen als heutzutage...“

„Es genügt durchaus nicht, sich in guter Gesellschaft über Herkunft und Vermögen auszuweisen, um von den Menschen als ihresgleichen gewissermaßen adoptiert zu werden. Im Takt der Konversation muß man den Nachweis bringen, daß man auf die augenblickliche Konstellation, auf die Weltsekunde chronometrisch genau eingestellt ist. Manch ein Hochstapler kann eine unzureichende Herkunft sehr wohl vergessen machen, wenn er besonders gut und wirksam auf die historische Minute abgestimmt ist. Er ist in der Konversation dann nicht nur willkommen, er vermag führend zu werden.“

„Lucus a non lucendo. Diese ganze Lehre vom Zeitbestimmtsein jeder Äußerung hast Du, Unseliger, doch wohl gerade als Gegenbild zu Dir selbst ausgeheckt, da Du Dich ja sonst mit Vorliebe nur an den Antipoden Deiner Umgebung aufhältst.“

„Gewiß, aber um die Antipoden genau anzupeilen, muß man sehr wohl wissen und spüren, wo die Umwelt steht. Jedenfalls habe ich beschlossen, eine neue Form von Romanen zu schaffen, eine Art von Tagebuch. In einem Tagebuch, in jedem Tagebuch verfährt man ja ungefähr wie bei unserer Ideen-Statistik. Wo der Held sich aufhält, ist bekannt. Das Datum steht auch darüber, es ist also genau möglich, die Realität aller Dinge zu kontrollieren, aus denen sich die gesamte Schilderung eines Romans zusammensetzt. Nimm irgendeine Erzählung. Sie wird vielleicht ganz so beginnen, wie mein Roman von Dr. Wiemschen. Der Held betritt die Wohnung seines Freundes und kaum hat er sich dort seit 5 Minuten aufgehalten, als ein unbestimmtes Geräusch ertönt und das Dienstmädchen totenblaß hereinstürzt, um stotternd und atemlos mitzuteilen, daß ein Mord geschehen ist und zwar ein Mord an der Schauspielerin Rosa-

linda von Tubalewsky, die gerade auf der Durchreise nach Rio de Janeiro hier für einen Tag zu Gast weilte...

Künftighin soll dergleichen völlig unmöglich sein, denn es läßt sich nachweisen, daß an diesem Tage in Zürich und in der ganzen Schweiz kein Mord stattgefunden hat. Du hast dieses ganze Verfahren vorhin mit dem Detektivroman verglichen; nicht völlig zu Unrecht. Tatsächlich läuft das Ganze darauf hinaus, daß ich ein sehr engmaschiges Koordinatensystem in Raum und Zeit einführe, welches die Phantasie, wenn ich so sagen darf, nicht mehr frei hindurchranken läßt. Hierdurch wird der schöpferische Geist des Menschen in neue Bahnen gelenkt, er kann sich nicht mehr daran genügen, die Vergangenheit zu vergewaltigen oder zu ignorieren. Vermutlich wird er dadurch genötigt, sich auf die Zukunft umzustellen. Diese Gedanken sollten Dir jedoch sehr willkommen sein, wo Du doch ganz überwiegend Physiker und Naturwissenschaftler bist. Stell' Dir vor, daß eine einzige Bestandsaufnahme der tatsächlichen Verteilung aller Dinge in einem bestimmten welthistorischen Augenblick Streitigkeiten über ganze entscheidende Perioden der Weltgeschichte unmittelbar illusorisch machen würde.“

„Man muß schon ein solcher Phantast sein wie Du,“ rief Dr. Reginald Anderselbst, „um derart gegen die freie Phantasie zu wüten.“

Damit stand er auf, denn er hatte bemerkt, daß es höchste Zeit war, vor Ladenschluß noch einige Einkäufe zu erledigen.

„Ich bleibe noch etwas hier,“ ließ sich Dr. Stulter vernehmen. „Gib mir bitte noch einen Franken, denn ich muß Zehnermarken kaufen und die zahl' ich immer bar.“

„Wie war es doch in Deinem Roman? Fr.112.50, wenn ich nicht irre,“ meinte Dr. Anderselbst, holte sein Portemonnaie hervor und fand dort ein Zweifrankenstein, das er auf den Tisch legte. Dann nahm er Abschied und ging hinaus, während Dr. Stulter anfang, einen Plan auszuarbeiten, wie nach seinen neuen Gedanken der Roman dieser 'Beiz zum Großen Bären' oder der Roman einer Bank oder der Roman einer großen Fabrik oder einer Stadt zu schreiben wäre.

Gerade jetzt bekam er eine hoch willkommene Illustration zu dieser Arbeit. Es war Essenszeit geworden. Man brauchte den Tisch,

an dem er saß, für drei Menschen, die zum Abendbrot gekommen waren.

Dr. Stulter merkte wohl, daß Lydus ihn hier gerne forthaten wollte. So stand er auf und suchte einen andern Platz. Drüben der runde Tisch, wo nicht gegessen, sondern nur Chorus gesungen wurde, war noch völlig unbesetzt. So ging er hinüber und begann dort, seinen neuen Überlegungen nachzugehen. Er konnte beobachten, wie töricht es gewesen wäre, zu dieser Abendstunde eine willkürliche Handlung hierher in diese Beiz zu verlegen. Das Personal hatte schon gegessen. Jetzt kamen Gäste, um zu speisen, sogar hier in diesem Lokal war es zu dieser Stunde fast ungehörig, Alkohol zu vertilgen. Jetzt war Essenszeit und gerade der runde Tisch war vereinsamt, an dem nur getrunken wurde. Dementsprechend mußte also jeder gute Roman eingerichtet sein. In allen Quartieren, wo Kaufleute, kaufmännisches Personal und Beamte zu Hause waren, konnte der Wanderer in einem Roman um sechs Uhr früh noch völlig einsam durch die Straßen gehen, nur die Straßenbeleuchtung brannte, die Häuser waren noch dunkel und wenn der Himmel frei war, leuchteten noch die Sterne, soweit es die Straßenbeleuchtung erlaubte. Dann, kurz vor sieben, besternteten sich alle Häuserfronten, so daß darüber die Sterne in Vergessenheit geraten mußten und dann begannen, vor acht Uhr, die Menschen zu ihrer Arbeit zu gehen oder zu fahren. Auf den Bürgersteigen wurde der Schlenderer störend, in den Straßenbahnen wurde das Mitfahren zum Existenzkampf. Bald nach acht Uhr änderte sich die Lage wieder. Bis gegen neun waren es wiederum nur Chefs und vornehmere Leute, die sich zur Arbeit begaben. Wenige also. Dann verebbte der Verkehr allgemein. Gegen neun kamen die Zeitungen auf die Straße, gegen zehn waren nur noch Taugenichtse und Handelsreisende zu erblicken. Gegen elf war es, sofern man nicht zu einer Geschäftsbesprechung zusammenkommen wollte, fast ein Verbrechen, in der Beiz zu sitzen. Kurz vor zwölf setzt dann wieder der Stoßverkehr ein. Von neuem war es ein Stück 'struggle for life' mit der Straßenbahn mitzufahren. Die Alkoholiker verschwanden, die Beizen füllten sich mit Essenden und bis gegen Abend war es nun wieder ein Geständnis der Nichtsnutzigkeit, wenn man in einem Lokal saß und Bier oder Wein trank.

So setzten sich die Spielregeln einer Art von Werk-Religion und von Arbeitsethik auch in dieser Beiz durch, wo man eigentlich nichts anderes tun konnte als Alkohol trinken, Karten spielen und den Klatsch betreiben, den die Männer dadurch rechtfertigen, daß sie sich einbilden, dabei ihre Geschäfte zu fördern. Aber das stellte einen kleinen Ausschnitt vom Ganzen dar, denn die Beiz insgesamt war ja nur ein winziger Reflex der Arbeitszeiten der Fabrikwelt, die sich auch im Straßenverkehr, in seinen Stoßzeiten und leerlaufenden Stunden genauso widerspiegelte. Wie das Leben des Jahres, seine Ebben und Fluten, sein Sommer und Winter, sein Frühling und Herbst, das Kreuz von Aries, Cancer, Libra und Capricornus sich im Leben der Städte widerspiegelt. Gab es da überhaupt eine Lücke? Das Einkommen bestimmte das Wohnquartier, die Tätigkeit den Wohnort, das Datum den Arbeitstag und die Ferien, die Witterung die gute oder schlechte Laune, die Jahreszeit die Brunst und den Tod...

In diesem Augenblick, wo Dr. Ludwig Stulter die Vision eines unerträglich engmaschigen Gitters hatte, in dem jeder Mensch unerbittlich in den beiden Koordinaten von Raum und Zeit, in einer ganz bestimmten Kurve geführt wird, wurde ihm seltsam zu Mute. Er hatte einmal mehr das Abendessen versäumt, es war ein Viertel nach acht Uhr geworden. Nun wurden die Eßtische wieder frei und durch die Tür strömten die Herren und Damen des Gesangsvereins herein, deren Tisch er ganz alleine innehatte und die Verworfenheit seiner Lebensführung konnte wie in einer graphischen Kurve daran abgemessen werden, daß er nun wiederum vom runden Tisch an seinen eigentlichen Stammtisch hinübersiedeln mußte, der inzwischen wieder abgeräumt und freigeworden war.

Dr. Ludwig Stulter trank noch einen Römer Burgunder und geriet nun in eine seltsam-aufsässige Stimmung. Er überlegte sich, was daraus erfolge, daß der Mensch als Schar, als Gruppe, als Menge, als Haufen, als Masse diesen unerbittlichen Gezeiten, diesem unwiderstehlichen Rhythmus unterworfen war. Man pflegte zu sagen, als Ventil seien die Ferien da, aber Dr. Ludwig Stulter hatte darüber seine eigene Meinung und ihm kam vor, als führe dieses Übermaß von Rhythmus unwillkürlich dazu, Gegengezeiten zu ersehnen.

Oder weniger poetisch ausgesprochen, zur Ansammlung und zur Aufstauung von Gegenkräften zu führen, die dann in einem gegebenen Augenblick das bestehende Netz von Gegebenheiten und Selbstverständlichkeiten grundsätzlich durchbrechen.

Durch diese Überlegungen fühlte sich Dr. Ludwig Stulter völlig mit all den Leuten versöhnt, mit denen er sonst so gar keine Fühlung, zu denen er sonst gar keine Beziehung zu haben schien. Er hatte den Instinkt, diesen Rhythmus grundsätzlich und täglich zu durchbrechen und zwar ganz bewußt in der Erinnerung daran, daß, wenn ein Mensch in seiner Badewanne gleichmäßig hin- und herschaukelt, schon nach kurzer Zeit der Augenblick eintritt, wo das Wasser an Kopf- und Fußende zugleich über die Ränder schwappt, ganz so, wie gerade die größten Zugbrücken aus den Angeln gehoben werden, wenn eine Kompanie Soldaten im Gleichschritt darübergeht. Nicht nur zu seiner eigenen, sondern zur allgemeinen Gesundheit hatte er daher das Bedürfnis, den Rhythmus der Massen ständig zu durchbrechen und die Antipoden des jeweiligen Massengefühls aufzusuchen. Zugleich aber lag es ihm völlig fern, sich nun einzubilden, als würden all diese Menschen, die scheinbar willenlos mit den großen Gezeiten des Verkehrs im Tag und im Jahre mitgingen, zur Strafe dafür zu einer gehorsamen Hammelherde herabsinken. Ganz im Gegenteil spürte er überdeutlich und mit einer aufsteigenden, gewaltigen Angst, daß sie sich für diesen scheinbar herdenhaften und willenlosen Gehorsam fürchterlich rächen würden, in dem aus der allzugroßen Einhelligkeit ihrer Bewegungszeiten unmittelbar das hervorzubrechen drohte, was man bei den Termiten den Schwarmflug nennt, bei den Menschen aber – die Revolution...

Es war derweilen etwas nach halb zehn geworden. Dr. Stulter stand auf, winkte die wackere Lydus heran und bestellte noch zehn Zehnermarken bei ihr, die er bar bezahlte.

Während das Mädchen sie holte, zog er seinen Mantel an. Dann ging er hinaus und von diesem Augenblick an hat niemals mehr jemand etwas von Dr. Ludwig Stulter gesehen oder vernommen. Wer hat den Spund gebohrt in die Dauben der Welt? Wie kommt es, daß trotz der ungeheuren Dichte und Enge des Netzes an Feststellungen und an Statistik mit denen unser Leben eingehegt ist,

jederzeit wieder nicht nur ein Mensch, sondern ganze Heere von Menschen spurlos verschwinden können? Während an der andern Grenze, an der Schwelle der Zeugung, aus dem Nichts, aus der spielerischen Willkür, die wir Liebesschicksal nennen, ebensolche Heere von völlig unvorherberechenbaren Gestalten in die Wirklichkeit steigen?

An jenem Abend wunderte sich Frau Büsy noch nicht darüber, daß Dr. Ludwig Stulter beim Abendbrot ausblieb, höchstens war sie etwas beunruhigt, denn sie wollte ins Kino gehen und da er außer dem Schlüssel zu seiner Dachstube im Dienstmädchengeschoß auch noch den Yaleschlüssel zu ihrer Wohnung hatte, bangte ihr, er möchte verspätet und leidlich beschwipst eindringen, um nachträglich sein Abendbrot zu verlangen. So stellte sie ihm vorsorglich einen Imbiß ins Zimmer und ging ins Kino Imperial, wo der Film 'Der Unsichtbare' gegeben wurde.

Etwas nach elf kam Frau Büsy nach Hause und stellte mit Befriedigung fest, daß keinerlei Störung vorgefallen zu sein schien. Hätte sie das gewußt, so würde sie vermutlich noch in ihrem Tearoom nach dem Kino etwas zu sich genommen haben. So ging sie nun beruhigt zu Bett.

Am nächsten Morgen begann, wie jeden Morgen, den Gott werden ließ, das Tagwerk für Frau Büsy und für ihre zwei Dienstmädchen bereits früh am Tage, denn mehrere ihrer Untermiete_r kamen schon ein Viertel nach sechs Uhr zum Frühstück ins Eßzimmer, dann setzt ein Stoßbetrieb ein etwa um halb acht. Dann ebte der Zudrang zum Frühstückstisch gegen acht Uhr morgens sehr schnell ab; ungefähr als der Zweit- oder Dritttletzte pflegte Herr Dr. Ludwig Stulter seinen Morgenkaffee einzunehmen, ca. um acht Uhr, um sich hernach für ungefähr vier Stunden an seine Schreibmaschine zu setzen, so gut wie irgendein großer Komponist an sein Klavier.

Fast zur gleichen Zeit wie Dr. Stulter kam meist ein Welscher herunter, er hieß Grossenbacher und hatte jahrelang als Torwart welsche Fußballmannschaften erfolgreich gegen die Ostschweiz vertreten. Nun war er hier in Zürich angestellt als Spezialist für die unvergleichlich feinen Stahlfedern, die in den Armbanduhren benötigt werden und darüber hinaus hatte ihn die dauernde Beobach-

tung dieser winzigen Schneckengebilde eine unausrottbare Leidenschaft für surrealistische Kunstformen erwerben lassen. Dieser welsche Herr Grossenbacher sah nun mit skeptischem Blick zu Frau Büsy hin, denn es war jetzt schon ein Viertel nach acht Uhr, auch er kam nun nur noch mit Verspätung zu seiner Arbeit und von Dr. Ludwig Stulter war noch immer nichts zu gewahren.

Das Frühstückszimmer wurde ausgeräumt, es wurde neun, es wurde zehn Uhr morgens, Frau Büsy schickte das Dienstmädchen hinauf. Dabei fiel ihr ein, daß Dr. Stulter sie schon wiederholt geneckt hatte, gute Dienstmädchen nenne man doch Perlen und sie wechsle ihre Mädchen derart häufig, daß sie für sein dichterisches Auge schon mit einem ganzen Perlenkollier daher wandle.

Nach einer Weile kam das Mädchen wieder herunter und meldete, Herr Dr. Stulter habe offensichtlich nicht übernachtet, die Stube, das Bett seien ganz unberührt. Für sie war an jenem Morgen ein Zimmer, das Zimmer Nr.13 der Pension, weniger aufzuräumen.

Ab zwölf Uhr konnte man bei Frau Büsy zu Mittag essen. Dr. Ludwig Stulter pflegte kurz vor halb eins zu kommen, um die Radioberichte mitanzuhören. Er kam nicht, auch nicht kurz vor eins, um sich wie üblich unter faulen Witzen bei seinen Tischnachbarn zu erkundigen, was derweilen im Radio durchgegeben worden sei. Auch um ein Uhr war Dr. Ludwig Stulter noch nicht daheim. Um halb zwei räumte Frau Büsy immer ab, um in Ruhe ihre Patienten über Schicksal und Weltgeschichte legen zu können. Stattdessen ging sie nun ans Telephon und rief die Adressen an, die sie kannte und zwar mit dem ganz richtigen Instinkt einer Pensionsmutter, wenn es sich um einen alten Mieter handelt, rief sie zuerst im archäologischen Verein an, wo Dr. Stulter eifriger Leser war. Dort hatte man von diesem schwierigen Bibliophilen seit zwei Tagen nichts gesehen.

Sodann rief Frau Büsy bei Dr. Reginald Anderselbst an, weil sie ihn als einen nachsichtigen und verschwiegenen Freund ihres schuldhaften Untermieters kannte. Dr. Anderselbst war sogleich persönlich am Telefon, er war mit Dr. Stulter am Tag vorher zusammengesessen. Vermutlich hatte Dr. Stulter eine kleine Reise unternommen. Er wußte von nichts. Er sorgte sich auch nicht.

Drittens entschloß sich Frau Büsy, die Beiz 'Zum Großen Bären'

anzurufen. Das hatte sie übrigens noch nie getan und auch die Saal-
tochter Lydus war einigermaßen befremdet, eine völlig unbekannte
Frauenstimme zu hören... „Nein, Dr. Stulter sei nicht hier...Nein...
Und darüber wisse sie nicht Bescheid...“

So verging der Nachmittag.

Dr. Stulter kam nicht zum Nachtessen.

Am nächsten Morgen kam er wiederum nicht zum Frühstück
und sein Zimmer brauchte wieder nicht aufgeräumt zu werden.

Zu Mittag war er nicht da, man hätte also nicht für ihn zu kochen
brauchen und seine Teller brauchten nicht abgewaschen zu werden.

Das Abendessen verlief ebenso negativ.

Als sie ihr Grammophon abgestellt hatte, gegen zehn Uhr, und
dann zu Bett ging, begann Frau Büsy allmählich unruhig zu werden.
Schon bei den Nachrichten hatte sie unwillkürlich erwartet, es wür-
den irgendwelche Polizeinachrichten hinzugefügt werden: Ver-
schwunden und vermißt werde mit folgendem Steckbrief, etwa 1.70
groß, eher schlank...

Und wie nun im Radio nichts gekommen war und sie gegen zehn
Uhr zu Bette ging, begann Frau Büsy Angst zu bekommen: es
könnte auf einmal an der Wohnungstür ein Geräusch entstehen,
wie von einem unsicheren, krankhaften oder betrunkenen Menschen,
der den Schlüssel hat, aber das Schlüsselloch nicht findet und der
nun hineindringt, herandringt, ohne ein Recht dazu zu haben...

Oder aber es wäre noch viel schlimmer und der Mann wäre irgend-
wo verunglückt und nun würden die derben Leute von der Polizei
klingeln und an die Tür trommeln, um nachzuforschen in der Woh-
nung, wo der Verunglückte vordem gehaust hatte.

Darüber hinaus gab es noch eine ungewohnte Spießenangst, die
über Frau Büsy daherwehte wie ein kalter Hauch und von der sie
sich gar keine Vorstellung geben mochte, was noch alles aus dem
an sich doch so guten Zahler Dr. Ludwig Stulter geworden sein
mochte.

So ging die Nacht dahin.

Der nächste Tag.

Der übernächste Tag.

„Gut Ding will Weile haben. Gute Weine müssen lange lagern.

Vergrabene Leichen müssen auch lange unter der Scholle liegen, eh' sie wieder wie Gespenster zu Tage treten...“

So verging noch ein Tag. Und Frau Büsy hätte sich noch immer nicht getraut, neuerliche Maßnahmen anzubahnen. Jetzt aber telefonierte Dr. Reginald Anderselbst seinerseits und höchst persönlich bei Frau Büsy in ihrer Pension an und zwar bereits um sieben Uhr morgens, weil er da ganz gewiß war, sie anzutreffen.

Die Wirtin machte sich Sorgen wegen ihres langjährigen Pensionärs, dann begann sie weitläufig darüber zu reden, daß sie nicht wisse, wie sie sich mit dem Essen verhalten solle. Dr. Stulter zahle es schließlich. Sie bereite ihm jede Mahlzeit vor, weil er doch von Augenblick zu Augenblick wiederkommen könne. Wenn er aber längere Zeit verreist gewesen sei, werde er vielleicht einen Abzug machen wollen. Darauf könne sich dann nicht einlassen und überhaupt mache sie sich so schwere Gedanken, daß sie wegen Dr. Stulter schlaflose Nächte habe.

Dr. Anderselbst versuchte sie zu beruhigen und kündigte ihr seinen Besuch für den Nachmittag an. Er kam um drei Uhr und sie ließ ihn ohne weiteres in das Zimmer des Vermißten ein. In der Schreibmaschine war ein Blatt eingespannt mit wunderlichen Notizen. Das Datum zeigte, daß sie von dem Tage stammten, an dem die beiden Freunde gemeinsam noch einmal in der Beiz gegessen hatten; es stand zu lesen: 'Es ist unermesslich gleichgültig, ob man lebt. Ich glaube, wenn von den Menschen, an denen ich doch sozusagen hänge, jemand verschwände, würde ich vergessen, mich zu erkundigen, was aus ihm geworden ist. Vielleicht stirbt man immer an Einsamkeit.'

Dann folgte, wie es bei Dr. Stulter häufig war, ein Gedicht:

Starb ich an Einsamkeit?

Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn aus der Engel
Ordnungen? und gesetzt selbst es nähme

Einer mich plötzlich ans Herz, ich verginge von seinem
Stärkeren Dasein. Denn das Schöne ist nichts

Als des Schrecklichen Anfang, den wir noch gerade ertragen
Und wir bewundern es so, weil es gelassen verschmäh't,

Uns zu zerstören. Ein jeder Engel ist schrecklich.

R.M. Rilke, Duineser Elegie 1, V. 1-7

Wer, wenn ich schrie, hörte mich in der Menschen
Ordnungen? Stumm wie den Fischen der Mensch
Bin ich den Menschen.

Woher ward ich geboren, da mir graut,
Beim Menschen auch zu welken, wie sichs ziemt?
Es reden wohl die Bäume miteinander,
Und küssen sich mit ihrer Blüten Hauch.
Wir aber, wir vernehmen nur Geräusch.
Wie Meeresbranden dröhnt uns ihre Klugheit.

So scheiden wir in Liebe von den Menschen.
Um seinetwillen sind wir keine Menschen mehr...
So wie die Pflanze, jenseits aller Siege,
In Stille aufblüht und im Donner schlummert,
So blühen wir Menschen jenseits dieser Leute.
Und selbst ihr Leiden ist uns nicht gemeinsam...

Wir zeugen nicht, wo dieser Mensch gebiert.
Wir sterben nicht, wo er das Sterben fürchtet.
Wir lieben nicht, wo er zu lieben wähnt...
Wo er verachtet, ehren wir zutiefst.
Wir atmen Blumen, deren Duft er ganz verkennt.
Wir schmecken Freuden, die er nie gelernt.

Wer, wenn ich schrie, hörte mich in der Leute
Ordnungen? Stumm wie den Fischen der Mensch
Bin ich den Menschen.
Sie plaudern wohl im Dunkeln miteinander
Und beißen sich wie Früchte tief im Kuß..

Ich hör und lausche
Am Wort vorbei und seh die Wurzel,
Die schwarze Wurzel aller Farben nur...

Ich küsse leibhaftig,
Was noch nicht ist an Fleisch und Ruhm...

Bin ich ein Engel, Krieger eigner Zeit?
Nur weil ihr euch vergafft habt in der Knechte Angst,
Weil ihr verliebt,
Verfallen seid dem törichten Erstaunen
Bin ich euch fremd und störe eure Lust...

So wie die Pflanze allen Tieren
Zum Teppich wird,
So wie das Tier die Pflanze hegt und ihr
Zum Kuppler wird,
So hegen wir,
Den Leuten fremd und gram,
Des Übermenschen Keuschheit, Geist und Samen...

Starb ich an Einsamkeit?
Konnt ichs erharren,
Daß mir Gespielen wüchsen aus dem All?

Neben der Maschine lag das dicke Heft mit Pappdeckeln, in welches Stulter seine Notizen einzutragen pflegte. Anderselbst öffnete es und fand darin ein wunderliches Dokument: 'Von meiner Unwirtschaftlichkeit und von meiner Ausbeutung der Menschen.' In langen Kolumnen war Buch geführt über Stulters seltsame Beziehung zum 'Großen Bären'. Rechts waren die Summen angegeben, die Stulter für seinen Alkoholverbrauch gezahlt hatte und diese Rechnung erinnerte einigermaßen an die Zusammenstellung, die in Shakespeares Heinrich IV. dem tapferen und redlichen Sir John Falstaff aus der Tasche gezogen wird und in der für Brot nur einmal ein halber Penny angerechnet ist.

Auch bei Stulter war es das Eigentümliche, daß er in allen Dingen äußerst sparsam und geradezu geizig war, außer im Alkoholverbrauch. Und auch in diesem Punkte zeigte diese über Jahre laufende, pedantische Aufstellung, daß er seine Vergeudung gewissenhaft zu

rechtfertigen suchte. Die Bilanz ging über 7 Jahre. Das sind 84 Monate und angenommen war eine monatliche Durchschnittszechte von 89 Franken. Das ergab also Fr. 7,476. Auf der linken Seite aber war eine Gegenrechnung aufgestellt, wie sie nur einem sehr wunderlichen Kopfe entspringen konnte. Von Zeit zu Zeit fand sich in jedem Monat zwei- oder dreimal der Name von Menschen eingetragen, mit denen sich Stulter unterhalten hatte, unter vielen anderen Dr. Moinneau, 'Die Sonnenblume', der Hollywooder, der Afrikaschweizer, Dr. von Barski usw. Offenbar waren in Ludwig Stulters großer Bilanz diese Gespräche als Haben eingetragen und es war eine Summe verzeichnet, welcher das betreffende Gespräch, das Interview entsprechen sollte. Jedesmal etwa Fr. 2,000,-, mit der Begründung, daß Dr. Stulter den betreffenden Menschen in diesem einen Gespräch ausgeleert und erschöpft hatte und er aus dieser Gestalt ein Buch oder einen Film würde machen können, der ihm 'unter Brüdern' diese Summe eintragen müßte. So kam es, daß im Abschluß die Haben-Seite dieser Bilanz einige 30,000 Franken betrug und daher die Soll-Seite um etwa das Vierfache überstieg.

Anderselbst packte das Schreibmaschinenblatt und das Notizheft in seine Mappe, gab der Frau Büsy darüber eine Quittung und begab sich auf die Kantonspolizei, um Bericht zu erstatten und eine Fahndung zu veranlassen.

„Dr. Ludwig Stulter?“ fragte der Beamte, er könne sich noch von der Verhaftung her auf den Namen besinnen und ließ die Akten suchen, während er dem Bericht des Dr. Anderselbst zuhörte.

„Wie lange ist Dr. Stulter abwesend oder vermißt?“ fragte er. „Vier Tage? Das genügt wohl kaum und ich würde Ihnen dringend anraten, etwas zuzuwarten. Wie wir den Mann kennen, pardon, den Herrn kennen, kann man ihm sehr wohl zutrauen, daß er einfach irgendwohin verreist ist, sans crier gard. Oder hat er irgend etwas hinterlassen, was auf Selbstmord schließen läßt?“

Anderselbst öffnete seine Tasche: „Hier sind zwei Stücke, die ich im Beisein seiner Zimmerwirtin, Frau Büsy, an mich genommen habe. Wenn ich nicht irre, ist bei Dr. Huber, unserem gemeinsamen Rechtsanwalt, ein Testament hinterlegt.“

„Hatte Dr. Ludwig Stulter Vermögen?“ fragte der Beamte.

„Nicht das ich wüßte,“ antwortete Dr. Anderselbst gleichsam wehmütig lächelnd, „wohl aber hinterläßt er beträchtliches, literarisches Material und ich nehme an, daß dieser Stoff mir im Testament übertragen wird, damit ich es aufhebe und tunlichst verarbeite und zur Geltung bringe.“

Ohne zu antworten vertiefte sich der Beamte nun in die Lektüre der Schreibmaschinenseiten. Schon der einleitende Prosatext ließ ihn den Kopf schütteln, das Gedicht las er mit tiefer Skepsis durch, derweilen brachte ein Beamter die Akte Dr. Ludwig Stulter herbei. Der Kommissar schob sie etwas beiseite und begann in Stulter's Bilanz seiner 7 Jahre im 'Großen Bären' herumzublättern.

Nach einigen Minuten klappte er das Heft zu und wandte sich von neuem an Dr. Anderselbst: „Was halten Sie von dieser merkwürdigen Buchführung? Glauben Sie nicht, daß darin gewisse Anzeichen von Geistesstörung zu erkennen sind?“

„Vom literarischen Standpunkte aus gesehen möchte ich das stark bezweifeln, Herr Kommissar.“

„Vom literarischen Standpunkte vielleicht,“ beharrte der Beamte bei seinem Verdacht, „aber vom Standpunkte des normalen Menschen könnte man möglicherweise doch auf den Gedanken kommen, daß in dieser Aufstellung der Grund zu einem Selbstmord verschleiert angegeben ist. Sie sehen doch, das Ganze ist wie die Karikatur einer kaufmännischen Bilanz aufgezogen, dabei ist eine relativ hohe Summe auf der Plus-Seite herausgerechnet. Auf deutsch gesagt, es wird getan, als habe Dr. Stulter in 7 Jahren mit Romanen und Filmdrehbüchern über 30,000 Franken eingenommen. Stimmt das?“

„Nein,“ gab Dr. Anderselbst zu.

„Dann könnte man beinahe auf den Gedanken eines Betrugsversuches kommen,“ versetzte der Beamte. „Halten Sie es für möglich, daß Dr. Stulter diese Aufstellung irgendwo vorgewiesen hat, um den Eindruck beträchtlicher Einnahmen zu erwecken und sich dadurch Kredit zu verschaffen?“

Dr. Anderselbst lächelte: „Dann würde Dr. Stulter die Belastungsseite anders ausgefüllt haben, nicht in dieser kompromittierenden Weise, wo überhaupt nur Alkoholposten aufgezählt sind, damit kann man doch kein Vertrauen einfangen, da hätte er schon Unterhalts-

verpflichtungen für debile Anverwandte oder dergleichen aufzählen müssen. Das hätte sich besser ausgenommen. Meinen Sie etwa, Herr Kommissar, daß er damit seinen Kredit in der Beiz 'Zum Großen Bären' hätte steigern wollen?"

Anderselbst sah den Beamten erwartungsvoll an, aber dieser antwortete nicht und zuckte mit keiner Wimper. Anderselbst bekam nicht heraus, ob er über Stulters Doppelleben in der Beiz 'Zum Großen Bären' irgendeine Kontrolle geführt hatte.

„Wollen Sie diese beiden Stücke vorläufig zu den Akten geben?“ fragte der Beamte. „Ich kann sie in Empfang nehmen, aber gerade auf Grund Ihrer Kenntnisnahme möchte ich Ihnen anraten, noch einige Tage zuzuwarten und den Verschollenen, wenn wir so sagen wollen, noch nicht durch den Rundspruch suchen lassen.“

Als Dr. Anderselbst hinausgegangen war, überlegte der Kommissar noch eine Weile, ob am Testament und am ganzen Nachlaß irgend etwas dran sein könne, was irgend jemand zur Ermordung, zur Beseitigung des Verschollenen veranlaßt haben könne; nach dem Inhalt der beiden Stücke, die er nun in die Akte legte, schien ihm das von seinem literarischen Laienstandpunkte aus kaum wahrscheinlich, kaum zu vermuten.

Dr. Anderselbst nahm die Bahn, um auf den Zürichberg zu seiner Nr.113 hinaufzufahren. Er sah sich die Menschen an, die mit ihm im Wagen fuhren und nun kam ihm der Gedanke, daß er Dr. Stulters Erbe würde antreten sollen, fast so seltsam vor wie vorhin dem Kriminalkommissar. Im Geiste sah er Stulters Pappschachteln mit den vielen erfolglosen Manuskripten und verworrenen Notizen, er sah die Schachtel, auf der mit großen Buchstaben das Wort 'Salat' geschrieben stand. Die andere Schachtel mit der Aufschrift 'Allerlei' und die dritte, auf der das von Stulter selbst geprägte Wort 'Wüsterlei' zu lesen war. Wieviel wog das Ganze als Altpapier? Wie wäre es in einer Konkursmasse, für ein Gantverfahren anzusetzen?

Daheim berichtete Dr. Anderselbst beim Tee alles seiner Frau. Dann fügte er hinzu: „Es ist schade, daß Stulter den Tick hatte, sich niemals photographieren zu lassen. Nun werden wir vielleicht in Verlegenheit kommen, wenn wir ein Bild brauchen, um ihn zu suchen.“

„Warum denn suchen?“ versetzte Frau Virginie ihren Mann gelassen anschauend: „Er ist einfach davongefahren, auf Reisen gegangen.“

„Das hat er früher doch sonst nie getan. Sieben Jahre lang nicht.“

„Einmal muß man schon anfangen, vielleicht wird er jetzt sogar auf den Geschmack kommen zu vagabundieren, vielleicht sogar sich mit den verschiedensten Frauen abzugeben.“

„Trotzdem schade, daß kein Bild von ihm vorhanden ist. Man kann nicht wissen. Auch habe ich das Gefühl, als würde mir nach einer gewissen Zeit nicht mehr gegenwärtig sein, wie er ausgeschaut hat.“

Plötzlich begann Frau Virginie französisch zu reden: „Je m'en vais faire son portrait après souper,“ sagte sie gelassen.

Gleich nach dem Abendbrot machte sie sich tatsächlich an die Arbeit und schon nach etwa drei Stunden kam sie zu ihrem Mann ins Atelier und brachte ihm eine braungrundierte Portraitskizze des Verschollenen. Anderselbst wußte die Malbegabung seiner Frau wohl zu schätzen, jetzt aber wunderte er sich doch über die Vortüchtigkeit und Lebendigkeit dieses aus dem Gedächtnis entworfenen Bildnisses. Dr. Anderselbst sah seine Frau mit freundlichem Ernst an.

„Tu l'as aimé?“ fragte er sie.

Frau Virginie errötete: „Peut-être, mais je crois, qu'il ne s'en ai jamais aperçu.“

„Es ist gut, daß das Bild so schön ausgefallen ist,“ schloß Reginald Anderselbst: „Denn so wird es leicht sein, einige Zeitschriften oder Zeitungen dazu zu bewegen, es als eine Art Steckbrief zu publizieren.“

„Daß Du von diesem Gedanken nicht loskommst!“ äußerte sie mit einer gewissen Ungeduld. „Stulter ist nun einmal ein Bohémien. Außerdem hat er schließlich in Zürich nichts zu versäumen, es sei denn in der Beiz 'Zum Großen Bären'. Er wird schon wieder in Erscheinung treten.“

Anderselbst führte das Gespräch mit seiner Frau nicht fort. Er ging ins Laboratorium hinauf, stellte sich mitten in die Stube, den Schubladen gegenüber und überlegte, wieviel vom Stulter'schen

Nachlaß jetzt schon hier in diesem Zimmer bei ihm war. Ihn überkam eine Art Angst, all dies verworrene Material betreuen oder gar gestalten zu sollen und gerade dies erweckte in ihm den Wunsch, den dubiosen Sonderling wieder auftauchen zu sehen in einem solchen Maße, daß er einen Augenblick glaubte, seine Stimme im untern Stock zu vernehmen.

Mit Ungeduld wartete Anderselbst noch einige Tage. Dann veranlaßte er die Polizei, das Radio und einen Privatdetektiv Fahndungen zu veranstalten. Das Bildnis Stulters erschien und brachte in Erinnerung, daß Frau Virginie, geb. Curchod vor ihrer Ehe eine begabte Malerin gewesen war.

Aus Wald im Tösstal kam die Nachricht, eine alte Frau sei dem Gesuchten begegnet.

Ein Schaffner des Berner Schnellzuges glaubte sich auf ihn besinnen zu können.

Dann wurde im Wallis eine Leiche gefunden. Man schien sie genau identifizieren zu können und Dr. Reginald Anderselbst mußte selbst hinfahren.

Als er den Zug bestieg, war er erstaunt über die Erregung, die sich seiner bemächtigt hatte. Er verspürte den dringenden Wunsch, ja, eine Art von sehnlichen Verlangen, dort in Sion möchte er im Krankenhaus auf den ersten Blick die Leiche, die da liegen würde, als die des Dr. Ludwig Stulter erkennen. Ein Mensch, der da ist, lebendig neben einem steht, das geht in Ordnung, auch wenn der Mensch so unbequem, so störend und so problematisch ist wie dieser wunderliche Schriftsteller Dr. Ludwig Stulter. Selbst wenn er noch so problematisch war, so war er doch da. Wenn er es zu arg trieb, konnte die Liebe in Haß umschlagen und man konnte ihn umbringen, selbst auf die Gefahr hin, daß man dadurch schwer straffällig wurde.

Oder er war tot, und die Leiche lag da als klarer Abschluß über ein Dasein, dann galt es sich darüber klar zu werden, ob man die Erbschaft antreten wolle oder nicht. Hätte Dr. Anderselbst in Sion die Leiche seines Freundes identifizieren können, dann hätte er sich in Gottes Namen die Ärmel hochkrempeln müssen, um mit beiden Händen hineinzutauchen in den seltsamen Morast, als welcher ihm

die Manuskriptenmenge seines Freundes erschien. Dann hätte man wohl die Schriftsteller mobilisieren können, um eine Feier abzuhalten, in der festgestellt wurde, daß hier ein Mensch dahingegangen sei, dessen Wollen man doch verkannt habe und damit hätte man dann die kleine Akte abschließen können, die über den Dr. Ludwig Stulter in einer Fußnote der Literaturgeschichte hätte Erwähnung finden können. Je weiter die Fahrt ging, desto deutlicher vergegenwärtigte sich Dr. Anderselbst, wie das Testament geöffnet werden würde, wie sich niemand dafür interessieren könnte als er und wie er von keinem benedict, den Nachlaß heimtrüge. Wie nannte man das doch? Betreuen, adoptieren. Wenn es sich wenigstens um eine Schar fertiger und lebendiger Wesen gehandelt hätte, um die Verwaltung abgeschlossener Werke. So aber stiegen vor Dr. Anderselbst die Erinnerungen an Stulters unzählige Entwürfe, seiner Gedankensplitter, Skizzen, Torsi, Gerüste zu Büchern, Nascituri von Dramen, eine ganze gespensterhafte Welt auf. Als er dann das Krankenhaus betrat, den Raum, wo die Leiche aufgebahrt war, überkam ihn eine kaum erträgliche angstvolle Spannung. Wie er auf das Tuch blickte, unter dem sich die Silhouette der Leiche abzeichnete, kam ihm vor, als begännen seine Augen zu schielen, weil sie den Anblick vorwegnahmen und als das Laken vom Kopf weggezogen wurde, man das Haar erblickte, dann die Stirn, wurde ihm schwindelig, dann aber ging es vorüber, denn die Unsicherheit löste sich, es war für ihn ein völlig fremdes Gesicht, nur die Beamten, die Stulter nie gekannt hatten, konnten an diesem Menschen irgendeine Ähnlichkeit mit dem veröffentlichten Bilde finden.

Einige Tage später wurde der Körper eines Unbekannten aus dem Zugersee ans Ufer geschwemmt. Diesmal aber brauchte Anderselbst sich gar nicht erst hinzubemühen, denn es war bald ersichtlich, daß es sich um einen Basler handelte, der vermutlich wegen Bankrott Selbstmord verübt hatte.

Wiederum acht Tage später verabredete sich Dr. Anderselbst mit einigen Schriftstellern, die Dr. Stulter mehr oder weniger oberflächlich gekannt hatten. Er benutzte die Gelegenheit, um Frau Büsy aufzusuchen, die bitterlich zu weinen anfang und gleichzeitig andeutete, nun sei man schon mitten im Dezember, kurz vor Weih-

nachten, man habe da immer soviel Unkosten und wie das nun mit dem Zimmer sei. Obwohl die Polizei die Sachen würde abholen lassen, denn man wisse nun doch gar nicht, wann der liebe Dr. Stulter zurückkehren würde? Dann fing sie wieder an zu weinen. Anderselbst zahlte ihr die Miete für den Monat; sie dankte mit ergriffenen Worten, deutete aber an, daß Dr. Stulter bei ihr in voller Pension gewesen sei.

Anderselbst, der keine Lust hatte, mit ihr herumzuschachern, bot ihr 30 Franken Entschädigung für den Ausfall ihres Gewinns am Tischgast an. Dann ging er weiter, zum ersten Mal am 'Großen Bären' vorüber. Doch besann er sich, ging hinein und erkundigte sich bei Lydus, wie die Dinge stünden. Auch sie fing an zu weinen, worauf Anderselbst sie fragte, ob für Dr. Stulter noch etwas zu begleichen sei. Sie holte, sich die Augen wischend ihren Notizblock vor und sagte, es handle sich nur noch um 23 Franken 70 Rappen. Dabei schien sie aber doch zu zögern, so daß Anderselbst den Schreibblock einzusehen verlangte. Darin stellte er fest, daß die Schlußrechnung nicht Fr. 23.70 sondern Fr. 53.70 betrug.

„Warum schwindeln Sie denn,“ fragte Anderselbst ernst und freundlich. Die Serviertochter wurde noch röter als sie es schon von ihren Tränen war und sagte: „Ach, Dr. Stulter war solange ein guter Gast und dann haben Sie...“

Dr. Anderselbst gab ihr 60 Franken, verabschiedete sich und ging zum Kaffee weiter, wo er sich mit den Kollegen des verschollenen Schriftstellers verabredet hatte.

Dort traf er drei Herren, die weit weniger ergriffen zu sein schienen als Frau Büsy und die wackere Lydus. Als Dr. Anderselbst die Frage des Nachlasses erwähnte, machte Dr. Guggerli geltend, Penelope sei dem Odysseus 20 Jahre lang treu geblieben, weil man ja nicht wissen konnte, ob dieser Enoch Arden des Altertums nicht doch zurückkehren würde und hätte Penelope ihm inzwischen die Treue gebrochen, so würde er nicht nur mit den Freiern, sondern auch mit ihr übel umgesprungen sein. „Ich habe ja nicht das Vergnügen gehabt, Dr. Stulter näher zu kennen, aber ich hätte nicht den Mut, seinen Nachlaß in seinem Sinne weiter zu entwickeln. Er müßte sich auf jeden Fall mißverstanden vorkommen,“ meinte Dr. Guggerli.

Dr. Bacher gab ferner zu erwägen: „Mit dem Nachlaß von Friedrich Nietzsche hat es auch einige Schwierigkeiten gegeben. Wenn ich mich recht besinnen kann, scharfte nach seinem Zusammenbruch seine Schwester Elisabeth alles Erreichbare zusammen und bot dann diesen Nachlaß verschiedenen Universitäten an. Man hat ihr aber allerorten die kalte Schulter gezeigt.“

„Meine Herren,“ begann Dr. Guggerli von neuem. „Es ist gewiß kein Anlaß zum Scherzen, denn wir sprechen doch wahrscheinlich von einem Toten, aber stellen Sie sich bitte vor, wenn wir jetzt eine Feier veranstalten wollten und dann würde sich die Tür öffnen und Herr Dr. Ludwig Stulter träte herein, möglicherweise etwas angeheitert und nähme uns die Feier aus der Hand, um sich selbst seine Nachrede zu halten.“

Anderselbst fühlte eine merkliche Lust, dem Sprecher ein paar energische Ohrfeigen zu versetzen. Möglicherweise wäre dies nur eine Ausflucht seiner eigenen Unsicherheit gewesen, denn Dr. Stulter, der so beredt vom Zwielight des Tages und vom Zwielight des Jahres zu sprechen wußte, hatte tatsächlich seine Freunde und die Menschen überhaupt in einer seltsamen Zweideutigkeit über sich selbst zurückgelassen. Er selbst hatte die Schuld daran, wenn die Überlebenden einen so plausiblen Vorwand bekamen, sein Werk langsam verstauben zu lassen. Niemandem, auch seinem Freund Anderselbst nicht, blieb etwas anderes übrig als abzuwarten und, sich andern Dingen zuzuwenden, um nicht ins Leere starren zu müssen.

So ging der Monat des Capricornus vorüber, das erste von den zwölf Tierkreiszeichen, in dem Dr. Ludwig Stulter vor einem Jahr die Idee seiner neuen technischen Astrologie, seiner kopernikanischen Astrologie und des heliotischen Zeitalters gefaßt hatte.

Dann folgten sie alle aufeinander, der Monat der Amphora, des Wasserträgers.

Der Monat der Fische.

Der Monat des Aries, der auf deutsch Widder heißt.

Der Monat des Stiers.

Gemini oder die Zwillinge.

Cancer oder der Krebs.

Leo, der Löwe.

Virgo oder die Jungfrau.

Libra oder die Waage.

Am 23. Oktober trat man wieder in das Bild des Skorpions ein.

An diesem Abend saßen Anderselbst und Frau Virginie bei Tisch, als sie unvermittelt sagte: „Jetzt würde Ludwig Stulter wahrscheinlich vermerken, daß wir in das Haus des Skorpions treten, und er würde beginnen, darüber nachzugrübeln, was man gegenüber, im Zeichen des Stiers, für ein Schicksal zu gewärtigen habe, um daraus das Horoskop der Technik in diesem Monat zu stellen.“

„Wie kommst Du gerade darauf, Virginie?“ verwunderte sich Dr. Anderselbst.

„Ich denke, weil das Verschwinden Stulters sich nun bald jähren wird. Jetzt glaube selbst ich nicht mehr an sein Wiederkommen. Es scheint, keiner von uns wird jemals erfahren, wohin er ausgewandert ist.“

Nachbemerkung

Zürich, mein Feldherrnhügel

Meine literarischen Geschäfte und Einnahmen in Zürich.

Es ist nicht üblich, in Autobiographien von Dichtern und Philosophen eine genaue Bilanz ihrer Einnahmen zu präsentieren. Ich tue es, auch auf die Gefahr hin, daß der geldlich eingestellte Leser aus der geschäftlichen Erfolgslosigkeit des Autors literarische Inferiorität, vielleicht sogar geistige Ohnmacht herausliest und ableitet.

Auf keinen Fall genügt es, den Satz aufzustellen: Erfolglosigkeit sei eine Garantie für eine bahnbrechende Genialität. Ebenso verkehrt ist aber die Meinung fast aller heutigen Journalisten, Kritiker, Verleger, Buchhändler und Lektoren, wenn sie glauben, ein Buch, ein Gedichtband, eine Partitur sei widerlegt, wenn «das Produkt» gut ausgestattet, und mit genügender Propaganda vorge-schoben, sich nicht innerhalb von 6 Monaten hat durchsetzen können. Die typische amerikanische Reklame wird überschätzt. Dabei bedeutet sie nur Schaumkronen auf den auf- und abschwellenden Dünungen des Wirtschaftslebens. Niemals hat Routinepropaganda ein Buch, eine Dichtung, ein Drama auf die Dauer durchsetzen können, wenn dieses Werk nicht in der Grundstimmung des Publikums Resonanz fand. Und niemals ist es einer noch so gehässigen Kritik gelungen, ein Fundamentalwerk auf die Dauer unter ihrem Stiefel zu zermalmen, wenn das Werk in die großen Kettenreaktionen der historischen Entwicklung hineingehörte.

Dr. Geheeb (er hat meine ersten Gedichte im «Simplizissimus» gebracht), sagte mir einmal, er würde jederzeit eine Stellung für mich haben in München. Er fügte ausdrücklich hinzu, es sei eine Ausrede der Ratés, daß das Genie verkannt werde. Im Literaturbetrieb des Deutschtums gäbe es immer eine Stelle, welche jede urwüchsige Begabung sofort erkenne. Hierin irrte der Chefredaktor des scheinbar revolutionären Simplizissimus. Ein Rubens war ein großer Maler, obwohl er mit Ruhm überschüttet wurde, und Shakespeare ist ungemein erfolgreich gewesen, fast ein Geschäftemacher als Theaterdirektor und dabei doch der Mount

Everest im Himalaya der englischen und europäischen Dramendichtung. Um zu einem objektiven Standpunkt zu gelangen, hielt ich mich an das Beispiel meiner großen Unsterblichkeitskameraden: Aischylos, Dante, Shakespeare, Goethe, Hölderlin, Hegel, Marx, Engels, Bachofen, Freud, Einstein ... und an die großen Künstler. Außerdem war für mich das Problem des großen Genies, das ein bahnbrechendes Lebenswerk in völliger Erfolgslosigkeit und bössartiger Ablehnung durch die Kollegen der Schreibzunft, ohne Zermürbung und ohne Verbitterung lebenslang durchzuhalten vermag, aufs tiefste verwandt mit der Fähigkeit des Handwerkers, des Erfinders, monate-, jahrelange Arbeitslosigkeit zu ertragen.

Nur während zwei Jahren habe ich mein Leben ehrlich verdient, nämlich am Französischen Gymnasium in Berlin in den Jahren 1917 bis 1918, wenn man annehmen will, daß ein Oberlehrer sein Leben ehrlich verdient, indem er lauter Sachen wiederkaut, die ihm vorgeschrieben sind, die er nicht selbst schöpferisch erarbeitet hat.

Die Intelligentsia

Wenn irgendein Schweizer Pädagoge oder Diplomat irgendwo im Ausland belehrend auftritt (gleichsam mit erhobenem Zeigefinger), wird ihm fast immer bedeutet, die Schweiz habe sich als bloßer Zuschauer aus dem Malstrom des Weltrisikos herausgehalten, und daher hätten wir keine Berechtigung, andern Nationen Ratschläge zu erteilen.

Ich werde nun auf den kommenden Seiten das Wort lancieren: die Schweiz, ein Weltobservatorium. Beschwöre ich damit eine weitere Gefahr des Voyeurismus herauf? (Voyeurismus definiere ich als: «Süchtigkeit bei Handlungen zuzuschauen, deren Risiko man nicht selbst zu übernehmen wagt.»)

Diese Gefahr besteht in der Schweiz hauptsächlich für die geistigen Arbeiter. Unsere Techniker, Industriellen, Ingenieure, Uhrenfabrikanten und Bankiers dagegen sind immer gezwungen gewesen nach Märkten Ausschau zu halten. Sie durften ihre Augen nicht verschließen vor den Veränderungen, die sich weltrevo-

lutionär in Rußland, in Amerika, Afrika, und nun auch in Asien vollziehen.

Wenn es nun auf die geistigen Arbeiter gar nicht mehr ankäme? Es hat sich aber im ganzen Verlauf der Welt immer wieder erwiesen, daß die geistigen Arbeiter, Mathematiker und Philosophen, Theologen, Historiker und Soziologen, daß diese Intelligentsia, die von vielen Ingenieuren, Managern und Parteibonzen tief verachtet wird, in Tat und Wahrheit lebenswichtig ist für den Fortschritt der Staaten, für die progressive Selbstgestaltung eines Staatskörpers.

Wenn nun unsere Intelligentsia innerlich kapituliert und mit mißbilligendem Kopfschütteln zu den Weltprozessen hinschaut, so entsteht wirklich die Gefahr, daß die Schweiz zum neutralistischen Weltobservatorium zusammenschrumpft, von dem aus die Weiterentwicklung der Menschheit nur noch mit altjüngferlicher Mißgunst beurteilt und mit einer schlechten Zensurnote versehen wird.

Bis zum ersten Weltkrieg war die sich für die Schweiz ergebende Spannung zwischen innen- und außenpolitischer Struktur noch tragbar. Sie wurde überbrückt durch die Fremdenindustrie (über die sich Alphonse Daudet und Marc Twain so köstlich lustig gemacht haben). Seit 1940 genügt aber das Hotelwesen nicht mehr. Auch nicht der Außenhandel mit Uhren und Präzisionsmaschinen, weil es bereits ein System von Nuklearmaschinen gibt, welche jede bisherige metallurgische Präzisionsarbeit deklassieren. Hier hätte die Intelligentsia helfend einzugreifen. Sie versagt aber genau so wie die Intelligentsia Westdeutschlands, Englands, Frankreichs und Italiens.

Als Heimkehrergespenst habe ich erstaunlicherweise weder sehr viel gelitten, noch bin ich in dieser Knochenmühle geistig zu Mehl verarbeitet worden. Das mag daran liegen, daß ich die Neutralität der Schweiz erfaßt habe als die Möglichkeit, sine ira et studio, hier ein, die ganze Menschheit überschauendes Weltobservatorium zu errichten.

Bis zum äußersten gereizt, so daß ich beständig am Dachrand meiner Nerven spazierte, hat mich lediglich die Unfähigkeit der Schweizer Intelligentsia. Diese war nicht vorbereitet, der Aufgabe gerecht zu werden, die der Schweiz schon 1914, dann in den Jahren ab 1933 zugefallen war.

Wenn man nichts Wagemutiges, nichts Pioniermäßiges unternimmt, muß man sich auch nicht darüber wundern, wenn man schwach entlohnt wird. Läßt sich ein Kahn ins Schlepptau eines großen Schiffes nehmen, so muß der Kahn dafür bezahlen. Es sind immer nur Industrielle und Versicherungsbankiers, die aus rein praktischen Gründen den Problemen der amerikanisch-russischen Weltrevolution «ins Auge» sehen. Die Intelligentsia zog sich auf das bequeme Refugium der heimatlichen Dichtung zurück. Nun darf sie sich nicht wundern, wenn sie in den heutigen Weltgeschäften als *Quantité négligeable* nur sehr niedrig entlohnt wird.

Beim Dichter-Industriellen-Kongreß auf Boldern über dem Zürichsee (März 1956), habe ich freudig bekannt, daß die Schweizer Dichtung und Literatur mitsamt der entsprechenden Wiener, Westdeutschen, Französischen und Italienischen Literatur gänzlich überflüssig geworden ist, da sie sich aus den Konflikten des Ultratechnoikum auf die Naturschutzreservate der Dichtung des 19. Jhdts. zurückgezogen hat. Meine Auffassung, meine Definition der Schweiz als sozialphysikalisches Weltobservatorium läuft für mich persönlich tragisch aus. Sie wird mich noch mehr isolieren. Meine Denkweise wird zu einem neuen Konflikt zwischen mir und meinen Dichterkollegen führen (außer meinem obligaten Konflikt, der sich für mich als sublim geistiger Arbeiter, mit den Bücherfabriken, alias Großverlegern ständig ergibt). Statt neue Brücken querweltein zu den neuen Weltmächten zu schlagen, bleiben die eingeschüchterten Schriftsteller noch immer innerhalb des Schlaraffenrings der Lorbeer-verteilenden europäischen Akademien eingezwängt wie Murmeltiere in ihren Alpenbauten.

Bestenfalls könnte man sagen, es sei meiner Selbstsabotage gelungen, mich zwischen alle Stühle zu setzen, was aber nicht zutrifft, da ich ja meine Lage bewußt herbeigeführt habe. Die innere Bitterkeit, die normalerweise bei einem Schriftsteller mit der Erfolglosigkeit verbunden zu sein pflegt, habe ich daher nie empfunden. Auch empfinde ich mich gar nicht als Schriftsteller und werde daher nur wenig dadurch gestört, von den Menschen nicht als solcher anerkannt zu werden.

Sollte es mir gelingen, ein System des nicht nur begründeten, sondern pflichtgemäß notwendigen Erfolgsstreikes auszubauen, so hätte sich die scheinbare Erfolglosigkeit meines Daseins durchaus gelohnt. Die Weltgeschichte würde anders aussehen, wenn nicht alle regierenden Narren immer wieder gehorsame und willige Feldherren gefunden hätten, um ihre Völker in Mißerfolg und Untergang hineinzuführen.

Schlusßendlich muß jedes Curriculum vitae, auch wenn es nicht geschrieben wird als Referenz für irgendeine Anstellung, eine Rechtfertigung bedeuten. Diese Rechtfertigung kann beim Curriculum vitae eines Erfolglosen einzig und allein darin bestehen, indem der Erfolglose nachweist, er habe mit vollem Recht die Mitarbeit bei irgendeinem welt-historischen Geschäft verweigert, weil er genau voraussah, daß dieses Weltgeschäft sich selbst widerlegen und in einen selbstmörderischen Bankrott einmünden mußte, woran der betreffende Arbeitslose oder Erfolgsstreiker nicht mit Schuld sein wollte.

Adrien Turel, Ausschnitte aus „Bilanz II“, autobiographische Berichte.



Adrien Turel im Gespräch mit Georges Vantongerloo (links) und Max Bill (rechts), Zürich 1949.

Adrien Turel in der Edition Moderne:

Auf unserem anatomischen und psychologischen Rundgang durch die Menschenwelt war es für uns ausserordentlich beruhigend, feststellen zu dürfen, dass der Mensch in keiner Weise befähigt ist, seine Schlüsselposition auf der Erde zu erfassen. Im Gegenteil! Wir konnten einwandfrei feststellen:

Der Mensch verfolgt, verbrennt, lässt verhungern, vertilgt mit unausrottbarem Hass systematisch alle Individuen, welche versuchen, durch Züchtung des Übermenschen, das heisst nicht eines Über-Kriegers oder Über-Eroberers oder Über-Maschinenproduzenten, sondern eines *unverführbaren, unbestechlichen Menschen*, diese uns gefährliche Schlüsselposition zu erringen. Dadurch hält er seine machtvolle Entfaltung auf. Auch durch seine Borniertheit, nur die dynamische Bewegung des geborenen Menschen sehen zu wollen, verscherzt er seine Schlüsselstellung im Kosmos und wird uns Termiten völlig ungefährlich. Er sieht nur die Bewegung in der Eisenbahn, im Flugzeug, im Auto. Dass ein »unbewegliches« Wesen, ein Embryo, ein Termitenstock, ein Baum, dennoch und erst recht eine mächtige Bewegung in sich selbst ausführt, indem es sich aus sich selbst vulkanartig stülpt, knotet, ausingt, und in beständiger Verwandlung durch Eigenverdauung zu höherer Gestalt umformt – das sieht der Mensch nicht.

Darum wütet er mit wahrhaftigem Fanatismus gegen die Pflanze, insbesondere gegen die Bäume. In unbewusster Eifersucht will er sie ausrotten. Wo er als Eroberer hinkam, natürlich auch aus Gewinnsucht, bringt er den gesunden Haushalt der Erde, das ausgeklügelte Zusammenleben von Pflanze und Tier in Unordnung. Er verändert Wälder und Prärien in Steppen und Sandbüchsen, verschmutzt das Wasser, verursacht Wassernöte und sogar Klimaänderungen.

Reise einer Termiten zu den Menschen

Ein Reisebericht? Eine Utopie? Eine Satire?

Mit 9 Bildern von Hugo Suter

248 S., engl. Broschur, Fr. 29.–/DM 34.–

Hugo Eberhardt
EXPERIMENT ÜBERMENSCH
Zur Lyrik Adrien Turel

ca. 160 S., broschiert, ca. Fr. 20.—, Auflage: 500,
ISBN 3-907010-13-2

Adrien Turel, der Schweizer «Sozialphysiker», ist ein Sonderfall, wie schon ein oberflächlicher Kontakt mit seinem Werke erweisen mag, das über dreissig Publikationen und annähernd dreissigtausend unveröffentlichte Manuskriptseiten umfasst. Dieses erratische Werk besticht – oder irritiert – durch eine eigenartig vielschichtige und verwirrende Perspektive. Eberhardt geht in seiner Dissertation dem ästhetischen Konzept Turels nach: Der Mensch in der Auseinandersetzung mit der Technik und die Frage nach einer Kunst, die wieder von strukturgebender Bedeutung sein könnte.

**Noch erhältliche, polykopierte Originalausgaben oder Bücher
Adrien Turels aus anderen Verlagen:**

Vom Mantel der Welt
Gedichte, Fr./DM 20.–

Von Altamira bis Bikini
Fr./DM 25.–

Shakespeare
Fr./DM 18.–

Die dritte und letzte Stufe der Weltrevolution
Fr./DM 30.–

Und nichts fiel auf ein gut Land
Fr./DM 35.–

